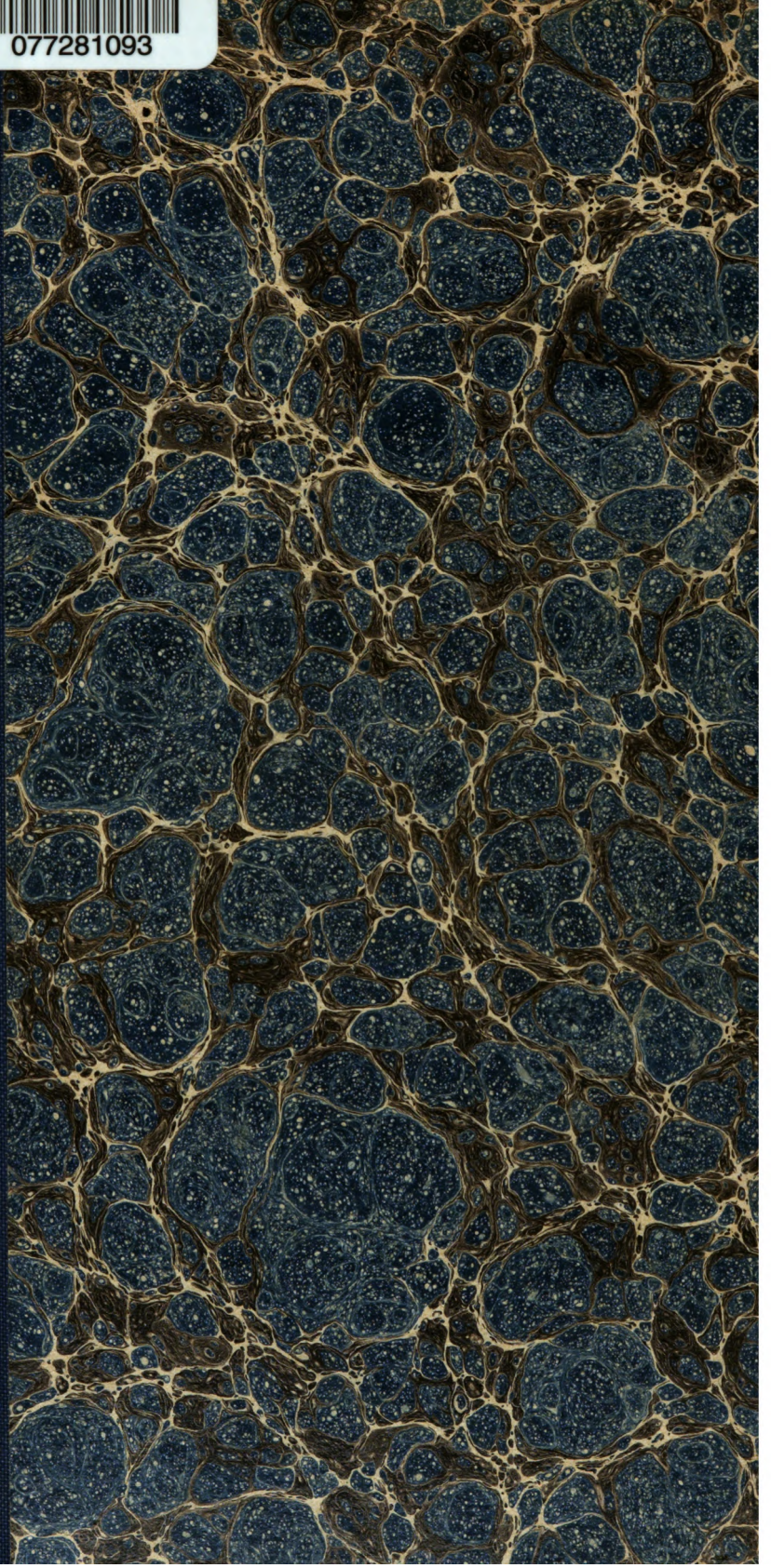
32101 077281093



Library of

Princeton University.

Geographische Gesellschaft in Hamburg

MITTHEILUNGEN

der

Geographischen Gesellschaft in Hamburg

1889—90.

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben

von

L. Friederichsen,

Erstem Sekretär.

Mit einem Stadtplan und einer Karte.

Alle Rechte vorbehalten.

HAMBURG.

L. Friederichsen & Co.

Land- und Seekartenhandlung,

Geographischer und Nautischer Verlag.

Neuerwall 61.

1890.

1000
.3865 (1889/90) v.9

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Precht, W.: Regionalzeit und Weltzeit. Ein Vorschlag zu ihrer Vereinigung 1— 10

Schumacher, Herm. A. Dr.: **El Dorado.** Aus der Geschichte der ersten Amerikanischen Entdeckungs-Reisen ..... 11— 30

Wendt, G. Prof. Dr.: **Auf den Normännischen Inseln** ..... 31— 56

Arendt, C. Prof.: **Peking und die Westlichen Berge.** Stadt- und Landschaftsbilder aus dem Nördl. China. Mit einem Plan von Peking (Tafel 1) 57— 96

Gottsche, C. Dr.: **Die Japanischen Frauen** ..... 97—115

Precht, W.: Regionalzeit und Weltzeit. Nachtrag..... 116—119

Warburg, O. Dr.: **Die Liukiu-Inseln** ..... 121—145

Moritz, B. Dr.: **Die Verkehrsverhältnisse in Mesopotamien.** Mit einer Karte (Tafel 2)..... 146—165

Hesse-Wartegg, Ernst von: Der Columbia und sein Stromgebiet. ..... 166—183

Polakowsky, H. Dr.: **Geschichte der neuesten Wirren in Mittel-Amerika** .. 184—219

Sitzungsberichte 1889 und 1890, zusammengestellt von H. Michow 220—263

Mitglieder-Verzeichniss von Ende 1890..... 264—271

Tafeln.

Taf. 1. **Plan von Peking,** nach einer Original-Handzeichnung entworfen von **Charles Arendt,** auf halben Maasstab reduzirt und gezeichnet von H. Michow.

Taf. 2. **Karte** zur Veranschaulichung der Verkehrsverhältnisse in **Mesopotamien,** im Maasstab von 1 : 3 000 000, von Dr. **B. Moritz.**

510750

Regionalzeit und Weltzeit.

Ein Vorschlag zu ihrer Vereinigung.

Von

Wilhelm Precht.

Vom österreichisch-ungarischen Ministerium ist der Antrag der Eisenbahnverwaltung, für den Eisenbahnverkehr die Zeit des Meridians 15° ö. v. Gr. einzuführen, unter der Bedingung angenommen, dass diese Zeitrechnung auch im Deutschen Reich Geltung erhalte. Dadurch ist wieder ein Schritt vorwärts geschehen zur allgemeinen Einführung der Regionalzeiten, welche ausser in Grossbrittannien in Schweden, Japan, den Vereinigten Staaten, Kanada und, bis auf die Differenz von etwa einer Minute, in einem Theile Russlands in Gebrauch sind.

Gegner derselben sind die Anhänger der Weltzeit, einer auf der ganzen Erde übereinstimmenden Tageszeitrechnung. Zwar soll diese nur zum internen Gebrauch im Präcisionsverkehr und in den Wissenschaften bestimmt sein; doch hegt man wohl die Hoffnung, dass sie in späterer Zeit auch im bürgerlichen Leben Eingang findet. Durch allgemeine Einführung der Regionalzeiten würde dies nun jedenfalls erschwert; das Gute wäre der Feind des Besseren. Man hat vorgeschlagen, Regional- und Weltzeit in der Weise neben einander einzuführen, dass erstere, wie gebräuchlich, durch Zahlen, letztere aber durch Buchstaben bezeichnet wird. Das Ende des Tages gleich dem Beginn des nächsten Tages soll den Buchstaben **Z** erhalten, die erste Stunde **a** u. s. w. mit Auslassung von v und i. Die Stunden sollen von 1—24=0 wie in Italien und in der Astronomie gezählt werden.

Einen Weg, bei Einführung der Regionalzeiten die der Weltzeit unnöthig zu machen, glaube ich im Folgenden angeben zu können.

Wird jetzt von zwei Orten der Erde die Zeit des Eintritts eines Ereignisses, z. B. des Anfangs eines Erdbebens gemeldet, so muss der, welcher zum Zweck der Verwerthung dieser Nachrichten den Zeitunterschied zwischen beiden Angaben berechnen will, sich zunächst

vergewissern, was für eine Zeit gemeint ist. Ist nach Lokalzeit gerechnet, so muss er aus Tabellen oder genauen Karten die Länge der Orte entnehmen, darnach den Zeitunterschied beider Orte und dann den der Angaben berechnen. Dabei macht die Bestimmung des Datums noch eine besondere Ueberlegung erforderlich, und bei Nachrichten aus den Gegenden mit schwankendem Datum wird man vielleicht im Zweifel sein, ob der 180. Grad als Datumgrenze angenommen ist, oder ob die Datumrechnung des betreffenden Landes zu Grunde liegt, welche sich nicht immer nach dieser Datumgrenze richtet.

Stammt eine Zeitangabe aus einem Lande, in welchem nach Regionalzeit gerechnet wird, so wird man z. B. bei astronomischen Nachrichten und solchen über Schiffsbewegungen nicht sicher sein, ob nicht doch Lokalzeit (Schiffszeit) gemeint ist. Aber auch wenn die Zeit als Regionalzeit feststeht, kann man sich häufig auf den gewöhnlichen Karten nicht über dieselbe vergewissern, da die Grenzen der Regionen aus praktischen Gründen nicht mit den Grenzmeridianen ($7\frac{1}{2}^0$, $22\frac{1}{2}^0$ u. s. w.) übereinstimmnn.

Diese Schwierigkeit wird vermieden, wenn allgemein durchgeführt wird, dass bei allen für andere Regionen bestimmten Zeitmeldungen die Region, deren Zeit der Angabe zu Grunde liegt, angegeben wird. Dies könnte durch Hinzufügung von Namen geschehen, wie sie in den Vereinigten Staaten gebraucht werden. Immerhin wäre auch dann für den, welcher die Zeiten aller 24 Regionen nicht sicher im Kopfe hat, das Aufschlagen einer Tabelle erforderlich. Auch ist die Namengebung nicht so einfach und würde vielleicht eine Mehrheit von Namen für dieselbe Region herbeiführen. Man kann z. B. nicht von den Bewohnern der Westküste Südamerikas erwarten, dass sie ihrer Zeit den nordamerikanischen Namen »östliche Zeit« geben. Der Name »Greenwichzeit« würde vielleicht trotz seiner historischen Berechtigung andern Nationen nicht passen. »Kanalzeit« würde neutraler klingen. Für die schwedische Zeit des 15. Grades ist in Oesterreich der Name »Adriazeit«, für die des 30. Grades »Bosporuszeit« vorgeschlagen. Doch, wie der »Hamburgische Correspondent« mit Recht einwendet, haben diese Namen für die Nordeuropäer nicht rechte Bedeutung. Diese Zeitung schlägt deshalb den Namen »mitteleuropäische Zeit« vor, dem sich »westeuropäische Zeit« gut anschliessen würde. Unter Mitteleuropa versteht man in der Geographie aber nicht die Länder von Schweden bis Sicilien, sondern nur Deutschland, manchmal auch noch das in einer andern Region gelegene Frankreich. Der historisch berechtigte Name wäre hier »schwedische Zeit«, wie für die Zeit des 135. Grades »japanische Zeit.«

Ganz neutral, jeglichen Streit ausschliessend und für die Umrechnung äusserst bequem ist es aber, wenn man die Zeit jeder Region mit der lateinischen Ziffer der Stunde bezeichnet, welche die Uhr dort zeigt, wenn es in Greenwich $0^h = 24^h$ ist. Die schwedisch-deutsch-italienische Zeit erhält dann die Ziffer I, die des westlichen Russlands II, Japans IX, die Regionen der Vereinigten Staaten XVI bis XIX. Die Kanalzeit ist mit XXIV oder mit **Z** (zero an Stelle der im lateinischen Ziffernsystem fehlenden 0) zu bezeichnen. 0^h am 20. November z. B. ist 24^h am 19. November. Da bei Hinzufügung von Minuten die Angabe $24^h\ 10'$ der 24 nach dem 19. November angehören würde, während in Wirklichkeit der 20. schon angebrochen ist, wird es sich empfehlen, Mitternacht 0^h zu nennen.

Aus dieser Bezeichnungsweise wird sich dann sofort ergeben, dass man die Regionalzeiten auch mit den mit den Zahlen zusammengesetzten Namen benennt. Die Kanalzeit wird »Nullzeit«, die westrussische »Zweizeit«, die japanische »Neunzeit« und die amerikanische Interkolonialzeit »Zwanzigzeit« heissen. Daneben könnten ja immerhin noch andere Namen gebraucht werden.

Die Umrechnung der Zeitangaben ist nun sehr leicht mechanisch vorzunehmen. Bei der Bearbeitung mehrerer Angaben wird man alle in eine Zeit, z. B. in die Greenwichzeit umrechnen, welche so als Weltzeit gelten würde. Dazu ist nichts erforderlich, als die Regionalziffer von der eventuell um 24 zu vergrössernden Stundenzahl zu subtrahieren; z. B. $9^h\ 13'$ VI $= 3^h\ 13'$ **Z** (Weltzeit); $2^h\ 47'$ XX $= 6^h\ 47'$ **Z**. Zur Verwandlung der Zeit einer Region in die einer Region mit einer niedrigeren Ziffer wird der Unterschied der Regionalziffern subtrahiert, umgekehrt addiert. Ist der Subtrahend grösser als der Minuend, so ist letzterer um 24 zu vergrössern; beträgt bei Addition die Summe über 24, so ist 24 von ihr zu subtrahieren.

$3^h\ 26'$ **Z** ist in Kalkutta VI $9^h\ 26'$. — $9^h\ 45'$ I (Hamburg) ist in New York XIX $9^h\ 45' + 18' = 27^h\ 45' = 3^h\ 45'$. — $6^h\ 30'$ XVI (San Francisco) ist in Hamburg I $6^h\ 30' - 15^h = 15^h\ 30'$ ($3^h\ 30'$ p. m.).

Das Datum ist natürlich nicht immer das des gegebenen Tages. Etwas Ueberlegung lässt das richtige Datum unschwer finden. Eine mechanische Regel erleichtert aber die Umwandlung und lässt Irrthümer leichter vermeiden.

Die nachstehende Tabelle enthält in der ersten Horizontalreihe die Regionalziffern, welche mit den Zahlen der zweiten Reihe übereinstimmen. Diese giebt die Stunden der einzelnen Regionen an, wenn es nach **Z**-Zeit 0 Uhr ist. Die dritte giebt die Stunden an, wenn es 1^h **Z** ist u. s. w. Die durch blaue Ziffern bezeichneten Stunden sind die

Z	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII	XIV	XV	XVI	XVII	XVIII	XIX	XX	XXI	XXII	XXIII	XXIV
0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1
2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2
3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3
4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21
22	23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22
23	24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
24.0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24

desjenigen Tages, welcher im Datum gegen die in schwarzem Druck gegebenen Stunden um einen Tag zurück ist. Das Dreieck mit den rothen Ziffern giebt die Stunden des gegen die schwarzen Ziffern um einen Tag späteren Datums.

Wenn es z. B. nach V = Zeit am 20. November 8^h ist, so ist es nach XVII = Zeit am 19. November 20^h und umgekehrt. Am 20. November 14^h XIX ist gleich am 21. November 4^h IX.

Der Datumwechsel tritt einmal ein um $24^h = 0^h$. Ich habe beide Ziffern gesetzt, so dass die Grenze zwischen ihnen durchgeht und bei Gebrauch der Bezeichnung 0^h das um einen Tag spätere Datum zu nehmen ist. Die andere Datumgrenze kann zwei Stellen haben. Nach Schiffszeit fällt sie mit dem 180. Grad zusammen. Genau auf diesem Meridian kann man zwei um einen Tag verschiedene Daten schreiben. Nach Einführung der Regionalzeit herrscht diese Willkür auf dem ganzen Meridionalstreifen zwischen $172\frac{1}{2}^0$ und $187\frac{1}{2}^0$, da es auf ihm 0^h am 20. November = 24^h am 19. November und 24^h am 20. November = 0^h am 21. November ist, wenn es in Greenwich 12^h am 20. November ist, man also in demselben Moment mit gleichem Rechte 0^h am 20. und am 21. November oder auch 24^h am 19. und am 20. November schreiben kann. Man muss hier entscheiden. Die in diesem Streifen liegenden Theile der Tschuktschenhalbinsel und Neuseelands haben asiatisches Datum. Es erscheint angebracht, dem Streifen dieses Datum zu lassen und also als Datumgrenze den $187\frac{1}{2}^0$ östl. von Greenwich gelten zu lassen.

Die Erde zerfällt so in zwei Halbkugeln, eine »asiatische« und eine »amerikanische«. Der **Z**-Streifen gehört, wenn man Mitternacht mit 0^h bezeichnet, wie es wegen der Hinzufügung von Minuten erforderlich ist, zur asiatischen Halbkugel, andernfalls zur amerikanischen. Von praktischer Bedeutung ist dieser Unterschied nur bei der Mitternachtsstunde. Die asiatische Halbkugel umfasst die Streifen **Z** bis XII, die amerikanische die von XIII bis XXIII, erstere also zwei Streifen mehr als letztere. Durch Hinzufügung der **Z**- oder der XII-Region zur amerikanischen Seite würde die Zahl der Streifen gleich werden.

Für die Auffindung des Datums haben wir nun folgende Regeln:

Auf derselben Halbkugel hat man das folgende Datum, wenn man als Summe über 24 erhält, das vorhergehende Datum, wenn man zum Minuenden 24 addieren muss.

Auf der entgegengesetzten Halbkugel hat man das vorhergehende Datum, wenn man als Summe nicht über 24 erhält, das folgende Datum, wenn man zum Minuenden nicht 24 addieren muss.

In allen übrigen Fällen bleibt das Datum dasselbe.

Die erste Regel ergiebt sich ganz von selbst, und die zweite ist in jeder Beziehung das Umgekehrte der ersten.

Beispiele. Der Eintritt eines Ereignisses wird gemeldet:

9. November 18^h 20′ XIX (New York). Dies ist
9. November 23^h 20′ Z (West-Europa),
10. November 1^h 20′ II (West-Russland),
10. November 5^h 20′ VI (östl. Vorder-Indien),
10. November 8^h 20′ IX (Japan),
9. November 15^h 20′ XVI (Kalifornien).

Ueber die erste Fahrt der »Augusta Victoria« wurde gemeldet: Abfahrt von Hamburg am 2. November $1\frac{1}{2}^h$ a. m., Ankunft in New York am 9. November 3^h a. m. Ist damit Schiffszeit gemeint, so würde diese Meldung künftig so lauten: Abfahrt: 2. November 1^h 40′ I, Ankunft: 9. November 2^h 55′ XIX. Letzteres ist = 9. November 8^h 55′ I. Fahrtdauer: 7 Tage, 7 Stunden 15′.

Eine Meldung laute: Abfahrt von Hamburg; 10. November 3^h I, Ankunft in New York: 17. November 20^h XIX. Dies ist = 18. November 2^h I. Also Fahrtdauer: 7 Tage, 23 Stunden.

Es sei gemeldet:

aus Arica: Eintritt eines Erdbebens am 12. Juli 20^h 9′ XIX,
aus Honolulu: Ankunft einer Erdbebenwelle am 13. Juli 0^h 23′ XIV,
aus Newcastle (Australien): desgl. am 14. Juli 10^h 14′ X.

Die genannten Zeiten sind nach Weltzeit:

12. Juli 20^h 9′ XIX = 1^h 9′ am 13. Juli, da die Regionen auf verschiedenen Halbkugeln liegen, und der Minuend nicht um 24 vergrössert werden muss,
13. Juli 0^h 32′ XIV = 10^h 32′ am 13. Juli, da es verschiedene Halbkugeln sind und zum Minuenden 24 addiert werden muss,
14. Juli 10^h 14′ X = 0^h 14′ am 14. Juli, da die Halbkugel dieselbe ist und nicht 24 addiert zu werden braucht.

Als Zeit, welche die Flutwelle gebraucht hat, ergiebt sich also:
von Arica bis Honolulu 10^h 32′ — 1^h 9′ = 9 Stunden 23′,
von Arica bis Newcastle 0^h 14′ am 14. — 1^h 9′ am 13. = 23 Stunden 5′.

Die Tabelle auf Seite 8—10 enthält ein Verzeichniss der Regionen. In der dritten Spalte finden sich Namen derselben. Die hervorgehobenen sind im Gebrauch, die übrigen werden vorgeschlagen und zwar die eingeklammerten hier. Die vierte Spalte enthält Orte, deren Lokalzeit von der Regionalzeit wenig verschieden ist. Die Zahlen in den Klammern bezeichnen die Abweichung von der Regionalzeit in Minuten, wenn nicht Sekunden besonders angegeben sind. Sie sind fast alle

nach einem Längenverzeichniss berechnet und auf Viertelminuten abgerundet. In der letzten Spalte sind die wichtigsten Länder zusammengestellt, welche den betreffenden Regionen angehören. Liegt nur ein kleiner Theil eines Landes ausserhalb der Region, so ist dies ausser bei Deutschland nicht besonders bemerkt.

Nebenbei bemerkt, wird die gedächtnissmässige Verknüpfung von Regionalziffern mit den Namen geographischer Objekte sehr dazu beitragen, über deren Lage und Grössenverhältnisse, die Grundlagen der Geographie, anschauliche Vorstellungen zu verschaffen, besonders wenn man sich die Breiten der Regionen auf einigen Parallelkreisen merkt. Dazu genügen

Aequator: 1700 km,
20°: 1600 km,
30°: 1450 km.

Die Breite der Region auf dem 60. Parallelkreis beträgt die Hälfte derjenigen auf dem Aequator, also 850 km. Bis zur Breite von 60° kann man die übrigen Breiten durch Interpolation, zwischen dem 30. und 60. Breitengrad durch Subtraktion von 100 km für je 5° finden, ohne einen Fehler über 30 km, ca. 3%, zu machen.

Die Erstreckung der Vereinigten Staaten über 4 Regionen, fast gleich der Europas, giebt eine Vorstellung von der Grösse dieses Reiches, wie von der des europäischen Russlands die Ausdehnung desselben über 2½ Regionen. Die Zugehörigkeit der pacifischen Staaten Süd-Amerikas zur östlichen Region Nord-Amerikas giebt die gegenseitige Lage dieser beiden Erdtheile. Asien umfasst die Regionen II—XII, also fast die ganze Halbkugel. Vorder-Indien bedarf zweier Regionen. Die japanische Zeit gilt für Mittel-Australien u. s. w.

Verzeichniss der Regionen.

Reg.-Ziffer.	Mittl. Merid.	Namen.	Orte am mittleren Meridian.	Länder der Regionen.
Z	0°	Greenwich-, westeuropäische, Welt-,(Kanal-) Zeit.	Le Havre (+ 1/2), Bordeaux (—2 1/4), Valencia (— 1 1/2), Oran (— 2 3/4), Accra (0).	Brittannien, östl. Irland, westl. Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, Schweiz westl. v. Basel, Spanien, Algier, Marocco, Oberguinea östl. v. Kap Palmas.
I	15°	Schwedische, Adria-, mitteleuropäische Zeit.	Bodö (— 2), Karlskrona (— 1/2), Stargard (+ 3 "), Berlin (— 6 1/4), Görlitz (— 1/2 "), Prag (— 2 1/4), Fiume (— 2 1/4), Neapel (— 3), Siracusa (+ 1 1/4), Murzuk (— 3 1/2), Angra Pequena (+ 2).	Ö. Norwegen, Schweden, Dänemark, Deutsches Reich ö. v. Aurich—Köln—Basel, Schweiz ö. v. Basel, Oesterreich-Ungarn ausser Siebenbürgen, Italien, Balkanhalbinsel w. v. Widdin—Larissa—Sparta. Tunis, Tripolis, westafrikanische Küste von der Nigermündung bis Georgetown.
II	30°	Bosporus-, (westrussische) Zeit.	Vadsö (— 1), Petersburg (+ 1 1/4), Odessa (+ 3), Konstantinopel (— 4), Alexandrien (— 1/2), Port Natal (+ 4).	Westl. Russland bis Moskau, Siebenbürgen, Rumänien, Balkanhalbinsel östl. v. Widdin—Sparta, Kleinasien, syrische Küste, Aegypten, südostafrikanische Küste bis Sambesimündung.
III	45°	(Kaukasus-Zeit.)	Nischni-Nowgorod (— 3 1/2), Penza (0), Tiflis (+ 7 "), Bagdad (— 2 1/2), Aden (0), Gelidi (0), Magulu (+ 1).	Russland von Moskau bis Uralmündung, mittleres Arabien, westliches Persien, ostafrikanische Küste von Sambesimündung bis Suakin, Madagaskar.
IV	60°	(Ural-Zeit.)	Jekaterinburg (— 1/2), Chiwa (+ 2 1/4), Maskat (— 5 1/4).	Russland am Ural, östliches Persien, Afghanistan, Beludschistan.
V	75°	(West-Vorderindische Zeit.)	Omsk (— 9 1/4), Lahor (— 2 1/2), Goa (4 1/2).	Obgebiet, Vorderindien westlich von Benares.

Reg.-Ziffer.	Mittl. Merid.	Namen.	Orte am mittleren Meridian.	Länder der Regionen.
VI	90°	(Ost-Vorder-indische Zeit.)	Lhasa (+ 5), Kalkutta (— 6¾).	Jenisseigebiet, Tibet, Vorderindien ö. v. Benares, Birma.
VII	105°	(Hinterindische Zeit.)	Irkutsk (— 2¾), Udong (— 2), Singapur (— 4), Palembang (0).	Westl. eigentliches China, Hinterindien, Sumatra, Java.
VIII	120°	(Ostchinesische Zeit.)	Nanking (— 5), Futschau (— 2), Manila (+ 4), Makassar (— 1½).	Korea, östl. eigentliches China, Philippinen, Borneo, Celebes, Kl. Sundainseln, Westaustralien.
IX	135°	Japanische Zeit.	Werchojansk (— 5), Osaka (+ 1½), Adelaide (+ 16).	Südl. sibirische Ostküste bis Ochotsk, Japan, westliches Neuguinea, Molukken, Mittelaustralien.
X	150°	(Ost-Australische Zeit.)	Sidney (+ 5).	Ostaustralien, östliches Neuguinea.
XI	165°	(Neukaledonische Zeit.)	Kitschigiask (0), Numea (+ 5).	Kamtschatka, Neue Hebriden, Neukaledonien, ein Theil der neuseeländischen Südinsel.
XII	180°	(Antipoden-Zeit.)	Suva (— 7).	Vitiarchipel, östliches Neuseeland.
XIII	195° = — 165°	(Beringsstrassen-Zeit.)	Andrewsky (+ 7).	Westküste Alaskas, der grösste Theil der Samoainseln.
XIV	210° = — 150°	(Tahiti-Zeit.)	Resurrection (+ 3), Papeete (+ 3).	Alaska, Gesellschaftsinseln, Hawaii.
XV	225° = — 135°	(Sitka-Zeit.)	Sitka (— 2).	Südlichstes Alaska, Niedrige Inseln.
XVI	240° = — 120°	Pacific Time. (Kalifornische Zeit.)	Sacramento (— 6).	Pacifische Staaten Nordamerikas, Altkalifornien.

Reg.-Ziffer.	Mittl. Merid.	Namen.	Orte am mittleren Meridian.	Länder der Regionen.
XVII	255° = — 105°	Mountain Time. (Felsengebirgs-Zeit.)	Cheyenne (+ 1), Denver (0), Manzarillo (+ 3).	Staaten am Felsengebirge, Mexiko.
XVIII	270° = — 90°	Central Time. (Mittelamerikanische Zeit.)	S. Louis (— 1), New-Orleans (— ½), Campeche (— 2), Guatemala (— 3), Merida (+ 1½).	Westl. Oberkanada, Mississippigebiet, südlichster Theil von Mexiko, Mittelamerika.
XIX	285° = — 75°	Eastern Time. (Kuba-Zeit.)	Ottawa (— 2½), New-York (+ 4), Philadelphia (— ¾), Santiago de Cuba (— 4¼), Cartagena (— 2), Lima (— 8), Valdivia (+ 8).	Kanada, atlantische Staaten Nordamerikas, Bahamainseln, Kuba, Haiti, Jamaica, pacifische Staaten Südamerikas.
XX	300° = — 60°	Intercolonial Time. (Amazonas-Zeit.)	Sidney auf Breton (0), Bridgetown auf Barbados (+ 1½), Parana (— 2½), Buenos Aires (+ 6½).	Neu-Braunschweig,-Schottland,-Fundland, Puertorico, Kl. Antillen, Venezuela, Guyana, westliches Brasilien, Bolivia, Paraguay, Uruguay.
XXI	315° = — 45°	(Ostbrasilianische Zeit.)	Lichtenau auf Grönland (— 1½), S. Luis de Maranhão (+ 3), Rio (+ 7).	Südl. Grönland, östliches Brasilien.
XXII	330° = — 30°	(Azoren-Zeit.)	Sta. Cruz das Flores (— 5).	Azoren, Kapverdische Inseln.
XXIII	345° = — 15°	(Kanarische Zeit.)	Palmas auf Gran Canaria (— ½), S. Louis am Senegal (+ 6), Ascension (+ 4).	Westl. Irland, Portugal, Kanarische Inseln, Senegambien, Sierra Leone uud Pfefferküste.

El Dorado.

Aus der Geschichte der ersten Amerikanischen Entdeckungs-Reisen.

Von
Hermann A. Schumacher.

I. Die verschiedenen Dorado-Nachrichten.

Von Bogotá, der Hauptstadt Columbiens, nach Norden reitend, hat man auf beiden Seiten der geraden Strasse rosenbewachsene Lehmwälle in Mitten torfmoor-ähnlicher Grasflächen, und sieht jenseits der letzteren die felsig-braunen, nur in einzelnen Schluchten und auf einigen breiten Abhängen grün gefärbten Randmassen jener mächtigen Bergwelt, welche hier das Flussgebiet des Magdalena von den Quellgewässern des Orinoko scheidet. Dann wird die sonst gut gepflegte Strasse durchbrochen von einer Furt des Patin-Baches, der bald darauf in den Bogotá-Fluss sich verliert, um später den weit in unserem Rücken liegenden Wasserfall bei Tequendama speisen zu helfen, den einzigen Abfluss der Hochebene. Gleich nach der kleinen Furt geht zur Rechten der steinige Weg nach Guasca ab: eine öde und kahl daliegende Strasse, die bis zum Fuss der Berge und auch dann noch in einigen Einschnitten erkennbar ist. Jetzt verirren nur Wenige sich dahin, obwohl Guasca, d. h. erhabener Punkt, etwa 2500 Meter über dem Meere belegen, trotz seiner Dürftigkeit, keineswegs ein uninteressanter Ort ist. Von ihm gehen nach zwei sehr merkwürdigen Hochgebirgs-Seen, die seit der Entdeckungszeit als alte Kultusstätten bekannt sind, noch einsamere Wege ab. Der eine führt zum See von Siecha, der andere nach dem von Guatavita. Lassen wir den erstgenannten, stark zerklüfteten und reiten weiter nach dem kleinen Orte Guatavita d. h. Ende des Bergkammes. Von da geht's zum gleichnamigen, etwa 2900 Meter über dem Meere liegenden Hochgebirgs-See, der 5 Kilometer im Umfange und höchstens 40 Kilometer an Tiefe aufweist; er ist jetzt von dürftiger Vegetation umgeben, bedeckt von meist dichtbewölktem Himmel und fast ganz ohne Thierleben. Vor einigen Jahrzehnten suchten diese alte Kultusstätte alle Reisenden auf, die nach Bogotá weiterreichende Interessen mitbrachten; es war nämlich in der Zeit der Süd-

amerikanischen Befreiungskriege der Guatavita-See einem Manne zur Entwässerung gegeben, welchem Simon Bolívar viel Geld und viel Dank schuldete; José Ignacio Paris führte nach seinen Goldgewässern alle Besucher, welche für Alterthümer oder Technik sich interessirten, z. B. Thomas Cochrane Dundonald, Mariano de Rivero, John P. Hamilton; sie erfuhren auf dem Ritte, dass schon früher, 1560 von Lazaro Fonte und 1582 von Antonio de Sepúlveda, Entwässerungsversuche gemacht seien, dass auf dem Seegrunde manche merkwürdige Goldsachen sich gefunden hätten, von denen sie Exemplare betrachten durften, und dass der See ehedem zu gottesdienstlichen Feiern benutzt worden sei, zu Opfern, Geisterbeschwörungen und ähnlichen Dingen. Davon, dass dieser See und El Dorado etwas Gemeinsames hätten, wusste damals Niemand; denn das Werk Alexander von Humboldt's, in welchem diese Irrlehre ausgesprochen war, wurde nur langsam bekannt. Erst 1823 ist das 24ste Capitel vom 8ten Buch der berühmten Humboldt'schen Reisebeschreibung verfasst und bei der Ungunst der Zeiten erst viel später in Südamerika verbreitet worden. Humboldt's Anhang zur Besprechung der Orinoko-Fahrten führt auf eine Reise-Reminiscenz vom Jahre 1801 zurück; denn damals kam der historisch nicht geschulte Reisende, verleitet durch eine ihm in Bogotá zugängig gewordene alte Chronik von Lucas Fernandez de Piedrahita, auf den verführerischen Gedanken, dass der See von Guatavita, den er am 31. August besucht hatte, den Schlüssel zu der Geschichte vom »güldenen Kaziken« bilde. Die Erzählung ist ursprünglich ganz deutlich. El Dorado nannte man einen Häuptling, der vergoldet war; sei es nun, dass die Körpertheile über Oel oder Fett mit Goldstaub bestreut oder ganz mit Goldfarbe bemalt oder dass die fast alle Gliedermassen bedeckenden Tätowirungen mit Gold bestrichen waren; der Goldschmuck sollte aber nur von kurzer Dauer gewesen und nach dem Gebrauch in irgend einem Gewässer wieder abgewaschen sein. Diese einfache und doch geographisch, wie historisch sehr bedeutsame Erzählung ergiebt, dass El Dorado keinen Ort bezeichnete, weder ein Märchen-Paradies, noch eine Stätte mit goldfunkelnden Palästen, sondern lediglich einen mehr oder weniger häufig mit güldenem Körper sich zeigenden Menschen, keineswegs einen solchen, welcher bei einzelnen Gelegenheiten Goldsachen mit sich oder an sich trug, oder Goldsachen dem Volke zeigte oder sie einer Gottheit darbrachte.

Von einer solchen Gestalt ist auch nicht der geringste Zug beim Guatavita-Kultus zu finden, einem alten Opferplatze ganz anderer Sitten und Zwecke, als ein goldener Körperschmuck für den Beginn von Festgelagen, Kriegsfahrten, Jagden und Dergleichen andeutet.

Die Verwechslung völlig verschiedener Dinge ist nach der Piedrahita'schen Notiz von Humboldt begonnen und dann weiter getragen durch sonst bewährte Forscher, wie durch die Bogotá'er Joaquin Acosta und Ezequiel Uricoechea, durch A. Bandelier, Cl. R. Markham und Andere. Neuerdings hat die Legende von Guatavita-Dorado frischen Impuls erhalten, z. B. in den Schriften von A. Bastian, F. v. Langegg, H. Polakowsky und L. Zerda in Folge eines höchstinteressanten Fundes, der 1856 im See von Siecha gemacht ist, eine die Opfer auf den Neugranadischen Hochgebirgs-Seen darstellende Goldarbeit. Eine Photographie des Stückes wurde 1873 dem Ethnographischen Museum von Berlin nebst einer durch die Bogotá'er Universität veranlassten Denkschrift eingesandt; letztere ist veröffentlicht, ebenso auch die Photographie, deren Original seitdem bei einem Brande zu Grunde ging.

So erfreulich das treubewahrte Andenken an den Guatavita-Kultus, an dessen ernste Formen und weitreichende Einflüsse, sein mag, ebenso falsch ist es, diese Dinge auf die Geschichte vom Dorado zu beziehen. Der Chronist Piedrahita, dem Humboldt gläubig folgte, hat keineswegs in seinem Geburtslande nach glaubwürdigen Urkunden oder etwa nach fortlebenden Erzählungen geschrieben, sondern im fernen Spanien nach alten Büchern, die er dort während eines rühmlich bestandenen Disciplinar-Verfahrens etwa 1670 als Tröstungen im Leide durchlas. Diese Bücher enthielten manches Gute, hatten aber für die Dorado-Frage gar keinen selbstständigen Werth. Zwei derselben stammten aus Piedrahita's Vaterstadt Bogotá. Da hatte Rodriguez Fresle etwa 1638 ein Buch geschrieben, das er nach den Erzählungen eines Don Juan de Guatavita ausdrücklich als »das Buch von Dorado« bezeichnete; nachweisbar ist der Inhalt, soweit es nicht eigene Erlebnisse betrifft, werthlos. Da hatte etwas früher, gegen 1624, ein Geistlicher Pedro Simon ähnliche, aber doch wieder andere Geschichten über einen Guatavita-Dorado aufgezeichnet; sie finden sich in einem noch heute nicht vollständig veröffentlichten Abschnitt seines grossen Geschichtswerkes; aber in diesem läuft Richtiges und Unrichtiges immer durch einander. Woher wussten diese beiden Chronisten das, was sie von den heidnischen Zeiten erzählten? Als letzten Gewährsmann geben Beide Juan de Castellanos an, einen Heldengedichts-Verfasser, welcher in seinen schwungvollen, aber breiten, den Conquistador Sebastian de Benalcázar verherrlichenden Stanzen eine poetische Willkür sich erlaubt hat.

1584 behauptete der alte Stadtpfarrer von Tunja, fast um 50 Jahre zurückgreifend, es habe gegen 1537 sein Held Benalcázar, den er übrigens niemals gesehen, unfern von Quito durch einen bei Quillacinga stehenden Anführer seiner Vorhut, Pedro de Añasco, Kunde erhalten über einen

sich vergoldenden Fürsten; diese Kunde habe dazu geführt, dass Benalcázar alsbald nach der Hochebene von Bogotá vorgedrungen sei, wo er dann 1538 bereits zwei andere Conquistadoren im Besitz angetroffen habe, nämlich Jiménez de Quesada und Nicolaus Federmann. Die im Original ganz hübschen, aber unsachlichen Verse von Castellanos sind von einem neueren Uebersetzer folgendermassen nachgebildet:

»Als nun mit seinem Volk Añasco stand
Bei Quillacinga, trat ein Indianer
Vor Benalcázar, der aus fernem Land
Gezogen kam und klug als Wegebahner
Durch Berg und Dickicht sich bis Quito fand.
Von Heimath und Geburt ein Bogotáner,
Pries er Smaragdengrün und Goldesglanz
Des jüngst ungern verlass'nen Vaterlands.«

»Der Bote sprach, oftmals es dort geschäh,
Wie er als Augenzeuge könn' berichten,
Dass nackt ein König führ' auf stillem See
Mit einem Floss um Opfer zu verrichten:
Den Leib geölt, vom Wirbel bis zur Zeh'
Belegt mit feingemahl'nen Goldes Schichten,
Sodass er gülden ausschau' allzumal,
Hellscheinend, wie im reinsten Sonnenstrahl.«

»Wie der nun sagte, unschwer sei vollbracht
Und schnell der Marsch zu solcher Augenweide,
Wo Alles strotz' von Gold und von Smaragd,
Von Edelstein und köstlichstem Geschmeide:
Da ward die Lust in Jedermann entfacht,
Da zeigte sich das Glück im schönsten Kleide,
Da hob die Mähr vom güld'nen Prinzen an,
Die Manchen schon geführt auf irre Bahn.« —

Die Verse von Castellanos, die den Dorado mit dem Smaragden-Land und dem Seekultus verbinden, sind desshalb lediglich Ausschmückung, weil aus einer Reihe von Urkunden Benalcázar's Verhalten um die Zeit der Gründung von Bogotá genau bekannt ist, aber nirgends etwas von einer Dorado-Nachricht sich finden lässt.

Castellanos konnte leicht zu jener Willkür verleitet werden; denn sein Held Benalcázar empfing wirklich, bevor er nach der Bogotáner Hochebene zog, eine sehr wichtige Nachricht. Er hörte 1537 von einem Lande oder Orte Cundirumarca, wo ein mächtiger Herrscher regiere, welcher kürzlich mit seinen Nachbarn, den Chicaern, in Krieg gelegen und beim Jnca Atahualpa um Hülfe nachgesucht habe. Jenes Wort Cundirumarca gehört der Quechua-Sprache an, wie denn auch alle anderen Deutungen unzutreffend sind; es kann gar nicht, wie

seitdem amtlich und wissenschaftlich geschehen ist, auf das Innere Neugranadas bezogen werden, wo niemals Quechua gesprochen wurde. Ein Ort Cundirumarca, wie ein Volk der Chicaer ist nachweisbar, jedoch in ganz anderen Regionen Süd-Amerika's als in den Wohnstätten der Chibchas, in Bogotá, Guatavita, Siecha oder ähnlichen Gegenden. Jene Namen weisen auf das Quellgebiet des Amazonas hin; Cundurmarca lag in dem Manoa genannten Gebiete zwischen Huallaya und Ucuyali und das Chicaer Volk hauste weiter nach Süden. Ueber diese fernen Gegenden empfing Benalcázar 1537 auf dem Quitoer Hochlande dunkle Nachricht. Vielleicht wäre er gern von seinen Bergen dahin gezogen, aber er hatte triftigen Grund, die näher belegenen atlantischen Gewässer zu verfolgen und namentlich die Strasse des Magdalena-Stromes zu suchen; denn er trachtete nach einer eigenen Landeshauptmannschaft und konnte diese nur erlangen, wenn er nicht wieder Perú betrat, nicht wieder mit seinem Auftraggeber Francisco Pizarro zusammentraf. Dorado-Gedanken bestimmten ihn gar nicht; diese kamen erst später, als sie längst Gemeingut geworden waren und zwar erst seit 1541.

Auch in dieser Beziehung, in chronologischen Hinsicht, hat Humboldt Irrthümer verbreitet, die bis heute weiter spuken. Er ist es, der die Dorado-Nachricht mit den Begründern der Stadt Santafé de Bogotá vom Hochgebirge zum Meeresstrand gelangen lässt, und nennt dabei als ihren Träger einen berühmten Pfadfinder jener Zeit. Ist dies schon eitel Erfindung, so kamen bald andere Leute hinzu und gingen noch weiter zurück; Quesada, Federmann und Benalcázar konnten an der Küste erst Juli 1539 vom Dorado erzählen. Castellanos hatte diese Kunde bereits zwei Jahre früher gelegt; bald nahm man noch frühere Jahre an. So wurden die schon 1530 beginnenden Fahrten der Welserischen unter Ambros Dalfinger, Nicolaus Federmann und Georg Hohermuth zu Entdeckungsreisen gemacht, die den Dorado zum Ziel gehabt hätten, als wären damals keine andere Verlockungen zu kühnen Fahrten dagewesen, gar keine Erzählungen von Sonnentempeln, von Schatzkämmern und Gräberstätten, von reichen und riesigen Frauenvölkern. Wegen einer Dorado-Nachricht soll ein Jiménez de Quesada ins Quellgebiet des Magdalena ausgezogen sein, ein Heredia in das des Sinú, ein Ordaz in das des Orinoko, ein Balboa in das des Atrato u. s. w.; dies sind chronologische und geographische Fehler von Erheblichkeit. Sie entstellen einen wichtigen Theil der älteren Amerikanischen Entdeckungs-Reisen.

II. Die wirklichen Dorado-Fahrten.

Die Geschichte der grossen amerikanischen Vulkanausbrüche kennt als zweitgrösseste urkundlich beglaubigte Katastrophe eine von dem Antisana ausgehende furchtbare Erschütterung. Die über dieses Ereigniss angestellten Forschungen haben den ersten Dorado-Zug genauer erkennen lassen. Es giebt ein altes Quitoer Stadtbuch, dessen erster Band die Jahre 1534 bis 1543 umfasst, und in diesem ist verzeichnet, wie der Unternehmer jener Fahrt, Gonzalo Pizarro, der Bruder des genannten blutigen Peruanischen Landeshauptmannes, am 1. December 1540 der Quitoer Ortsobrigkeit seine Bestallungsurkunde als Statthalter übergeben und am 18. Februar 1541 für die Zeit seiner Abwesenheit einen Vertreter namhaft gemacht habe; dabei sei von dem Worthalter des Stadtraths gebeten worden, es möchten die Eingeborenen nicht in Eisen auf dem Zuge mitgeführt werden. Dann ergiebt sich, dass am 11. März Pizarro schon aufgebrochen ist und am 4. April der Schatzmeister der Statthalterschaft den Auftrag erhält, ihm zu folgen.

Als Ziel der Pizarro'schen Unternehmung galt ein Land, in welchem Zimmetbäume sich finden sollten; auf der Reise dahin erlebte Pizarro das grosse, Terremoto de Quijos genannte Erdbeben. Er zog von Quito erst nordwärts nach Tumbaco, sodann ostwärts über die zwischen dem Antisana und dem Cayambi belegenen Schneekuppen der Sara-Urcu; endlich südwärts hinab zum Napó-Thale, wo etwa Mitte Mai 1541 der Schrecken ausbrach. Man kam bis zur Vereinigung seines Flusses mit anderen Strömen und wurde dann durch das Wegfahren von Francisco de Orellana zu einem ausnehmend beschwerlichen Rückzuge getrieben, auf dem selbst Menschenfleisch gegessen wurde; dabei starben 210 Europäer; nur 80 erreichten, 30 Leguas von Quito entfernt, das offene Hochgebirge mit Pizarro.

Während der Zeit dieses Zuges schrieb man von Tomebamba nach Española, Pizarro habe weniger den Zimmetbaum im Auge, als vielmehr einen vergoldeten Wildenhäuptling. Diesen vom 2. September 1542 datirenden Brief sah auch der Indienchronist Gonzalo Fernandez de Oviedo. Ihm gaben im December desselben Jahres jener Orellana und einige andere frühere Begleiter von Pizarro weitere Auskunft; somit konnte im folgenden Januar nach Europa die Hauptsache mitgetheilt werden. Der hierauf bezügliche Brief von Oviedo ist nur in deutscher und italienischer Uebersetzung erhalten; beide decken sich aber und sind 1550 veröffentlicht worden. Die deutsche, die wohl dem Augsburger Kontore von Bartolmä Welser und Gesellschaft angehört,

besagt ungefähr: »die Zimmetrinde zu finden, war nicht so sehr, was Gonzalo Pizarro bewegte, als vielmehr daneben einen grossen Fürsten zu besuchen, den man nennet: Dorado. Das ist so viel, als der Vergüldete, und davon hat man in den Gegenden Quito's gut Wissen; man saget, dass der Mann stets mit einem feinen, dem gemahlenen oder feingeriebenen Salze ähnlichem Golde ganz bedeckt und ganz überzogen sei; denn ihm bedünkete, dass solchem Kleid kein anderes gleiche und keine andere Zier. Geschlagen Gold, das andere Herren als oder an Kleidung brauchen und sonst ihres Gefallens halber tragen möchten: das sei ein grob und gemein Ding, aber gemahlen Gold, gepulvert Gold, das sei eine gar sonderliche Sache und von grossen Unkosten. Alle Tage überschütte und überziehe damit der Fürst seinen Leib von Neuem. Er wasche zur Nacht sich wieder ab und lasse das Gold verloren gehen: so werde seine Bewegung durch das Gold nicht gehemmt und nicht einmal behindert. Des Morgens reibe er sich wieder mit einem wohlriechenden Safte oder Oele ein, werfe dann darüber aufs Neue den Goldstaub von der Sohle bis zum Scheitel und sähe Tags aus wie ein vom besten Meister verfertigtes güldenes Bildwerk. Was man hieraus und sonst aus dem allgemeinen Gerede abnehme, sei, dass an den Orten jenes Fürsten reiche Goldfundstellen sein möchten.« So etwa schrieb Seiner Fürstlichen Gnaden, dem Kardinal Pietro Bembo in Venedig, sein ergebenster Diener Gonzalo Fernandez de Oviedo, Schlosshauptmann in Santo-Domingo am 20. Januar 1543.

Dies ist die erste ächte Dorado-Nachricht. Sie lautet ganz anders als alle die Guatavita-Geschichten und was mit ihnen zusammenhängt. Sie bezieht sich auf eine geographisch sehr merkwürdige Unternehmung, welche vom Quitoer Hochgebirge bis zur Mündung des Napó in den Amazonas führte und seltsamer Weise später nicht ganz vergessen wurde; wird doch meistens noch jener Orellana, der Weihnachten 1541 die Dorado-Fahrt verliess, in den Lehr- und Handbüchern richtig als Derjenige genannt, welcher die erste Dorado-Kunde überbracht hat. Orellana rühmte sich nur, Amazonen und Dergleichen selbst gesehen zu haben; was er über den Dorado berichtete, beruhte auf Hörensagen, auf Vermuthungen von Gonzalo Pizarro.

Als Orellana Weihnachten 1542 in Santo-Domingo seine Geschichten erzählte, strebte bereits eine zweite Dorado-Fahrt ihrem Ende zu. Natürlich war die Kunde, die Anfang 1541 Quito erreicht hatte, im Laufe desselben Jahres nach Bogotá gekommen. 1541 wurde auch dort für die Dorado-Suche gerüstet. Damals waren schon mehr als zwei Jahre die genannten drei Conquistadoren abwesend; das Kommando

über die Zurückgebliebenen führte längst Fernando Pérez de Quesada. In dem Wunsche der verheissungsvollen Nachricht sofort nachzugehen, bestärkten ihn Männer, welche jenseits der Bogotá'er Berge gewesen waren. Den Welserischen, die Nicolaus Federmann 1538 von den Llanos ins Gebirge geführt hatte, waren 1540 andere gefolgt, welche unter Lope Montalvo de Lugo, dem Laufe des Pauto-Flusses nachgehend, einen bequemeren Pass gefunden hatten; nun wurde Montalvo der zweite Anführer des Dorado-Zuges. Die Expedition begann in Tunja am 1. September 1541; sie ging durchs Gebiet der Laches bis zum Rande des Tieflandes und folgte dann zunächst der noch erkennbaren Welser-Fährte, bis dass ein Standquartier, das vor Jahren Georg Hohermuth inne gehabt hatte, erreicht war: der Ort Unserer Lieben Frau der Guayapier. Von hier aus ging es immer weiter südwärts, zur Linken die Grassteppen, zur Rechten die Felsenberge. Der damals viel besprochene Papamene-Strom wurde aufgefunden; mit den Macoaern, wie mit den Choquern, wurde gekämpft und auch der rothe Fluss, an dem früher die Deutschen umgekehrt waren, überschritten. Nun immer voran ins Gebirge, in den Bergstock von Yagueza; das nächste Standquartier für die Regenzeit nannte man den Platz zum heiligen Sacrament; dort wurde dem sehr zusammen geschmolzenen Zuge die Hostie vom Pater Vicente Requejada gezeigt, dem früheren Feldprediger Federmanns; dort fand man auch Spuren von den Zimmetbäumen, die Pizarro erwähnt hatte. Bald wurde nun das Weiterkommen fast unmöglich. Man nannte eine Bergwildniss das Gebirge der Dorndickichte; ein drittes Standlager hiess die Feldschmiede; endlich musste der Vormarsch nach Süden aufgegeben werden. An dem später Macoa genannten Flusse zu Berg steigend, kam man zu einem Indianeranbau Achibichí und dann nach Sibundoy, wo bereits Landsleute gewesen zu sein schienen; nun liess das von diesen längst besetzte Pasto unschwer sich erreichen. Auf dem ein Jahr und vier Monate dauernden Zuge waren 80 Mann und 110 Pferde umgekommen, leider auch Requejada's berühmter Esel, der wackere Marubaru, genannt nach einem Wildenorte an der atlantischen Küste bei Santa-Marta, gepriesen als der Vater einer grossen Zahl von Maulthieren.

In kleinerem Masstabe glich diese zweite Dorado-Fahrt der ersten. Als sie im Januar 1543 endete, war bereits eine dritte gleichartige Expedition vollführt. Benalcázar, in Europa ausgezeichnet, war kaum nach seiner neuerrichteten Gubernation Popayan gekommen, als er auch schon an die Dorado-Suche dachte. Von seiner Residenz schrieb man am 12. August 1542 dem Indienchronisten in Santo-Domingo, dass der neue Landeshauptmann sich vorbereite, auch seinerseits den

vergoldeten Kaziken aufzusuchen. Näheres über den Ausgang dieses Unternehmens, an dem auch Juan Cabrera sich betheiligte, kam Oviedo nicht zu Ohren, wohl aber Fernando de Quesada im Flussgebiet des Putumayo, eben in jenem Sibundoy. Auch er erfuhr keine bestimmte Einzelnheiten, da er es vermied, die fremde Gubernation, das Gebiet von Benalcázar, mehr zu berühren, als Noth that. Jener Quesada beruhigte sich, nicht aber sein erster Offizier, der frühere Welserische Hauptmann Montalvo. Der that sich zwei Jahre nach seiner Rückkehr mit dem eben genannten Cabrera zusammen, der von dem heissen Popayan nach der Hochebene gezogen war, mit Benalcázar schlimm verfeindet. Des Letzteren Gebiet war desshalb 1544 wiederum zu meiden, sodass der neue Zug von Timaná aus in das Flussgebiet des Putumayo hinabging, durch das Land der Andaquíer. Er kehrte eben so rasch wieder um, wie vor drei Jahren der Benalcázar'sche, offenbar bald nachdem der noch stark bewaldete untere Rand des Scheidegebirges kaum erreicht war.

Zur selbigen Zeit kam endlich Philipp von Hutten zur Suche des güldenen Prinzen. Ohne von diesem etwas gehört zu haben, war er von Bariquicimeto, der letzten Welserstation, schon im August 1541 aufgebrochen; erst in dem erwähnten Strandlager zu Unseren Lieben Frau der Guayapier hörte er vom Fernando de Quesada's Zug. Nun verfolgte er dessen Fährte, begleitet von dem jungen Welser, dem ältesten Sohne des Chefs der Augsburger Firma; er kam 1543 auf seinen an dem Randgebirge hingehenden Märschen zur Punta de Perdaos, wo ein sehr schweres Winterlager durchgemacht werden musste: ein schrecklicher Aufenthalt, dessen beste Nahrung zuletzt in Ameisen bestand. Darauf wurde nach dem Guayapier-Orte zurückgegangen, bald aber ein neuer Verstoss gegen die Aguaer gemacht, die zu den Choquern gehörten. Endlich wurde das Land der Hom-Aguaer erreicht. Bisweilen hielt man das von Wildbächen zerklüftete, baumlose Terrain am Bergesfusse für eine Stadt mit Tempeln und Zinnen. Schliesslich war auch diesem Zuge kein Weiterkommen möglich, sodass Hutten und Welser Anfang 1546 den Rückmarsch beginnen mussten, ohne irgend etwas von Quesada's oder Pizarro's Goldmenschen gesehen zu haben. Sie wurden im April 1546 bei Tocuyo — unter Bruch von Waffenstillstand und Gerechtigkeit — hingerichtet. Dieser Hutten'sche Zug ist also keineswegs als Dorado-Fahrt begonnen, wohl aber später zu einer solchen geworden, der einzige seiner Art und der Zeitfolge nach der fünfte.

Die bisher besprochenen Entdeckungsreisen gehen in einer deutlich erkennbaren Richtung. Sie streben, um den Dorado zu finden, übereinstimmend nach dem Gebiete des oberen Amazonas und zwar nach

dem Theile desselben, in welchem die Hom-Aguaer ihre Sitze hatten. Dieser Name, den wie Hutten, so auch Orellana gehört hat, bedeutet »Kopf-Männer« und bezieht sich offenbar auf künstliche Formung der Schädel. Mit den Hom-Aguaern verknüpft sich später die Erinnerung an zwei thatkräftige Deutsche Heidenbekehrer; denn besonders unter ihnen wirkte Samuel Fritz von 1687 an und Peter Michel bis 1753; es bestand in ihrem Lande nämlich etwa seit 1645 eine Jesuiten-Mission, deren Hauptsitz San Joaquim de Omaguas war, während eine der Filialen San Pablo de Omaguas hiess. De la Condamine sah sie 1739 noch in blühendem Zustande; Herndon fand etwa hundert Jahre später nur ganz wenige Reste. Jener hörte noch, dass die Kopfmänner zum Amazonas herabgestiegen seien. In der That sind sie vom Gebirge gekommen und zwar vom nördlichen, und nicht von einem der südlichen Berglande, wie sie denn auch der Hauptsache nach zuletzt am linken Ufer des Amazonas gehaust haben. Uebrigens braucht man sich nicht an die Jesuitenväter, welche noch die alten, südlich vom Amazonas belegenen Orte Cundurmarca und Manoa kannten, um weitere Auskunft über Dorado-Fragen zu wenden; denn es giebt noch mehr Dorado-Züge, die vom Süden zum Norden gingen, nicht von Neugranada, sondern von Perú aus.

Der erste dieser Dorado-Fahrer ist Pedro de Ursua, welcher zur Zeit der letzterwähnten Züge nach der neuen Welt kam und fast fünfzehn Jahre lang in den Präsidentschaften Neugranada und Panamá sich aufhielt; dann ging er nach dem zum Vizekönigreiche erhobenen Perú, wo ihm 1559 von Andres Hurtado de Mendoza eine Expedition anvertraut wurde, welche besonders dazu dienen sollte, ungesunde Volkselemente aus der Kolonie zu beseitigen. Ursua sollte Landeshauptmann der von ihm entdeckten Gegenden werden, wobei man besonders die Sitze jener Hom-Aguaer im Auge hatte; er sollte Offiziere und Beamte selbst ernennen, auch selbst die Theilnehmer mit Land und Leuten belehnen dürfen. Als sein Ziel ward der Dorado bezeichnet, als Ausgangspunkt diente San Juan de la Frontera, ein schon 1536 gegründeter Vorposten in der Wildniss. Gemeiniglich ward der Bischofssitz noch mit dem ursprünglichen Namen Chachapoyas belegt, aber die Chachapoier waren ein nur schwacher Stamm, der dem fremden Druck schnell sich gefügt hatte. In diesem Gebiete lag, 26 Leguas vom Bischofssitze entfernt, Moyabamba, amtlich Santiago de los Valles getauft, und wiederum unfern von diesem Orte Capacobo oder Santa Cruz de los Motilones, genannt nach den gleich Halbmönchen geschorenen Eingeborenen.

Dies Capacobo wurde von Ursua zum Herrichten von Schiffen benutzt. Der Bau nahm längere Zeit in Anspruch, weil nicht bloss

Menschen, sondern auch Rinder und Pferde nach dem Lande des goldenen Kaziken gebracht werden sollten. In der Zwischenzeit schickte Ursua zwei Expeditionen voraus. Die erste ging unter Garcia del Arce den Huallaya, den Fluss der Motiloner hinab; sie sollte im Lande der Caperuzos, d. h. der Rothmützen, warten, fuhr aber etwa 200 Leguas weiter bis zu einer Insel im Amazonas-Strome, auf der heftige Angriffe der Eingeborenen zu bestehen waren. Anderentheils schickte der umsichtige Leiter den Juan de Várgas durch das Manoa-Land nach dem Ucayali- oder Cocáma-Fluss, um Nahrungsmittel zu besorgen; der sollte auf jenem Strom auch hinabfahren und dann mit Garcia sich verbinden, was dadurch unmöglich wurde, dass jene Insel erst unterhalb der Cocáma-Mündung sich zeigte.

Am 26. September 1560 brach Ursua selber auf und zwar befanden sich unter seinen Leuten Wilde als Wegweiser, sowie Personen, welche vor 19 Jahren Orellana begleitet haben wollten. Ursua ruderte den Motilones-Fluss hinunter bis zu seiner Verbindung mit einem grossen Strome, den er Bracamoros nannte; er passirte dann die Mündung des Cocáma und die eines beträchtlichen, von Norden kommenden Flusses, vielleicht des Pinguene. Die Ufer des Amazonas waren hier ohne Ortschaften. Bloss einzelne Menschen konnten zur Auskunft dienen und diese erzählten nur sehr wenig; das Wichtigste war noch, dass ihr Häuptling Papa heisse. Endlich trafen auf Garcia's Insel alle Theilnehmer der Ursua'schen Expedition zusammen.

Gleich unterhalb der Insel mündete der Zimmet-Fluss Pizarro'schen Andenkens, der jetzt nach Orellana genannt wurde, der Napó. Man wusste, dass er im Rücken von Quito entspringe und an seinen Ufern Wohnstätten habe, in denen es Europäische Hühner gebe. Bald darauf wurden Friedens-Verhandlungen in einem Orte begonnen, der Caricuri, d. h. Gold, hiess. Bei den Besprechungen mit den Einwohnern und auch bei den Durchforschungen des Ufers kam es zu allerlei Reibung, sodass zuletzt nur ein einziges Wildenmädchen bei den Fremden war. Dies schien das Wort Hom-Agua niemals gehört zu haben; Ursua war ungeduldig genug, die vorliegenden Aussichten aufzugeben und die erlangten Anhaltepunkte nicht weiter zu verfolgen. Es trieb ihn vorwärts. So erreichte er Manicuri, einen Ort, wo Goldschmuck an Nacken, Ohren und Nasen gefunden wurde. Nachdem nun die Yavarí-Mündung im Rücken lag, zeigte sich Machiparo; dies Wort hatte schon Orellana gehört, sodass man nun darüber unterrichtet war, was stromabwärts zu erwarten stehe. Nach Orellana hiess der Häuptling von Machiparo Hom-Agua; hier war also der beste Ausgangspunkt für genauere Nachforschung, aber die unruhigen Elemente der Expedition

mussten unmittelbarer beschäftigt werden, als durch eine langdauernde Suche in der Wildniss. Nun gab es damals gerade zwischen den Leuten von Machiparo und denen von Caricuri harten Kampf; die Fremden standen natürlich den zeitweiligen Gastfreunden bei. Den Tag nach Weihnachten brach Ursua auf; sein nächster Halteplatz, ebenfalls Machiparo geheissen, sollte die Expedition bis nach Neujahr beherbergen; allein plötzlich schlug das Unheil ein.

Am Neujahrstage wurde Ursua von seinen eigenen Leuten ermordet. Seitdem gab es keine Entdeckungsfahrt mehr; die Expedition wurde halb Raubzug, halb Fahnenflucht. Immer weiter entfernte man sich von den Hom-Aguaern, als wolle man Orellana nachahmen, den man ohne Grund für einen Fahnenflüchtigen hielt. Zuletzt gingen sogar die mitgenommenen eingeborenen Wegweiser auf und davon. Durch den Cassiquiari fuhren die Marañoner, so nannten sich die von Blut und Verrath befleckten Männer, in den Orinoko und endlich in den Atlantischen Ocean. Die Entdeckung der Wasserverbindung zwischen den beiden Riesenströmen war gemacht, aber nicht begriffen.

Trotz solchen Misserfolges lebte der Gedanke, dass bei den Hom-Aguaern der goldene Fürst zu finden sei, weiter, nicht im Hochlande jenseits der Cordillere, das jener Suche schon so grosse Opfer gebracht hatte, wohl aber im Süden, wo das Dorado-Unternehmen noch vereinzelt dastand.

Zwei Jahre nach Ursua's Tod ging von jenem Chachapoyer-Gebiete unter Martin de Proveda eine neue Expedition aus, um den Dorado zu suchen. Derselben gehörte Pedro de Silva an, ein Spanier aus Estremadura, auch Alcedo Soleto, ein in Bogotá wohlbekannter Mann. Auf einsamen, bald durch Buschwald, bald durch Grassteppe ziehenden Pfaden kam man 1563 von der Napó-Mündung nach der ersten dauernden Ansiedlung, die von der Bogotáer Hochebene aus jenseits der Bergscheide begründet war, nach San Juan de los Llanos. Diese Ortschaft hatte Juan de Avellaneda, ehedem Federmann's Begleiter, vor etwa zehn Jahren in derselben Gegend angelegt, in welcher früher das Standquartier zu Unserer Lieben Frau der Guayapier sich befunden hatte. Völlig genau konnte man die früheren Punkte jetzt nicht mehr unterscheiden, da ihre Spur längst verwaschen und verwachsen war. Auch sonst war es nicht ganz leicht gewesen, diese Ansiedlung zu bewerkstelligen; denn Avellaneda hatte denselben Weg, den er früher einmal mit Federmann gezogen war, genommen, nämlich einen Uebergang über das Gebirge ohne eigentlichen Pass. Er hatte in der Fosca-Gegend allerlei Kämpfe zu bestehen gehabt und erst spät

seinen Zweck erreicht, indem er einen Ort der Guayapier, Cunimia, besetzte. Seitdem war eine Art Regierung eingerichtet, der Alonso und Antonio de Olalla-Herrera vorstanden. Diese waren es, welche Silva, Soleto und Genossen empfingen und sofort nach Bogotá weiter schickten, wo ihre Erzählungen das grösste Interesse erweckten; hatte sich doch seit Pizarro kein Europäer vom Wasser des Amazonas hinauf nach dem Hochgebirgslande gewagt.

III. Die künstlichen Dorado-Reiche.

Unter den Genossen der Dorado-Fahrt des Jahres 1563 sprach Pedro de Silva, als glaube er wirklich an die Existenz eines goldenen Kaziken. Er betrieb auch eifrigst eine neue Unternehmung und ging einige Jahre spräer von Bogotá nach Spanien, um sie zu fördern. Dort erhielt er am 15. Mai 1568, besonders in Folge der Verwendung von Diego de Cordova, das Hom-Aguaer-Land zu Lehn nebst Quiraca, einem bisher unerklärten, vielleicht aus Ocoarica, d. h. Dorado, verschriebenen Worte. Das Silva'sche Dorado-Reich, in welchem Manoa lag, sollte Neu-Estremadura heissen. Vier für ein Jahr ausgerüstete Schiffe hatten dahin 400 Mann, einschliesslich 100 Verheirathete, und 6 Jesuiten zu bringen, als läge das zu Lehn gegebene Gebiet irgendwo an der Küste. Den Guadalquivir verliess Silva's Geschwader am 19. März 1569: die erste Dorado-Expedition, die von Europa abfuhr. Die Landung erfolgte Ende Mai an der Venezuelanischen Küste bei Burburata. Juli gings in die Grassteppe von Valencia, aber nur noch mit 140 Mann; denn sehr viele Theilnehmer waren sofort nach der Landung ihre eigenen Wege gegangen. Immer grösser ward die Zersplitterung beim Weitermarch; Anfang 1570 wurde das ganze Unternehmen aufgegeben. Silva ging nach Bogotá, wo er gegen einige Fahnenflüchtige Processe begann, die zu 2000 Dukaten Schadensersatz führten, dann zog er über Quito nach dem Chachapoier-Lande zurück, ohne um sein Neu-Estremadura sich zu kümmern, das jedoch hinfort amtlich die Dorado-Provinz genannt wurde, z. B. noch in Herrera's Geographiewerk.

Als Silva's Versuch im Gang war, erfolgte eine ähnliche Unternehmung, aber nicht von der Venezuelanischen Küste, sondern von der Neugranadischen Hochebene aus. Kaum war 1568 in Bogotá Silva's Belehnung und Auszug bekannt geworden, so bemächtigte sich eine unerhörte Aufregung der dortigen Kreise, als habe das Neue Königreich Granada in Neu-Estremadura einen wichtigen Bestandtheil verloren. Besonders der Hervorragendste der Entdeckungs-Veteranen, der alte

Marschall Jiménez de Quesada wollte einem solchen Eingriff nicht geduldig zusehen. Er gedachte selbst ein Dorado-Reich zu gründen, als hätte sein längst verstorbener Bruder Fernando nicht vor etwa 25 Jahren Opfer genug für den güldenen Prinzen gebracht. Jener Soleto sollte sein hauptsächlichster Führer sein und Pater Francisco Medrano, der allerlei Aufzeichnungen über frühere Entdeckungsreisen gemacht hatte, als Feldprediger mitgehen; wichtig war auch Alvaro Jorje, ein Portugiese, der Silva's Pläne genau zu kennen versicherte.

In der That erhielt Jiménez de Quesada in Bogotá als Lehn alles Land zwischen dem Papamene im Süden und dem Pauto im Norden, bis 400 Leguas nach Osten, also wohl bis ins Atlantische Meer hinein; er sollte Adelantado vom Dorado-Reiche werden, aber auch innerhalb von vier Jahren dem ersten Kundschaftszuge eine Kolonisation im Grossen folgen lassen, eine planmässige Besiedelung, für welche man Thiere und Menschen, incl. Frauen und Neger, vorschrieb; es wurden die Handels- und Schiffahrts-Verhältnisse mit dem Mutterlande im Voraus bestimmt und Aehnliches, was in jüngster Zeit bei solchen Vergebungen nicht mehr beredet worden war. Ein am Ariari-Strom reich gewordener Mann, Francisco de Aguilar, verschaffte Geld für den ersten Zug, welcher 1569 den Papamene hinab ging, der eben als Grenzstrom gegen Silva's Lehen betrachtet wurde. An Schiffsausrüstung war in den Bergen nicht gedacht worden; somit zog man zu Lande, in der Weise der ersten Dorado-Fahrer, von Fluss zu Fluss und kam vom Papamene zunächst nach jenem San Juan de los Llanos. Dann gings im Lande der Guayapier weiter und weiter durch die öder und öder werdenden Grassteppen, die ausser wenigem Wild gar keine Hülfsmittel darboten. Eigensinnig rückte Quesada immer nach Osten vor, die Unzufriedenen, z. B. einen Juan Maldonado, zurücksendend, den Rest der Leute mit den Täuschungen des flachen Landes tröstend. Bei der Mündung des Guaviari wurde der Orinoko erreicht; Soleto kreuzte denselben mit wenigen Begleitern, gelangte auch bis zum Fuss eines Bergstockes, erklärte dann aber, es sei nicht voran zu kommen. Nach mehr als zweijährigem Arbeiten musste Quesada sich zur Umkehr verstehen; er war vollständig ruinirt und ging deshalb 1572 nach Spanien — der Vater des Chronisten Rodriguez Fresle begleitete ihn — um Geld für seine Dorado-Kolonie aufzutreiben, kam aber ganz erfolglos zurück und lebte an einsamen Plätzen, mit Gott und aller Welt verfallen. Er rührte sich auch nicht mehr, als sein Nebenbuhler 1574 mit einer neuen Expedition von Europa abfuhr; diese neue Kunde von Silva erreichte übrigens Neugranada nicht viel schneller, als die Nachricht von dem vollständigen Untergange

der Silva'er Leute im Küstenlande zwischen dem Amazonos und dem Orinoko.

Etliche Jahre später, am 16. Februar 1579, starb der alte Quesada. Sein Testamentserbe war Antonio Berrio y Aruña; sein Nachlass bestand aus einigen fast unbrauchbaren Gütern in Neugranada und in dem Anspruch auf das grosse Dorado-Reich. Diesen Anspruch erachtete Berrío, der in Italien und den Niederlanden ritterlich gefochten hatte, keineswegs für verloren; vielmehr machte er seit 1582 Ernst mit demselben; denn er erhielt sehr gewichtig erscheinende neue Nachrichten. Die bedeutsamsten rührten von Juan Martinez her, einem der Wenigen, die Silva's letzte, so schnell verunglückte Expedition überlebt hatten. Der war in Carora ansässig geworden, kam aber nach Bogotá und Tunja hinauf und erzählte dort Allerlei von seinen Erlebnissen. Er berichtete, wie damals Silva in eine der Amazonas-Mündungen hineingefahren sei und dann zur rechten Hand grosse Gebiete durchzogen habe, in welchen verschiedene Stämme hausten, deren Namen er auch nannte. Er sprach von einem dem Orinoko ähnlichen Strom Toco, von dem Auffinden des Essequibo, dessen Anwohner die Insel Margarita zu besuchen pflegten; auf einer ihrer Marktfahrten hätten sie ihn mitgenommen. In diese Erzählungen gerieth wohl Mancherlei von dem eigentlichen Ziele der Expedition, nämlich von der Dorado-Provinz im Lande der Hom-Aguaer, auch Einiges über die Stadt Manoa, die Silva seinen Genossen als besonders herrlich und verlockend geschildert hatte. Zu solcher Nachricht kam bei Berrio die Erwägung, dass im wichtigsten Theile seines Dorado-Landes, an der Atlantischen Küste der Besitzstand mehr und mehr gefährdet werde, und nicht etwa durch Landsleute, sondern durch schlimme Ketzer. Einen Theil desselben hatte freilich Diego Fernandez de Serpa vor einiger Zeit den Spaniern sichern wollen, aber er war ganz erfolglos geblieben; jetzt hiess es, am Essequibo seien die Missionen durch Holländer verbrannt und am Orinoko sei sogar die neue, der Caroni-Mündung gegenüber liegende Ortschaft San Tomas von Engländern zerstört worden. Offenbar zogen sich die Spanier überall in den Quesada'schen Lehn zurück, dessen Grenzen ja nur im Innern genau angegeben waren, der Küste zu jedoch erst festgestellt werden mussten.

So begab sich denn Berrio im Januar 1584 mit Rindern und Pferden, Frauen und Sklaven, unter Zurücklassung seines Sohnes Fernando, von Tunja aus nach der nördlichen Grenze seines Reiches, dem Pauto und baute dort Fahrzeuge. Er kam zum Meta und fuhr an der Casanari-Mündung vorbei bis zum Orinoko; hier aber blieb er

nicht in der bisherigen Richtung, sondern wandte sich zur Rechten, zur Guaviari-Mündung und weiter nach Süden, bis er Soleto's Bergstock zur Linken emporragen sah. Während dieser Fahrt übernachtete er oft auf den Sandbänken und am platten Flussufer; er musste aber, ohne ins Gebirge vordringen zu können, wieder umkehren. Darauf blieb er zunächst ein halbes Jahr in Amapaya, einem scheinbar ausserordentlich reichen Lande, gegenüber den Mündungen des Meta, Arauca und Apuri, wo bei einem neuen Versuche, ins Innere vorzustossen, grosse Verluste erfolgten, aber doch viele goldene Schmucksachen von künstlicher Form erlangt wurden, auch manche Nachrichten über bisher nie gehörte Gegenden, wie Arroraima, Cuquenam, Parima: Namen von Theilen einer bislang noch gar nicht betretenen Bergwelt.

Weiter den Orinoko hinabfahrend, nahm Berrio da, wo das grosse Delta beginnt, Station; es war im Lande Emeria und in dessen Hauptorte Carapana. Endlich segelte er von dort nach dem Eilande Margarita und dann nach der Insel Trinidad, die er noch als zugehörig zum Dorado-Lande glaubte betrachten zu dürfen. Dort richtete er sich als Landeshauptmann ein; er gründete auf der Insel 1580 San José de Aruña und 1591 am Orinoko San Tomas de la Guayana, zwischen jenem Orte Carapana und der Caroni-Mündung. Bei solchen Einzelnheiten sollte es jedoch nicht sein Bewenden haben; vielmehr plante Quesada's Erbe gar grosse Dinge, obwohl er selbst an Ort und Stelle bleiben musste, um den Besitzstand aufrecht zu erhalten, der tagtäglich durch Spaniens Feinde gefährdet werden konnte.

Im Jahre 1592 ging für Berrio Domingo de Ibargoien y Vera nach Spanien, um eine grosse Dorado-Expedition auszurüsten. Der war glücklicher als der alte Quesada vor 20 Jahren, erschien aber auch mit Beweisen von Reichthum, nämlich mit einer Menge von Goldsachen. Die hatte Berrio nicht bloss von den Amapaiern erhalten, sondern vorzüglich bei der Anlage jener Ortschaft San Tomas. Sie bildeten ausschliesslich Figuren von roher Arbeit, meist Vierfüssler, Vögel, Fische u. s. w.; alle Stücke waren übrigens von sehr gutem Golde; zusammen machten sie einen Schatz aus, der wohl die Augen bestechen konnte.

In der That wurde die Ausrüstung de Vera's eine grossartige; es hiess, der König und die Stadt Sevilla betheiligten sich bei dem Unternehmen; wirklich fuhren am 26. Februar 1593 von San-Lucar de Barrameda fünf Schiffe aus, von denen zwei kleinere sofort nach dem Orinoko weitersegelten. Am 23. April jenes Jahres ergriff de Vera im Namen von Berrio an einer »Stelle, die zwischen Pauto und Papamene liegen sollte«, also innerhalb der Dorado-Grenzen, vor dem

Notaren Rodrigo de Caranca feierlichst Besitz. Nach der Urkunde sagte er seinen Genossen: »Ihr wisst, dass Antonio de Berrio, unser Landeshauptmann, in elfjähriger Mühe und mit einem Aufwand von 100,000 Goldpesos die edlen Provinzen Guayana und des Dorado entdeckt hat, aber nach Trinidad gehen musste, weil es zuletzt an Volk und Lebensvorrath gebrach; jetzt fordere ich in Berrio's Namen den Priester Francisco Carillo auf, beim Errichten des Kreuzes behülflich zu sein.« Dies geschah hierauf in Gegenwart des Häuptlings Morequito.

Nach solcher Besitzergreifung ging die Fahrt auf dem Orinoko weiter. Am 1. Mai 1593 wurde die Ortschaft Carapana wieder betreten, dann Toroco, ein Sitz des Häuptlings Tupi-Aguari; ferner kam man nach dem Orte des Kaziken Renato, in welchem viel Gold erlangt wurde und die Nachricht von einem nahen Lande, in welchem wirklich die Eingeborenen ihren Körper mit Goldstaub bestreuten, nachdem sie die Haut mit klebigem Kraute bestrichen hatten. Am 8. Mai wurden zu Arataco, wo in 500 Wohnungen etwa 3000 Menschen hausten, gegen Maultrommeln Hühner eingetauscht und für eine Axt eine vogelähnliche Goldfigur von 27 ℔ Gewicht. Dann begann, weil die Wilden ringsumher sich zusammenrotten sollten, am 11. Mai der Rückzug.

Alsbald wusste alle Welt von dem Nuevo Dorado. Noch im selbigen Jahre 1593 sah man in Jamaica Goldsachen von 47 karäthigem Golde, die von de Vera's Dorado-Zug stammten. In Rio-Hacha kannte man zu gleicher Zeit Einzelheiten der Expedition. Im folgenden Jahr schrieb über den neuen Goldmenschen, resp. über dessen Land, ein in Madeira gefangen sitzender Franzose und zugleich ein Spanier, der hinzufügte, nächstens, wenn er wieder nach Cartagena hinüberfahre, wolle er einmal einen Abstecher nach dem Lande des neuen Dorado machen; ein Engländer auf den Canarischen Inseln erzählte einem Franzosen in San-Lucar viele Erlebnisse de Vera's und bald darauf nahm George Popham ein Spanisches Schiff weg, das eine Menge derartiger Papiere an Bord hatte.

Die Kunde von diesem neuen Dorado empfing 1594 auch der erklärteste Feind aller Spanier und Katholiken, den England aufzuweisen hatte, Walter Raleigh, welcher seit zehn Jahren unter Schutzbrief der Königin Elisabeth von England allerlei Kolonisations-Unternehmungen oblag, tam Marti quam Mercurio dienend. Auf seinem Landsitz in Devonshire hatte er schon vor einigen Jahren aufgehorcht, wenn nach Silva's Berichten von der Stadt Manoa, von einem Versteck der Incaschätze oder ähnlichen Wundermären die Rede war. Sir Walter

sandte somit alsbald einen Vertreter, Jacob Whiddon, auf Kundschaft aus und fuhr dann, am 6. Februar 1595, selber von England ab. Er nahm Ende März Berrio auf Trinidad gefangen, da er von Whiddon gehört hatte, dass dieser Landeshauptmann eine neue Dorado-Fahrt plane und für dieselbe schon den Zugug seines noch immer auf den fernen Neugranadischen Hochgebirgen sich aufhaltenden Sohnes Fernando angeordnet habe. Ritterlich behandelt, konnte Berrio keine Hindernisse dem Gewalthaber bereiten; er überlieferte ihm deshalb einige der eigenen Hülfsmittel, namentlich eine Karte von den grossen Südamerikanischen Flussgebieten, auf der auch ein stattlicher See mit der Dorado-Stadt Manoa verzeichnet stand: ein Blatt, das noch heute erhalten ist; ausserdem ein von jenem Juan Martinez herrührendes, aber bereits durch Beichtväterhände gegangenes und vielfach verändertes Schriftstück über frühere Fahrten; war doch selbst der Verfasser von einem Theilnehmer an der letzten Silva'schen Fahrt zu einem der Genossen von Diego de Ordaz umgewandelt worden, unter denen auch Silva's gewesen waren.

Bei Berrio lernte Raleigh gelegentlich den Portugiesen Alvaro Jorje kennen, der vor etwa 25 Jahren Quesada berathen hatte und jetzt gern den Engländern sich zur Verfügung stellte. Somit war Raleigh ziemlich gut unterrichtet, als er im Mai 1595 die Südspitze der Insel Trinidad verliess und mit etwa hundert Mann zum nahen Orinoko-Delta hinüberfuhr. Mit Schiffsböten ging er in die Guanipa-Bucht und dann in den Manamo-Arm hinein, wo bald Baumbewohner, die Dividivier, angetroffen wurden. In dem feuchtheissen Flussgewirr und Walddickicht kam man nur schlecht voran, sodass der erste Ausblick auf weite, von kleinen Hirschen beweidete Grasflächen fast wie ein Goldzauber erschien. An diesen erinnerten auch wirklich die häufig im Ufergebüsch sich findenden Körbe für Goldwäscherei. Viele Tage vergingen, bis dass der erste grössere Anbau erreicht war, der Ort des Häuptlings Tupi-Rimaca. Dann kam die Caroni-Mündung; bei den grossen Schnellen dieses Flusses hörte man viel Unverständliches über Silber, aber auch manches Wichtige über die Geographie der Umgebung, über den Cassipa, eine seeartige Ueberschwemmungsstelle im Bereiche der Caroni-Gewässer, und über Acama-Caris, wo ein Frauenmarkt sein sollte, indem Aruaken dort Weiber für die Westindischen Christen einhandelten à Stück zu 2—3 Beilen. Man hörte dort ferner von verschiedenen grossen Flüssen, nicht bloss vom Caris, sondern auch vom Pao und Aro, vom Atoica und Caúra, sogar von ganz weit entfernten, wie Guárico und Apuri. Tiefer in den wilden Strom einzudringen schien sich nicht zu empfehlen; seine Mündung blieb Raleigh's

äusserster Punkt. Auf der Rückfahrt wurde noch im Arroraima-Gebiete gelandet, von dem schon Berrio gehört hatte; dort erfuhr man, dass die Epurimáeer Goldsand wüschen und dabei oft grössere Goldmassen läuterten; das Metall werde unter Kupferzusatz in thönernen Tiegeln geschmolzen. Dann ging es nach Ariacoa und weiter abwärts nach Carapana, endlich ins Delta hinein, diesmal in den Capuri-Arm.

Von Trinidad fuhr Raleigh unverzüglich nach England, wo er alsbald Charles Howard und Robert Cecyll seinen Bericht überreichte, welcher freilich keine Karte enthielt, aber nicht bloss die eigenen Erlebnisse, sondern auch Alles zusammenstellte, was Berrio, Jorje und Andere mitgetheilt hatten.

Herbst 1595 war Raleigh wieder daheim. Schon 1596 schickte er ein neues Schiff aus. Lawrence Keymis segelte in seinem Auftrage von Dorsetshire aus, um die Dorado-Forschungen fortzusetzen; er kam am 14. März zur Essequibo-Mündung, fuhr am 6. April ins Orinoko-Delta hinein und dann den Hauptstrom hinauf, viel weiter als Raleigh, jedoch ohne irgend welchen anderen Erfolg, als dass er Ende Juni in England einige Nachrichten über bekleidete Menschen am oberen Meta-Casanari und über einen Salzwasser-See Parima mit einer Stadt Manoa vorlegen konnte.

Nun rüstete Raleigh zum zweiten Male, wurde aber nicht vor Oktober 1597 fertig, sodass er erst am 17. Februar 1598 die Amerikanische Küste wieder sah. Im April war er an dem von Aruaken bewohnten Corentyn, wo er besonders über die bisher ungeahnte Grösse des Essequibo-Gebiets Näheres erfuhr; praktische Erfolge hatte er auch diesmal nicht aufzuweisen. Als er am 25. Juni 1598 in Plymouth wieder landete, zwei Jahre später als Keymis, begann sein Unglück; denn alsbald geschahen schwere Verfolgungen, die zuletzt zur Gefangenschaft führten. Freilich sandte er während der langen Zeit der Freiheitsentziehung jedes zweite Jahr ein Schiff nach dem Lande des neuen Dorado, um in demselben keinen fremden Besitzstand aufkommen zu lassen; allein diese Verhinderung gelang nur zum Theil und als er endlich im Jahre 1616 die Freiheit wieder sah und offen seine dritte Dorado-Expedition betrieb, erhob der Spanische Gesandte Diego Sarmiento de Ocuña ebenso offen Einsprache wegen drohenden Friedensbruchs. König Jacob I. nahm den Protest entgegen, obwohl der Gesandte persönlich bei der Sache betheiligt sein sollte; denn sowohl Fernando Berrio y Aruña, der jetzige Landeshauptmann von Trinidad, als auch Diego de Ocuña, der sich Statthalter in Guayana und im Lande des Dorado nannte, waren seine Verwandten. Trotz solchen

diplomatischen Protestes, trotz eigener Gebrechlichkeit und Schwäche in Folge der Towerluft, segelte Raleigh am 28. März 1617 mit 14 Schiffen von Plymouth ab, um seine letzte Dorado-Fahrt zu machen. Am 17. Juni war er vor der Mündung der Oyapoque, aber krank und mit decimirter Mannschaft; er verliess nicht selbst die Meeresluft, schickte vielmehr jenen Keymis in die Wasserläufe des Landes hinein. Dieser zerstörte Januar 1618 die auf den bisherigen Zügen gar nicht weiter beachtete Ansiedlung von San Tomas. In derselben hatte Diego de Ocuña als Prätendent seinen Sitz, deshalb erschien sie jetzt als gefährlich, bei den Kämpfen fiel Ocuña und auch Raleigh's Sohn, Keymis fuhr weiter bis zur Mündung des Guárico und vereinigte sich erst am 29. Januar 1618 wieder mit Raleigh. Zusammen mit diesem, segelte er nach Plymouth zurück, wo die Ankunft erst Anfang Juli erfolgte.

Gleich darauf geschah Raleigh's zweite Verhaftung; seine Hinrichtung als Friedensbrecher fand am 29. October 1618 statt. Unter den Sachen, die bei der Verhaftung abgenommen waren, war eine Beschreibung des Orinoko-Flusses nebst Karte und eine Geschichte der Entdeckung des Guayana-Landes; auf beiden Titeln war jetzt das Wort Dorado vermieden, obwohl Raleigh dasselbe früher als »die christliche Bezeichnung für Manoa« erklärt hatte. Es war auf seinen Fahrten die Ueberzeugung gereift, dass der güldene Prinz jedenfalls da nicht existire, wo man ihn jetzt vermuthe, dass er, wenn er überhaupt irgendwo lebe, nicht in glänzenden Städten zu suchen sei, sondern am Ufer goldreicher Ströme, nicht als mächtiger Fürst, sondern als ein Indianischer Krieger.

Seit Raleigh hat sich die Dorado-Suche immer mehr von ihrem ursprünglichen Wesen und Ziel entfernt. Nach jener Berrio'schen Karte sind viele spätere gezeichnet und bekanntlich ist noch 1840 ein solches Phantasiebild in New-York edirt worden, wo mit Vorliebe von Zeit zu Zeit eine Dorado-Sensation veröffentlicht wird, selbst noch heutzutage, wie der Herald vom 1. Januar 1890 beweist. Wegen solcher immer abenteuerlicher und bunter werdenden Zuthaten, Entstellungen und Erfindungen hat die Geographie lange Jahre im Dunkeln tappen müssen; ja der Wald der Irrthümer ist so dicht geworden, dass noch heute genaue historische Untersuchungen erforderlich sind, um den einfachen Gang der Dorado-Entdeckungs-Reisen frei zu machen von dem Rankengewirr der Schmarotzerpflanzen, wie Guatavita als Doradosee, Cundinamarca als Hochebene von Bogotá oder Manoa als Hauptstadt von Guayana.

Auf den normännischen Inseln.

Vortrag, gehalten in der Hamburger Geographischen Gesellschaft am 4. April 1889.

Von

Prof. Dr. **G. Wendt.**

Westlich vom Cotentin, der vorspringenden Landzunge an der französischen Nordküste, für uns Deutsche gleichsam dahinter versteckt, etwa auf der Höhe von Metz liegt die Gruppe der normännischen Inseln, welche der Engländer Channel Islands, der Franzose Iles de la Manche nennt. Seit mehr als 800 Jahren sind sie im Besitze der Engländer, welche sie mit Recht für eins der glänzendsten Kleinodien in der britischen Krone halten. Und dabei spricht die Bevölkerung französisch, werden die ganze Verwaltung und Rechtspflege französisch geführt. Nur Eingeborene werden zur Erwerbung von Grundbesitz und in der Verwaltung zugelassen, mögen sie sonst ihre Vorbildung in Frankreich oder in England genossen haben. Aber von einem nationalen Gegensatz ist keine Rede, mit seltener Einmüthigkeit hält Alles zu England, dessen Beherrscherin als »Herzogin von der Normandie« verehrt wird, und welches zur Wahrung des Reichsinteresses nur den Gouverneur schickt.

Es lässt sich nicht behaupten, dass die Verbindung mit dem französischen Festland oder gar mit England eine bequeme ist. Regelmässige Fahrten werden wenigstens im Sommer nach Frankreich zwischen St. Malo und Granville (Manche) einerseits und Jersey andererseits, nach England zwischen Jersey (Guernsey) und London, Southampton, Weymouth, Plymouth unterhalten. Von London geht jeden Sonnabend ein Schiff ab, das von Passagieren wenig benutzt wird, diese ziehen von London aus die Route über Southampton vor. Die London & South Western Railway Gesellschaft lässt von Waterloo Station Abends 10 Uhr einen Zug ab, der an den Southampton Docks hält und die Reisenden ohne weiteren Zeitverlust auf ihre eigenen Dampfer gelangen lässt. Die Concurrenzlinie über Weymouth, welche von der Great Western eingeführt ist, gewährt den Vorzug einer wesentlich kürzeren Fahrt durch den stets bewegten Kanal. Die Schiffe verlassen

Southampton um Mitternacht und legen nach durchschnittlich 8stündiger Fahrt in Guernsey an, von wo sie nach kurzem Aufenthalt nach Jersey weiterdampfen, das in 2½ Stunde erreicht wird. Die ganze Inselgruppe zerfällt in vier kleinere Gruppen, die nördliche, wozu Alderney und die Caskets gehören, dann Guernsey mit Herm, Jethou, Brechou und Sark, der französischen Küste am nächsten Jersey, endlich am südlichsten die Minquiers.

Die Inseln sind eine Fortsetzung des armorikanischen Massivs, meist Granitblöcke in den verschiedensten Stadien der Auflösung und Verwitterung, ein Prozess der noch beständig vor sich geht; die felsigen Küsten werden vom Meere ausgehöhlt und unterwühlt, andererseits versandet die flache Küste.

Die Wogen, welche in der ganzen Michel Bay eine gewaltige Höhe erreichen, steigen, an der Westküste von Jersey bis zu 40 Fuss, an Guernsey nur bis 30, auch eine respektable Höhe. Wenn sich, zumal an Corbière, die gewaltigen Wellen haushoch erheben und sich zwischen und über die Millionen grosser und kleiner Felsen hindurch und hinüberwälzen ins Wasser, dichte Wolken von Gischt bildend, so ist das ein Schauspiel, das die Natur nur selten in dieser Grossartigkeit bietet.

Jersey ist nicht nur die grösste, sondern auch die schönste und interessanteste Insel der ganzen Gruppe, daher mit Recht das Ziel der meisten Reisenden. Den von Guernsey Kommenden zeigt sie sich Anfangs nicht von der schönsten Seite. Die Westküste ist flach und kahl, ein vereinzelter Martellothurm wird sichtbar, kein Haus, kein Strauch lässt auf das üppige Hinterland schliessen, das sich an St. Ouen's Bay anschliesst. Aber sobald die zerklüftete Südwestspitze La Corbière mit dem mächtigen Leuchtthurm umschifft und die Schwärme dort kreisender Wasserraben aufgescheucht sind, ist der Anblick ein unbeschreiblich schöner; noch freilich zeigt sich keine Spur menschlicher Niederlassung; die kleine St. Brelade's Bay ist von hohen unzugänglichen Felsen umsäumt; dann aber — immer in beträchtlicher Entfernung von der felsenreichen Küste — wird St. Aubin's Bay erreicht bei Noirmont Point und nun segelt man in direkter Linie auf St. Hélier, die Hauptstadt der Insel, zu, die mit ihren zahlreichen Kirchen und dem natürlichen Fort St. Regent weithin sichtbar ist. Das Landen hat meistens seine Schwierigkeit, nur bei hohem Wasserstand kommt man durch den schmalen Eingang in den Hafen hinein und legt dann an dem langen Pier an, welcher den Hafen westlich begrenzt. Jersey selbst ist nur der grösste einer unendlichen Zahl von Granitfelsen, die in dem ganzen Gebiet der Insel mehr oder weniger

aus dem Meer hervorragen und sie alle schwer zugänglich machen. Ein eigenthümlicher Anblick ist es, wenn man bei Ebbe von Hougue la Bie, einen alten Thurm, die Millionen von kleineren und grösseren Felsen zumal um die Südostspitze der Insel herum aus dem Meer hervortauchen sieht, wie eben so viele Unthiere der Tiefe, die auf das Land gekrochen sind. Dort wagt sich nicht das leichteste Boot hindurch; von Felsen umsäumt ist auch die Ostküste, die beiden Buchten aber, Grouville Bay und St. Catharine's Bay, flach, wie das Meer überhaupt zwischen dort und der französischen Küste. So ist die Insel thatsächlich nur von der Südseite zugänglich und zwar von der Aubin's Bay her. Das kleine Hafenbassin aber in St. Aubin's kommt kaum in Betracht, und der vor wenigen Jahren mit ungeheuren Kosten angelegte neue Hafen von St. Hélier hätte mindestens doppelt so weit in's Meer hinausgebaut werden müssen, um zu allen Zeiten das Landen zu gestatten.

Ein sehr buntes, bewegtes Leben empfängt den Reisenden, der mit dem Postschiff (von Southampton) oder mit dem Weymouthboot entweder im Hafen anlegt oder in grossen Nachen am Pier ausgesetzt wird. Wenn die Schiffe auf dem Leuchtthurm in Corbière in Sicht kommen, so meldet das der Telegraph; eine Fahne wird auf dem Fort St. Regent gehisst nnd nun strömt ganz St. Hélier nach dem Hafen hinaus. Es ist das Hauptereigniss des Tages, für Alle von Wichtigkeit wegen der Post von England, am wichtigsten natürlich für die Gasthofbesitzer, die fast ausnahmslos ihren Wagen zur Stelle haben. Man glaubt in einer Grossstadt zu landen, so aufdringlich sind Kutscher und Gepäckträger, so viele Reklamen werden einem in die Hand gedrückt und so volltönend sind die Namen der Gasthöfe. Aber kaum ist der letzte Passagier im Wagen oder hat die letzte Lady ihre letzten von den unzähligen »things« glücklich »inside«, so ist der Hafen wie ausgestorben, die Fluth wird plötzlich zur tiefsten Ebbe und erst gegen Abend findet sich alles wieder auf dem langen Pier zum Spaziergange ein, bis Punkt halb 10 Uhr ein Schuss vom Elizabeth Castle den friedlichen Bürger daran mahnt, dass es Zeit ist zu Bett zu gehen.

Die Stadt St. Hélier, eigentlich St. Hélier's (Parish), trägt in ihren älteren Theilen den Charakter einer französischen Provinzialstadt; die Strassen sind schmal und unregelmässig angelegt, das Terrain überhaupt möglichst ausgenutzt. In der unmittelbaren Umgebung des Hafens, um den die ältere Stadt liegt, ist der Grund und Boden kaum billiger wie durchschnittlich in London, im Folge dessen die Zimmerpreise sehr hoch. Ganz anders die neueren Stadttheile, welche in der Weise von Vororten nur aus Villen und Villenstrassen bestehen; sie

bilden den Uebergang zum Lande, welches eigentlich ein grosses Villenland darstellt. Bauart und Anlage derselben sind im Gegensatz zu der engen Stadt ganz englisch; charakteristisch ist, dass das englische Schiebefenster (sash window) auf der ganzen Insel zur ausschliesslichen Herrschaft gelangt ist.

Die Stadt bietet an sich des Anziehenden wenig genug. Ihr Mittelpunkt ist der Königsplatz, auf welchem eine wunderbare Statue steht, von der man heute noch nicht recht weiss, wen sie vorstellen soll. Die einen wollen in dem Manne in römischer Tracht und dem Lorbeerkranz auf dem Haupte Karl II. erkennen, die andern die geheiligte Majestät Georg's II., des unmanierlichen kleinen Deutschen, der auf Hogarth so böse war, weil er sich über »mine garrts« (guards) lustig machte und dessen Abscheu vor »boets and bainters« so bekannt war. Endlich ist denn die Streitfrage zu Gunsten des letzteren entschieden, und als 1846 die Königin Victoria mit dem Prinz Gemahl der Insel einen Besuch machte, wurde die ganze Statue vergoldet und nun erst recht garstig. Dass von ihr aus alle Entfernungen auf der Insel gemessen werden, mag ihr immerhin eine gewisse Daseinsberechtigung verleihen. Auf dem Königsplatz befindet sich auch das Ständeamt, und die Jedem zugängliche, recht gut ausgestattete Bibliothek. Mitten in der Stadt hat man neuerdings nach Niederlegung von Häusern eine gewaltige Markthalle gebaut, wo männiglich seinen Bedarf an Lebensmitteln deckt, nicht nur Fleisch, Gemüse und Obst, sondern auch Fische. Es gehört zum guten Ton, dass die Hausfrauen, wie in unsern kleineren Städten, dort persönlich ihre Einkäufe machen, sowie es andererseits Sitte ist, dass der Farmer seine Produkte selbst zur Stadt fährt und zum Verkauf bringt. Auffallend ist die grosse Zahl hübscher und reich versehener Läden, in denen sich englische Solidität mit französischem Geschmack verbindet. Für die Unterkunft zahlreicher Fremden ist durch etwa zwanzig mehr oder weniger feine Gasthöfe ausreichend gesorgt, unter den englischen ist Stopford's, den französischen Pomme d'Or am ansehnlichsten, und sie rühmen sich entsprechender Preise. In den gutbürgerlichen Hotels kann man für 35 shillings die Woche ein gutes Zimmer und gute Verpflegung haben. Dabei ist der Zuschnitt ganz englisch; das Fleisch spielt die Hauptrolle, das Breakfast ist sehr kräftig, der Thee ist gut, der Kaffee schlecht; Wirth und Kellner, wie Stubenmädchen sprechen englisch und französisch. Natürlich ist auch an Boarding Houses kein Mangel, dort kann man sogar für 1 £ die Woche ganz gut leben. Billig sind auch die Miethpreise für ganze Villen, wie sie auf der ganzen Insel zu haben sind; es giebt englische Familien,

die Jahr aus Jahr ein den Sommer in diesen zum Theil recht verschwenderisch ausgestatteten Landhäusern zubringen, andere werden stets mit Einschluss des Mobiliars für Kranke gemiethet, welche im Winter auf Jersey leben müssen, denn das Klima ist, um das gleich hier zu erwähnen, sehr milde, Schnee kaum bekannt.

Von grösseren Orten sind neben St. Hélier nur St. Aubin's und Grouville zu nennen, das östlich von der Hauptstadt gelegen und mit Gorey fast zu einem Ort verwachsen ist. Aubin's, St. Hélier gegenüber, am westlichen Ufer der gleichnamigen Bucht, ist ausschliesslich Villenort und einen Hügel hinangebaut; der kleine Hafen ist zwar sehr geschützt, aber nur bei hohem Wasserstand zugänglich, da die ganze Bucht flaches, sandiges Ufer hat. Zur Zeit der Ebbe liegt die Bucht ganz frei, von St. Aubin's Town quer herüber nach St. Hélier, immerhin eine gute deutsche Meile lang; etwa in der Mitte dieser Linie erhebt sich aus der See heraus das Elizabeth Castle, das unter der Königin Elizabeth auf den Trümmern eines Klosters errichtet wurde, zur Zeit der Republik gegen das Parlamentsheer aushielt und sogar Karl II. einmal beherbergte; dicht dabei, wiederum ein vereinsamter Felsenblock, ist »Hermitage«, mit einer wieder ausgebesserten Schlossruine. Zu beiden Felsen — Elizabeth Castle wird jetzt als Infanteriecaserne benutzt — kann man bei Ebbzeit trocknen Fusses hinübergelangen; überhaupt ist dann die gewaltige Bucht der beliebteste Spielplatz für grosse und kleine Kinder. Der Sand ist fest und bietet einen trefflichen Boden für Cricket und Lawn Tennis.

Die ganze Küste ist übrigens von Häusern und kleinen Villen besetzt, welche durch die von St. Hélier nach St. Aubin's führende Eisenbahn verbunden sind. Dieselbe gleicht allerdings mehr einer Pferdebahn mit Dampfbetrieb, hält alle paar Minuten an und fährt allstündlich von Morgens früh bis in die Nacht hinein. Diese Linie verbindet auch weiterhin, wenn auch weniger häufig, St. Aubin's mit der Südwestspitze, an St. Brelade's vorbei nach den grossartigen Steinbrüchen von La Moye. Eine zweite Eisenbahnlinie läuft an der südöstlichen Küste her, begleitet sodann die Ostküste hinauf bis Grouville-Gorey, bei diesem Städtchen finden mehrmals im Sommer Wettrennen statt — ein weiterer Beweis, wie alles anglisirt ist, wenn es dessen bedürfte; an Clubs aller Art fehlt es natürlich ebenso wenig, am beliebtesten scheint der Schwimmclub zu sein, welcher allerdings nur Ein Bassin zur Verfügung hat, bei der s. g. Collette, einer Ausbuchtung der See, die von Felsen gegen das offene Meer, sowie ein Meer von Felsklippen abgesperrt und durch Fort Regent vom Hafen getrennt ist — ein entzückend schöner, versteckter Bade-

ort, wie nur wenige Inseln ihn bieten dürften, und mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Durch Felsen wiederum ist er von dem Damenschwimmbad getrennt und an dieses schliessen sich die Seebäder an, im ganzen vielleicht zehn Hütten, das ist Alles! Es ist mindestens übertrieben, wenn von grossartiger Seebade-Gelegenheit auf Jersey geschrieben wird. Die ganze Südküste ist entweder zu flach oder zu steinig und gefährlich, als dass Raum dafür vorhanden wäre, die wenigen Hütten (auf Rädern) in der Bucht von St. Aubin's verdienen kaum Erwähnung. Mit dem milden Klima und seiner geschützten Lage ist St. Hélier und die ganze Bucht von St. Aubin's ein vortrefflicher Luftkurort; doch glaubte ich die Meinung eines »Guide« bestätigt zu finden, dass die Luft zu weich ist und daher kräftigen Menschen weniger zusagt — im Gegensatz zu Guernsey, worüber später zu sprechen sein wird.

Ich wüsste keine Insel, keine Gegend, wo von einem festen Wohnort aus — und das wird hier immer die Stadt sein — eine so reiche Auswahl in schönen, mannichfachen und interessanten Spaziergängen sich befände, die nach Belieben grösser und kleiner sein können; selbst die Isle of Wight steht schon darum hinter Jersey zurück, als der Baumreichthum daselbst geringer ist. Auf Jersey unterscheidet man ältere und neue Strassen; letztere sind in vortrefflichem Zustande und durchschneiden die Insel in allen Richtungen, sind auch möglichst gerade angelegt; die alten Strassen verbinden die einzelnen Gehöfte, sind daher planlos, gewunden und mit hohen Hecken eingefasst, Fuhrwerk kann sich kaum darauf bewegen, aber sie sind um so reicher an landschaftlichen Reizen. Wohin man auch von der Stadt aus seine Schritte lenkt, bieten sich Ueberraschungen, am besten thut man keine bestimmte Richtung zu verfolgen, sondern umherzuschweifen nach Herzenslust, an ein Verirren ist nicht zu denken, und die Insel ist fast überall so bewohnt, dass man leicht den Rückzug zur Stadt erfragen kann. Besonders lohnend aber ist ein Besuch bei den Bauern, deren Freundlichkeit und Gastfreiheit fast der irischen gleichkommt. Doch befindet sich in jeder noch so kleinen Ortschaft ein Wirthshaus, in dem wenigstens guter Apfelwein vom Fass zu haben ist — ein Hauptprodukt der Insel. Bier und Spirituosen sind schon seltener zu haben, da die »License« sehr hoch ist.

Zu warnen ist vor der Benutzung der Excursion Cars, die in bestimmten Routen die Insel durchfahren, wie »The Paragon«, »The Royal Blue« und Andere. Sie nehmen in den einzelnen Hotels die Passagiere auf, und jagen möglichst schnell von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit, die meist sehr unterhaltenden Conducteure zeigen

alles was im »Führer« steht und erzählen die nöthigen Anekdoten, doch sind sie häufig im Voraus durch ein Extra-Trinkgeld gekauft, benehmen sich dann gegen die übrige Gesellschaft, die nur ihr Fahrgeld und das übliche Trinkgeld erlegt, möglichst gleichgültig, wenn nicht grob. An bestimmter Stelle wird das Frühstück eingenommen, und auf und davon geht es wieder, zur Essensstunde um 6 sind Alle zurück. Man sieht Alles »worth seeing,« aber Land und Leute lernt man durchaus nicht kennen. Zudem sind bei den geringen Entfernungen selbst für schwache Fussgänger die Wagen überhaupt überflüssig.

Der grösste Theil des Bodens wird zum Anbau der Kartoffel verwendet, und zwar der Frühkartoffel (Early Potato), welche in England unter dem Namen Jersey Potato von Ende Mai bis Anfang October einen nicht eben kostspieligen Luxusartikel bildet. Es ist eine längliche Riesenkartoffel, nur die grössten werden verschickt, und in der rechten Erntezeit gehen wohl 6—7 grosse Dampfer täglich von Jersey ab, die ausschliesslich Kartoffeln geladen haben. Nach der letztjährigen Statistik (1887) wurden in der am 2. Juni schliessenden Woche 68 tons versandt, der Export stieg bis zu 10 880 tons in der am 7. Juli endigenden Woche, vom 5. September bis 10. October wurden dann nur noch 4086 tons exportirt, An Werth stehen natürlich die früheren obenan. Die ton, welche am 2. Juni 20½ £ bringt, wird zuletzt mit 2½ £ bezahlt. Der Gesammterlös in diesem Jahre war £ 242,100 für 60 988 tons, also eine Einnahme von rund 5 Mill. ℳ. d. h. etwa die Hälfte des jährlichen Exportes der normännischen Inseln nach England, der im Durchschnitt ½ Mill. £ beträgt. Das Geschäft ist übrigens in der Hand von grossen Londoner Unternehmern, die die Frucht aufkaufen und den Versandt besorgen. Die Bauern klagten allerorten, dass ihnen so wenig bezahlt würde, doch wurde mir gesagt, dass die Bauern in jedem Jahre klagten, und ich dachte auch in jedem Lande.

Wie die Kartoffel, so gelangen auch verschiedene Obstarten zu früher Reife und bilden einen übrigens untergeordneten Ausfuhrartikel, besonders die Traube, welche meist in Glashäusern gezogen wird, jedoch hinter der von Guernsey zurücksteht. Auch ist sie selbst auf der Insel sehr theuer. Die Aepfel werden weniger zum Export als zum eigenen Gebrauch verwerthet, die ersten kommen Ende Juli. Der Apfelwein, den jeder Landmann selbst bereitet, kam mir auf Jersey besonders wohlschmeckend vor, »Bottled« und »From the wood« ist er gleich wohlfeil. Der Boden, aus Graniterde bestehend, ist sehr fruchtbar, da wo bereits Kartoffeln gewonnen, werden in demselben Sommer noch Rüben oder Wurzeln zur Reife gebracht, die Wurzel

(Morrübe) und Pastinakken (parsnips) gedeihen in gewaltiger Dimension. Am grössten (bis zu 15 Fuss) aber wird der s. g. Cow Cabagge, unser Kappus Kohl. Man lässt denselben stehen, benutzt die Blätter (nicht zu dem nur mehr oder weniger beliebten Gemüse) sondern als Viehfutter und Butteremballage, die Stämme aber bleiben stehen und werden wenn sie gut gewachsen sind, zu Spazierstöcken benutzt, wozu sie sich durch ihre Leichtigkeit sehr empfehlen. Man nimmt die besten Stämme und überzieht sie mit Lack und der Spazierstock ist fertig, nicht gerade sehr elegant, aber leicht und doch solide. Endlich bringt das milde Klima auch die Feige zur Reife, dieselbe gedeiht ohne dass sie eines Schutzes bedürfte, und wird frisch genossen. Unter den Bäumen kommen Ulme, Linde und Buche am häufigsten vor, von Sträuchern ist der Ilex besonders üppig. Die Chile- oder Andentanne (Araucaria imbricata, Monkey Puzzle) wird haushoch. Unter den Zierpflanzen (die im Freien überwintern) fallen durch ihre Grösse und Ueppigkeit die Hortensia und 2 Arten der Magnolia in die Augen, die japanesische Lilie, das Geranium, die Fuchsia (bis zu 20 Fuss) und Myrthe entfalten eine fast tropische Pracht und überwintern im Freien. Die Guide Books wissen auch viel vom Arbutus zu erzählen, jenem Baum, der den Stolz Irland's ausmacht, ich habe aber weder auf Jersey noch auf Guernsey ein Exemplar davon gesehen, auch nicht von der Yamswurzel, welche vereinzelt im Freien gedeihen soll.

Ein Hauptdungmittel ist das stark sodahaltige Vraic (le varech im franz., wrack im engl.) das Seetang, auf allen Inseln, das entweder gebrannt als Asche oder frisch auf das Gras gestreut wird. Es wächst besonders üppig an den die Westküste der Insel umgebenden Felsen und soll nirgends so reich an Dungstoff sein wie an den Küsten Jersey's, wo an 300 verschiedene Arten dieser Algen vorkommen; unter ihnen ist der Fucus (F. vesiculosus wird bladder-wrack genannt), der werthvollere, da er mehr organische Substanzen enthält; von der Laminaria wird meist die Asche zum Düngen gebraucht. Die Zeit der Ernte des Vraic (Vraic Scie) ist an der Westküste ein grosses Fest. Es sind zwei Ernten, eine im Februar und März, die andere Mitte Juni bis 31. August; in jener wird der Dünger geerntet, das in diesen gewonnene hingegen hauptsächlich als Brennmaterial benutzt. (Die Iren benutzen dasselbe auch noch als Nahrungsmittel; im Belfaster Arbeiter-Viertel bildet das Seaweed getrocknet einen Hauptartikel in den Grünwaarenläden!) Das Vraic venant d. h. das angetriebene Tang darf von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang von Jedem eingeheimst werden; das festgewachsene aber ist verpachtet. Nur in der ersten Sommerernte dürfen arme Leute, die kein Vieh

haben, frei schneiden unter der Bedingung, dass sie es selbst an Land tragen und es erst dort auf Karren laden.

Viehzucht giebt es auf Jersey nicht; Fleisch (beef, mutton, pork) muss eingeführt werden, lebendes Vieh wird beim Landen gesundheitlich untersucht und muss, wenn gut gefunden, binnen zehn Tagen geschlachtet werden. Die Jersey-Kuh ist eine Specialität, a special breed, wie die Alderney-Kuh, die noch kleiner und die Guernsey-Kuh, die grösser als die Jersey-Kuh ist, auf deren Reinheit streng gehalten wird. Sie ist von mittlerer Grösse, hellbraun mit gelben Flecken um Augen, Stirn und Ohren und mit so zierlichem Kopfe, dass man leicht versucht ist, sie für ein Reh zu halten, wenn sie zwischen den Hecken hindurch den Wanderer neugierig anschaut. Sie wird vielfach nach England und besonders Amerika ausgeführt, um die Race dort zu verbessern. Sonst wird die Kuh nur für die Milchwirthschaft gehalten. Beim Weiden wird sie »tethered«, d. h. man bindet sie an eine Kette, die an einem Pfahle in der Erde befestigt ist,[1]) bei anderen Kühen, die weiden, fiel mir auf, dass sie eine Art Matigal trugen, der ihnen das Emporrecken des Kopfes unmöglich macht. Da die Aepfelbäume meist auf Weidegrund stehen, so könnten die Kühe leicht an Aepfeln, die sie vom Baume reissen oder von der Erde aufnehmen, würgen und zu Schaden kommen; daher jene sinnreiche Erfindung.

Der Jersey-Krem (clotted) ist vorzüglich und kann es wohl mit dem Devonshire-Cream aufnehmen. Es werden verhältnissmässig viele Ziegen gehalten; die Pferde, die man zu sehen bekommt, machen einen höchst kläglichen Eindruck.

Ein höchst eigenthümliches Fest war in alter Zeit und ist zum Theil noch La Grande Charrue (der grosse Pflug). Die Landwirthe helfen einander gegenseitig bei der Ernte, so wie es bei dem Kleinbetrieb und der starken Parzellirung des Landes nöthig ist. Alljährlich muss ein Theil des Bodens in »rotation« für die Pastinakken-Kultur besonders tief gepflügt werden mit einem »grande charrue« der mindestens 7 bis 8 Pferde erfordert d. h. mehr als der einzelne Farmer besitzt. In einer Versammlung der Landwirthe der Distrikte werden um Weihnachten die Tage für die gegenseitige Hülfeleistung festgesetzt. Pünktlich sind die Freunde mit den Pferden zur Stelle; aber

[1]) Das Gras wächst so üppig, dass durch das Umherwandern der Kühe zu viel niedergetreten würde, während durch die Abgrenzung einer bestimmten Fläche das Thier sein genaues tägliches Quantum erhält; dieses soll nur ein Viertel von dem sein, was die Kuh sonst verzehren würde; der Durchschnittsertrag einer Jersey-Kuh wird auf 4½ Gallonen angegeben.

ihrer wartet auch ein festliches Mal mit Gelage, und wenn bei der Heuernte oder im Herbst gegenseitige Unterstützung geboten ist, dann sollen die üblichen Gelage auch wohl auf dem Felde abgehalten werden, wobei die Damen des Hauses zugelassen werden, wenn auch nur um in Thee und Apfelwein Bescheid zu thun. Das Essen und Trinken spielt hier wie in Alt-England eine grosse Rolle. In einem Gedicht im Guernsey-Dialekt »Les grands Quérues« heisst es in englischer Uebersetzung.

»There's nothing worse in life than throttles when too dry
And labourers who are hard at plough, the jug should always ply;
If cider-draughts and spirit-drams are stinted in the field,
We all know well the parsnip-crop will prove a scanty yield.«

und in demselben Gedicht an einer andern Stelle:

»But what goes on at home the while, where pretty housewives dwell?
They, also, dearly love Grand Ploughs, as anyone may tell!
When first the blackcap trilled his lay, this morning, up they got,
With sleeves at elbows, dimpled arms, to raisins pick, J wot;
They grease the dishes, and the great big table they prepare, —
And then their manners are so nice' mid all this household care!
(They chop the suet), beat the eggs, and next the oven they heat,
Parboil the rice, and scrub around, and polish all complete.
The pewter plates and cider cans are radiant with their toil;
And how they poke the fire about to keep the ham aboil!«

Deutsch:

Nichts traurigeres giebt es im Leben, als wenn die Kehlen zu trocken sind;
Und Arbeiter, welche stark pflügen, sollen auch den Krug herumgehen lassen.
Wenn mit Apfelwein und Branntwein im Felde gegeizt wird, dann weiss Jeder kann
Die Pastinakken-Ernte nur spärlich ausfallen.

Was aber geht zu Hause vor sich, wo die hübschen Frauen wohnen?
Auch sie lieben sehr den grossen Pflug, wie männiglich Euch sagen wird.
Als heute Morgen die Meise ihr erstes Lied sang, da standen sie auf;
Um mit aufgeschürzten Aermeln, Grübchen in den Armen, Trauben auszulesen.
Sie fetten die Schüsseln an und bereiten den grossen starken Tisch,
Und dabei sind bei all der Hausarbeit ihre Manieren so fein!
Sie rühren die Eier, mischen sie mit Fett und dann heizen sie den Ofen,
Kochen den Reis, und schrubben und poliren alles gar fein.
Die Zinnkrüge und die Apfelweinkannen glänzen von ihrer Arbeit:
O, wie sie im Feuer umherstochern, um den Schinken am Kochen zu halten!

Nicht ausreichend indessen sind die heimathlichen Hülfskräfte, wenn die Kartoffeln eingeheimst werden sollen. Da lassen sich die Landwirthe Bretonen kommen, deren Zahl bei guten Ernten bis zu 5000 steigt und die dann der Stadt St. Hélier ein besonderes Gepräge geben. Nach allem was mir erzählt worden, ist die Anwerbung von Bretonen eine Art moderner Sklaverei. Die auf einer relativ sehr

niedrigen Bildungsstufe stehenden (keltischen) Bewohner der Bretagne werden von Unternehmern »hired« und in Jersey losgeschlagen. Sie erhalten selbst in guten Jahren oft nicht mehr als sixpence für den Tag; das übrige wandert in die Taschen der »Sklavenunternehmer«, denen es natürlich auch ganz gleichgültig ist, wie die Bretonen sich nähren und wo sie die Nacht zubringen, sodass die Behörde ihnen hat gestatten müssen, in der Markthalle zu kampiren und um sie zu schützen, sogar grosse Laken in der Nacht an der Halle anbringen lässt. Und doch ist es ein kräftiger, schöner Menschenschlag; besonders gut sehen die Männer aus. Sonntags, wo auch hier die englische Sitte herrscht, wird dann eine andere Jagd auf die geistig nicht minder Bedürfnisslosen gemacht. Sie sind grösstentheils Katholiken und verstehen nur zum kleinsten Theil französisch, sind also für englische und französische Seelsorge und Predigt gleich unzugänglich. Die heimathlichen Priester entlassen sie nach Jersey mit dem strengsten Verbot, andersgläubigen Predigern zu folgen; aber auf Jersey, wo sie keinen Priester haben, und statt dessen die langen Sonntage, ist das Bedürfniss nach religiöser Nahrung zu stark. Hierauf bauend, sendet die Mission Evangélique Bretonne, die ihren Hauptsitz in Trémel (Dép. Côtes-du-Nord) hat, alljährlich zur Zeit der Kartoffelernte einen Missionar hinüber, der zu den Landsleuten in ihrer Sprache spricht und ihnen in jeder Hinsicht mit Rath und That zur Seite steht. Da ich die persönliche Bekanntschaft des Missionars gemacht hatte, so gewann ich einen Einblick in diese Verhältnisse. Am Sonntag Morgen also postirt sich der Missionar vor einer Kapelle und fängt mit einigen bereits gewonnenen Bretonen einen Gesang an, durchzieht dann singend die Strassen, bis der immer mehr anschwellende Haufen in eine französische Kirche geführt wird. Hier nehmen sie auf besonderen Bänken Platz und lauschen dem französischen Gottesdienst, ohne viel davon zu verstehen. Nach dem Schluss desselben aber bleiben sie zurück. Es werden ihnen Choräle in ihrer Sprache gedruckt überreicht, sie singen die Verse, die ihnen erst vorgelesen werden und dann hält der Missionar die eben gehörte Predigt dem Inhalte nach in bretonischer Mundart. Nach dem Gottesdienst werden Liederbücher, neue Testamente und Erbauungsschriften vertheilt. Einige angesehene Protestanten in St. Hélier unterstützen die gute Sache. Einer derselben, ein älterer Herr, erklärte mir, dass die Zahl der Analphabeten merklich abnehme — offenbar, seitdem der Elementarunterricht in Frankreich obligatorisch ist und nicht mehr von der Gnade der katholischen Geistlichkeit abhängt.

Die geschichtliche Vergangenheit Jersey's und der normännischen Inseln überhaupt ist so einfach wie möglich. Dass die

Inseln ursprünglich von Celten bewohnt wurden, beweisen die Ueberreste druidischer Bauten, wie cromlechs, menhirs zur Genüge. Die unter ihnen gefundenen Knochen, Gefässe, Waffen sind von einem Privatmann auf Guernsey gesammelt und beschrieben, Auch die Anwesenheit der Römer ist durch Funde an Gefässen und Münzen bewiesen. Nach der gewöhnlichen Ableitung soll Jersey = Caesarea sein, welches Wort in der Sprache der Reklame eine grosse Rolle spielt; irgend ein Nachweis für die Ableitung ist nicht vorhanden. Zur Zeit Chlodwig's und seiner Nachfolger hatte Jersey den Namen Augia. Die Sage bezeichnet St. Helerius als den Hauptapostel der Insel. Im Jahre 912 erhielt der Normanne Rollo (Robert) mit dem Herzogthum der Normandie auch die normännischen Inseln. Eine Erinnerung an die Zeit Rollo's soll noch im heutigen Jersey-Dialekt in dem Ausrufe Haro erhalten sein. Wenn Jemand an seinem Eigenthum geschädigt wird, so ruft er dem Angreifer: »Haro, Haro, Haro! à l'aide mon prince« zu, worauf der Angreifer sofort von dem fremden Gut ablassen muss, wenn er nicht als Friedensstörer in Strafe genommen werden will oder gar als Schädiger des herzoglichen Eigenthums; denn durch Haro — welches aus Ha! ach und Rollo entstanden gedacht wird — ist das angegriffene Gut unter des Herzogs besonderen Schutz gestellt. Innerhalb 24 Stunden muss alsdann die Klage eingereicht werden. Das Wort »haro« ist noch im modernen französisch im Gebrauch. (Ein französischer Schriftsteller über die Agrarfrage in Irland sagt von dem den Iren durch die englischen Landlords genommenen Boden: C'est de ces champs volés que s'élève l'éternelle clameur de »haro«.)

1066 kamen mit der Eroberung Englands durch Wilhelm I. die Inseln an England, mit dem sie verbunden blieben, als John Lackland das normännische Stammland an Philipp August verlor. »There was the Normandy of the Seine, and there was the Normandy of the open sea. There was the Normandy of Rouen, and there was the Normandy of St. Peter and St. Hélier. There was the agricultural Normandy, and there was the maritime Normandy«. Und das letztere, also die Inseln blieben England treu und erhielten von John einen Freibrief, eine Verfassung, welche ihnen eine für damalige Zeiten sehr weitgehende Selbstverwaltung gewährte. So wurden die Inseln politisch vom Festlande getrennt, während sie kirchlich noch drei Jahrhunderte lang zu der Diöcese Coutances gehörten. Von den politischen Kämpfen in England und mit Frankreich blieben die Inseln im Wesentlichen unberührt; ihre Neutralität ward von französischer Seite meist geachtet, obgleich sie in ihrer Treue zu England niemals schwankten. Auf Jersey knüpft sich der Widerstand gegen französische Eroberungsgelüste

hauptsächlich an den Namen Carteret, dessen Ahne auf der Liste der mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommenen Barone steht, und dessen Nachkommen zahlreich auf der Insel ansässig sind. Die Reformation wurde eingeführt, doch auch französischer Ritus gestattet; kirchlich wurden die Inseln dem Bischof von Winchester unterstellt. Im Parlamentskriege stand Jersey, wieder unter Führung eines Carteret, treu zur Monarchie, während Guernsey auf Seite des Parlaments aushielt. Wilhelm III. hob das Vorrecht der Neutralität auf. Unter den späteren Versuchen der Franzosen, die Inseln zu erobern, ist der des Baron von Rullecourt 1781 — durch Plötz — einer der bekanntesten geworden. Dem jugendlichen Major Pierson, der den Ueberfall heldenmüthig zurückschlug, ist am Royal Square, da wo er selbst der feindlichen Kugel erlag, eine Gedenktafel errichtet worden. Die Einwohner nennen das denkwürdige Ereigniss die Schlacht von Jersey, obgleich sie nach der Stadt St. Hélier richtiger zu benennen wäre, in deren Strassen der erbitterte Kampf stattfand.

Seit jener Zeit ist die Insel unbehelligt geblieben. Zur Zeit der Continentalen Blockade entwickelte sich an den Küsten der normännischen Inseln der Schmuggel im grössten Maasstabe, und manche Familie dankt dieser zweifelhaften Erwerbsquelle ihren Reichthum. Die Industrie des unerlaubten Zwischenhandels schafft aber keinen Reichthum, der Segen bringt. Diese Verhältnisse spielen auch in Victor Hugo's 3bändigen Roman: Les travailleurs de la mer (1864) hinein, dessen Schauplatz übrigens Guernsey ist. Nach der Beendigung der napoleonischen Kriege erhielten die Inseln ihre Neutralität auf's Neue zugesichert. Aber zu keiner Zeit, seit der Widerrufung des Edict von Nantes, haben die Inseln aufgehört, ein Zufluchtsort politischer und religiöser Flüchtlinge zu sein. Französische Protestanten suchten die Insel nach 1685 auf, katholische Priester, welche bei der Revolution über Bord geworfen waren, polnische Insurgenten, ungarische und italienische Verschwörer landeten hier. Unter allen Schutzsuchenden der bedeutendste war Victor Hugo, der freilich nur kurze Zeit auf Jersey verweilte, als ihn der Staatsstreich von 1851 aus Frankreich trieb; er nahm bald dauernden Aufenthalt auf Guernsey in Hauteville House, in der denkbar günstigsten Lage, die ihn wohl zu jenen philosophischen Naturbetrachtungen begeisterte, für die wir Deutschen vielleicht nicht nur das nöthige Verständniss haben.

Trotz der vielen Fremden, die mehr oder weniger dauernden Aufenthalt auf der Insel nehmen, hat sich die Bevölkerung ziemlich rein erhalten, kaum Ein Name begegnet Einem in den Grundeigen-

thümerlisten, der nicht englischen oder französischen Klang hätte, um so häufiger kehren gewisse einheimische Namen wieder.

Von den geschichtlichen Reminiszenzen möchte ich nur Mont Orgueil Castle kurz erwähnen, eine gewaltige Schlossruine auf einem in das Meer hervorspringenden Felsen, von der Land und Seeseite schwer zugänglich, mit grossartigem Blick nach allen Seiten, auch nach der französischen Küste, wo bei klarem Wetter die Thürme der alten Schifferstadt Coutances sichtbar werden. Hier hat der presbyterianische Geistliche Prynne, traurigen Angedenkens, der Verfasser des Histriomastix, nachdem ihm Nase und Ohren abgeschnitten waren, 3 Jahre gefangen gesessen, auch Karl II. soll vorübergehend hier gewohnt haben. Was sonst über die geschichtliche Bedeutung der Ruine berichtet wird, ist sehr zweifelhaft. Ein Verein für Landesgeschichte würde sehr am Platze sein, aber nicht nur für Geschichte sondern auch für die Sprache.

Das Verhältniss, in welchem die Inseln jetzt zu England stehen, ist so locker wie möglich. Seitdem das Mutterland mit Amerika so trübe Erfahrungen gemacht, erhebt es Steuern überhaupt in keiner Colonie mehr. Die Verwaltungsunkosten werden vom Mutterlande getragen, welches den Gewinn aus dem Colonialbesitz in den lebhaften Handelsbeziehungen zwischen sich selbst und den Colonien hat. England importirt im Durchschnitt für 1 Mill. £ nach den Inseln. Von den normännischen Inseln wandert kein Penny in die englische Schatzkammer, diese hat aber ausserdem eine ziemlich bedeutende Besatzung zu unterhalten, ebenso die Befestigungen am und auf dem Lande in vertheidigungsfähigem Zustande zu erhalten. Das Reichsinteresse ist lediglich durch einen Gouverneur gewahrt (Lieutenantgovernor), dem die bewaffnete Macht untersteht und, im Kriegsfall, die Miliz; für Bekleidung der letzteren muss England ebenfalls alljährlich eine bestimmte Summe in seinen Etat einstellen. Der Gouverneur ist ein Major-General in der britischen Armee und wird auf je 5 Jahre von der Königin ernannt. Der Titel wurde von Jacob I. geschaffen. In früheren Zeiten wurde der Gouverneur von den Inseln bezahlt und hatte einen bestimmten Theil seines Einkommens an den König zu zahlen. Gewisse Kompetenzen sind aus jener Zeit dem Gouverneur geblieben. Zur Zeit Heinrichs VIII. wurde alles ausländischen Kirchengemeinden gehörige Kirchengut confiszirt und der Krone zugeschrieben, die es heute durch einen s. g. Receiver General verwalten lässt. Aus diesem Fonds bekommt der Gouverneur etwa £ 365 p. a. Da er im Uebrigen sein Gehalt als General-Major fortbezieht, so steht sich der Gouverneur von Jersey auf 1500 £, wofür

er wenig genug zu thun hat. Genau genommen hat er nur die militärische Exekutive und repräsentirt das Reich. In der Versammlung der Staaten hat er berathende Stimme, und ausserdem darf er Ausländer von der Insel verweisen.

Ausser dem Gouverneur stellt die Königin den Bailiff, dessen Stellvertreter (Viscount), den Attorney General (General-Anwalt) und den Solicitor General (Generalfiskal) an. Diese Beamten müssen aber Jersey-men sein, obgleich sie aus dem oben erwähnten Kirchenfonds ein Fixum beziehen.

Jersey verwaltet demnach seine Angelegenheiten vollkommen selbstständig, ja sogar nach eigenem (Gewohnheits-) Recht. Die Legislatur ruht in den Händen der sog. States, einer Versammlung von 52 Mitgliedern. Von diesen sind 12 Jurats, 12 Rectors, 12 Constables, 14 Deputies und 2 die oben genannten Kronbeamten. Jede Gemeinde entsendet ihren auf Jahreszeit gewählten Jurat, (etwa unser Schöffe, da diese Jurats auch als Richter fungiren), ihren Rector d. h. den Kirchspielsgeistlichen (der zur Church of England gehört), ihren Constable (den Amtmann) und einen Deputy (St. Hélier wählt 3 Deputies). Während demnach 36 Mitglieder auf Grund ihres Amtes im Parlament sitzen, gehen nur 14 aus allgemeinen Wahlen (innerhalb der einzelnen Kirchspiele) hervor; wahlberechtigt sind nur Grundeigenthümer, die eine gewisse Gemeindesteuer bezahlen. Der Bailiff beruft und leitet die Versammlungen, die nur zum Zweck der Budgetberathung regelmässig zusammentreten. Die Beschlüsse legislativer Natur unterliegen der Bestätigung der Queen in Council, also des englischen Staatsrathes. Akte des Reichsparlamentes haben nur dann auf den Inseln Gültigkeit, wenn das besonders in den Akten ausgesprochen und wenn sie im »Staatsanzeiger« von Jersey bekannt gemacht sind (registered).

Ein Einblick in das Budget von Jersey ist nicht ohne Interesse. Der Budgetentwurf wird formell geradeso behandelt wie in den grössten Staaten; doch genügt Eine Lesung. Der mir vorliegende Entwurf des Jahres 1888/89 ist am 5. März 1888 vom Trésorier des Etats, also dem Schatzsekretair, an den Lieutenant-Bailli, Président und à Messieurs les Membres des Etats de Jersey eingereicht und in sechs Plenarsitzungen bis zum 9. April durchberathen und amtlich gedruckt worden.

Die Stände, deren Versammlung den alten Namen la Cohue führt, haben nur gewissermassen über die Reichsfinanzen zu verfügen. Das Besteuerungsrecht liegt in den Händen der Gemeinden, das Parlament hat nur über Zölle und Verbrauchssteuern zu verfügen, welche die

Liqueurs Spiritueuses und Vins ergeben; diese bilden die einzige Reichseinnahmequelle von Belang und sind im letzten Jahre auf 38000 £ veranschlagt. Der Reichsetat balancirt mit rund 31000 £, von denen etwa 4000 für Küstenvertheidigung, 9000 für Amortisation und der Rest für »besoins généraux du pays« verausgabt werden. Von Reichswegen wird noch eine Licenzsteuer erhoben, wie in England, für das Recht Spirituosen zu verkaufen.

Hier mag erwähnt werden, dass mit Ausnahme des Zolles auf Spirituosen und abgesehen von Hafenausgaben alle Waaren völlig frei ein- und ausgehen, besonders auch Cigarren und Tabacke. Es ist kein Wunder, dass Jersey das Eldorado für die Engländer ist, die mal gerne eine nicht allzu theure gute Havana geniessen wollen. Nichtrauchende Männer sind eine Seltenheit. Die offiziellen Maasse und Gewichte sind die englischen. Doch wird der Berechnung der Steuern und für sonstige Abschätzungen merkwürdiger Weise noch der Quarter Waizen zu Grunde gelegt. So finde ich in den Gemeindesteuerlisten von St. Hélier Parish das steuerbare Vermögen in qrs. angegeben; ein quarter repräsentirt etwa einen Werth von 15 sh. Sowohl in Jersey wie in Guernsey werden Kupfermünzen den englischen gleichwerthig geprägt. Die Post nimmt neuerdings nur noch englisches Kupfer an, nicht mehr den Sou; beim französischen Gold und Silber büsst man etwas ein. Banknoten in Pounds sind nur wenig im Umlauf. Im täglichen Handel und Wandel überwiegen noch französische Maasse und Gewichte, wenn dieselben zum Theil auch in Frankreich selbst schon lange ausser Gebrauch sind. So liegt dem Kartoffelhandel als Maass das Cabot zu Grunde (etwa 40 Pfund), der Landvermessung die vergée, von dem $2^1/_4$ auf einen englischen acre gehen.

Mit einer ganz ungewöhnlichen Zähigkeit haben die normännischen Inseln an ihrer alten Sprache festgehalten. Noch heute hört man dort einen französischen Dialekt, der vor 700 bis 800 Jahren in den gegenüber liegenden Theilen Frankreichs gesprochen wurde. Bedenkt man, dass nicht nur nach der lexikalischen sondern auch nach der lautlichen Seite hin aus der auf diesen Inseln noch lebenden Sprache die sichersten Schlüsse auf die phonetischen Verhältnisse längst entschwundener Zeiten gezogen werden können, so versteht man nicht, dass die Dialekte der normännischen Inseln nach dieser Seite so wenig behandelt sind. Um die Sammlung der Dialekt-Litteratur hat sich Lucien Bonaparte für ganz Frankreich grosse Verdienste erworben. Seiner Anregung folgend haben einige Guernsey-Gelehrte eine Reihe literarischer Erzeugnisse gesammelt und veröffentlicht, auf deren sprachliche Seite ich hier natürlich nicht näher eingehe.

Constatiren will ich, dass Jersey, Guernsey und Serk ihre besonderen, nicht unbedeutend von einander abweichenden Dialekte haben. Gestatten Sie mir ihnen eine Probe des Jersey-Dialekt im Original und in französischer Uebersetzung vorzutragen.

Un Valentin.

O Miss Gruchy
Ah, chier Betsy
J'sis en amuor de té
D'pis avé veu
D'tes yeux le feu
J'sis coumm enchorchelé.

Duôch' gars'! j't'en prie
Sus me envie
Un r'gard et yi bénin
Et fais l'buonheur
Du fidèl queur
De tan tendr' Valentin.

Un dam' tu s'ras
Dèsqu' tu voudras,
J'n'tient qu'à té pourchla
Veux-tu m'avé?
Fais l'mé savé
Et d'un clein tout se fra.

Duôch' compagne
Coumm' une pigeonne
A tès côt's j's'rai tréjous
Tu s'ras ma belle
Ma tourterelle
Et mé ton chier p'tit doux.

Je t'r'écrirai
Dès que j'puôrai
Dans quiq's semain's d'ichin:
Ange! à tes pis
J'brûl' d'être assis
Adieu! Ton Valentin.

O miss Gruchy
Ah, chère Betsy
Je suis en amour de toi
Depuis que j'avais vu
De tes yeux le feu
Je suis comme ensorcelé.

Douce fille! Je t'en prie
Sur moi envoie
Un regard et oeil bénin
Et fais le bonheur
Du fidèle coeur
De ton tendre Valentin.

Une dame tu seras
Dès que tu voudras
Il ne tient qu'à toi pour cela.
Veux-tu m'avoir
Fais-moi le savoir
Et d'un clin tout se fera.

Douce compagne
Comme une pigeonne
A tes côtés je serai joyeux
Tu seras ma belle
Ma tourterelle
Et moi ton cher petit doux.

Je te récrirai
Dès que je pourrai
Dans quelques semaines d'ici
Ange, à tes pieds
Je brûle d'être assis.
Adieu! Ton Valentin.

Die auffallendste Eigenthümlichkeit des Dialektes, welche selbst die Dialekte der andern Inseln nicht theilen, ist das häufige Eintreten des th für r (zu sprechen wie engl. th!)

je sethai = je serai;
la mémoire = la mémouathe; le navith = navire, derrière drièthe;
noir = naeth; j'ithons = j'irai.

Das in keiner romanischen Frage vorkommende latein. verbum vocare hat sich in der Bedeutung »bellen« erhalten:

le chã uås.

Die Aussprache der Ortsnamen, die durchweg französischen Ursprungs sind, ist bunt genug. Die Engländer sprechen sie natürlich allesammt auf ihre Weise, mit ihrer Mundstellung und ihrem Accent aus. Man muss sich erst völlig daran gewöhnen, in St. Hélier's — St. Hélier, in Brelade — Brél'ade, in St. Ouen — St. Ouen oder in Val des Vaux — das romantische Val des Vaux zu erkennen.

Was die thatsächliche Verbreitung dieses Dialektes auf Jersey betrifft, so beherrschen die Eingeborenen oder verstehen wenigstens das Englische, das heutige Französisch und das Patois, doch ist es keine Frage, dass die Kenntniss des letzteren im Schwinden begriffen ist. Da in den letzten Jahrzehnten der Elementarunterricht immer allgemeiner geworden und in den Schulen das Englische obligatorisch ist, so ist dem Patois nur noch eine Gnadenfrist gegeben; es wird bald ausschliesslich auf den Verkehr der Landbevölkerung beschränkt sein. In St. Hélier speziell hört man meist englisch, auf dem Lande patois; die Leichensteine tragen in den ländlichen Gemeinden fast durchweg noch französische Inschriften. Die Zahl derjenigen, welche eine englische Frage nicht verstehen, ist gering. Aber die nur des Patois mächtigen verstehen das moderne Französisch vollkommen. Köstlich war die Antwort, welche mir auf der Landstrasse ein richtiger Gamin auf die französische Frage nach dem kürzesten Weg gab: »Me parle anglais«, aber er verstand das Englische ebensowenig wie das Französische, und das Patois verstand ich nicht, so dass ich es aufgeben musste, mir aus einem Gespräche mit dem jugendlichen Autochthonen Belehrung zu verschaffen. Das Erscheinen von vier Zeitungen, zwei in englisch, zwei in französisch, scheint für ein reges politisches Leben zu sprechen; doch wäre dieser Schluss falsch. Die Bürgerschaft regt sich über Veränderungen am Hafen oder um eine neue Laterne mehr auf, als um die politisch tiefgehendsten Fragen, welche überhaupt nicht erörtert werden, da nach keiner Seite Unzufriedenheit herrscht. Eigentliche Armuth giebt es nicht. Die Industrie spielt keine Rolle, und Paupers, die nichts zu verzehren haben, werden brevi manu zurückgeschickt.

Für Erziehung und Unterricht wird im Verhältniss zu der geringen Bevölkerung Anerkennenswerthes geleistet. Das Victoria College, eine Stiftung der Königin, weist einen Stab von Lehrern auf, die durchweg in Oxford oder Cambridge graduirt sind. Für den Elementarunterricht ist durch eine grössere Zahl von National Schools,

sowie Kirchenschulen aller Confessionen, Sunday Schools und endlich durch 2 Ragged Schools (Armenfreischulen) gesorgt. Unter den zahlreichen Pensionaten nimmt ein von Jesuiten geleitetes die erste Stelle ein, man sagte mir — ohne dass ich es controliren konnte — dass zu dieser Niederlassung 900 Jesuiten gehörten und der französische Adel seine Söhne dort mit Vorliebe erziehen lasse. Die gerade anwesenden Väter Jesu gehen in gewöhnlicher bürgerlicher Tracht.

Das religiöse Bekenntniss ist von der denkbar grössten Mannichfaltigkeit. Auf eine Bevölkerung von 60000 Seelen kommen etwa 45 Gotteshäuser, die meisten dienen den Zwecken der engl. Staatskirche, 2 sind katholisch, die übrigen gehören den Dissenters, unter denen die Wesleyaner am stärksten vertreten sind. In den meisten Kirchen wird englisch, in einigen nur französisch, in einigen wird bald englisch, bald französisch gepredigt, natürlich hat auch die Heilsarmee ein Lager aufgeschlagen.

Doch nun weiter nach

Guernsey

wohin das Boot Morgens 7 Uhr abgeht. Ganz wie in England, ist es in Jersey nicht leicht, vor 8 Uhr ein ordentliches Frühstück zu bekommen oder Kellner und Hausknecht einigermassen anständig gekleidet zu sehen. Das Schiff lag in offener See; wir hatten etwa 10 Minuten zu rudern und dafür 9 d. zu bezahlen. Doch hatte ich das Glück, dass es — eine grosse Seltenheit im letzten Sommer auf Jersey wie überall — nicht regnete.

Die Fahrt dauert durchschnittlich 2½ Stunde. Das Landen kann auch bei niedrigstem Wasserstande innerhalb des neuen Hafens geschehen, und zwar in St. Peter's Port, dem Hauptort der Insel, die etwa ⅝ so gross wie Jersey ist nnd die Form eines rechtwinkligen Dreiecks hat. Es dehnt sich 9½ e. M. in die Länge und 6 M. in die Breite aus und hat etwa 32000 Einwohner. Die Insel besteht wie Jersey aus Granit, der sehr wetterfest und als grauer, blauer und rother vorkommt, der rothe besonders lässt sich gut poliren. Der Stein hat zu manchem Monumentalwerk in England, wie dem Thames Embankment das Material geliefert. Die riesigen Granitblöcke, aus welchen der Hafen und die stattliche Esplanade gearbeitet sind, geben St. Peter's Port den Charakter der Grossartigkeit. Die Stadt präsentirt sich sehr gut vom Hafen aus. Sie ist einen Hügel hinangebaut, besitzt in der Hafenumfassung und der langen Esplanade 2 Spazierwege von seltener Schönheit, auf der südlichen Esplanade steht eine geschmackvolle Statue des Prinzen Albert.

Die Stadt selbst zerfällt in eine alte mit hohen, fürstlichen Häusern und sehr engen Strassen, die vielfach durch Treppen in Verbindung stehen, und in eine neue Stadt, die, wie in St. Hélier den Uebergang zum offenen Lande darstellt und aus anspruchslosen Villen besteht. Unter den Hotels ist nur Eins im grösseren Stil angelegt, und in der That bietet Guernsey in keiner Beziehung Fremden was es Anfangs verspricht und was in Jersey einen längeren Aufenthalt so angenehm macht. Der erste Eindruck von Peter's Port ist zwar ein sehr vortheilhafter, aber das Hinterland bietet wenig Reize, vor allem fällt der Baummangel auf, die Strassen und Wege haben nichts von den lieblichen Promenaden, nicht den entzückenden Durchblick auf versteckte Landhäuser, nicht einmal eine freundliche Einfassung der Strassen erfrischt das Auge. Hier und da nur erhebt sich über einer niedrigen Einfassungsmauer der Gehöfte eine dichte Hecke aus Euonymus europaea oder auch aus Fuchsien. Malerisch schön ist nur ein Theil der Westküste (Cobo Bay) und die Südküste, wo die Insel steil zum Meere herabfällt in einer Höhe bis zu 350 Fuss und einige seltsame Felsbildungen resp. Felsaushölungen aufweist z. B. Le Gouffre, im Süden, mit herrlichem Badeplatz in offener See. Cobo Bay ist jedoch stark versandet, und Millionen kleiner Felsen sind an der Westküste vorgelagert, an denen freilich auch an den übrigen Küsten kein Mangel ist, doch ist im Ganzen die Gelegenheit zum Baden günstiger als in Jersey, wenn auch nicht viel besser ausgenutzt. Dagegen besitzt Guernsey in der Nähe der Hauptstadt ein vortreffliches öffentliches Bad, mit Abtheilungen für Männer und Frauen, die durch einen Felsenvorsprung geschieden sind. Eine Guernsey jedenfalls eigenthümliche Einrichtung ist auch der eben vollendete grosse Teich (Pond), ein riesengrosses Bassin, kreisrund, auf dem südlichen Hafenwall; Alt und Jung, Civil und Militär setzt dort seine Miniaturschiffe oder ganze Flotten aus, am Ufer stehen die Künstler und Zuschauer und beobachten mit Kennermiene das Schicksal der Liliput'schen Nussschalen — so recht ein Bild für die Bevölkerung dieser Insel, welche wegen ihrer Seetüchtigkeit weit uud breit berühmt ist. Die Bewohner von Guernsey halten sich und gelten auch für fester, zäher und muthiger, als die Jerseymen, denen eine gewisse Weichlichkeit in Folge des Wohllebens und leichteren Erwerbes nachgesagt wird. Im politischen Leben fühlen sich die Jerseymen den Guernseymen gegenüber als Aristokraten. Sicherlich ist die Luft in Guernsey kräftiger und wird daher Invaliden und Kindern besonders empfohlen, während Rekonvaleszenten und besonders Schwindsüchtige eher nach Jersey geschickt werden. Frost und Schnee sind auch auf Guernsey kaum bekannt.

Hauptexportartikel bilden die Granitblöcke, von denen ich bereits gesprochen; sie werden an der Nordküste bei St. Sampson's gebrochen und auch verladen. Von Früchten sind es besonders drei: die Tomate, die Chaumontelle-Birne und die Weintraube; alle drei werden auch in Jersey gebaut, bilden dort aber keinen hervorragenden Exportartikel. Die Tomate gedeiht hier in besonders üppigen Dimensionen, sie wird das ganze Jahr hindurch in heizbaren Glashäusern gezogen, ebenso wie die Traube; diese langen Glashäuser, welche grosse Strecken ausfüllen, bilden für das Aeussere der Insel einen höchst charakteristischen Zug. Die grosse und üppige Chaumontelle-Birne wird in Spalieren (an Mauern) gezogen. Andere Obstarten sind wenig oder gar nicht angebaut, sicherlich nicht für den Export; dieser beläuft sich bei der Traube auf 50 tons jährlich. Den Stolz des Jersey Farmer's, ein gutes Glas Cider on draught zu haben, hat der Guernseyman nicht. Aber hochentwickelt ist hier die Gartenkultur. Der Besitzer eines grossen Garten hatte die Freundlichkeit, mich selbst umherzuführen, sodass ich mich von der Leistungsfähigkeit des Bodens sowohl wie von dem grossartigen Geschäftsbetrieb — besonders mit Covent Garden Market in London — auf's beste überzeugen konnte. Die Rosen hatten heuer unter dem Regen sehr gelitten, in tropischer Pracht aber strahlte — im Freien — die japanesische Lilie (the Guernsey lily), verschiedene Arten der Spiraea, wie Nelken in grösster Auswahl und kleine Wälder von mächtigen Kamelien, die im Freien überwintern, neben dem Laurestinus mit seinen dicken, saftigen Blättern; die Myrthe wird wohl an 30 Fuss hoch und die Araucarie, die vor keinem Landhause fehlt, überragt noch die auf Jersey. Selbst die Korkeiche (quercus suber) gedeiht bis zur Höhe eines grossen Pflaumenbaumes und zeigt Stämme von durchschnittlich ½ Fuss. Von den gewöhnlichen Nutzholzbäumen fiel mir als der häufigste eine kleinblättrige Ulme auf; auch an der Libanonceder fehlt es nicht.

Merkwürdiger Weise produzirt Guernsey, dessen Boden übrigens relativ leicht ist und von dem nur ⅔ bebaut sind, nicht den nöthigen Bedarf an Waizen, über Bedarf nur Rüben und Pastinakken.

Sehr ergiebig ist der Fischfang; man kann sich kaum einen reicher ausgestatteten Markt denken, als den in St. Peter's Port, wo für ihn eine besondere und prächtige Halle gebaut ist. Nur Austern sind spärlich vorhanden, aber Turbot und Zunge in Riesengrösse, daneben der grosse Taschenkrebs (cancer pagurus) wie der Hummer, am häufigsten und kolossalsten indessen der schlangenähnliche Congereel. Billig sind die Fische übrigens nicht, wie auch für Gemüse hohe Preise bezahlt werden, überhaupt für alles was wichtiger Exportartikel ist. Fleisch

welches aus Frankreich und England importirt wird, darf nur in der Markthalle verkauft werden und zwar nur bis 2 Uhr Mittags. Unsere gewöhnlichen Gartenfrüchte, wie Stachelbeeren, schwarze und rothe Johannisbeeren, sind kaum zu bezahlen.

An historischen Sehenswürdigkeiten ist auch Guernsey nicht reich; doch besitzt es wenigstens einige Sammlungen von Alterthümern bis in die Druidenzeit hinab; so kann es sich auch einer Buchhandlung rühmen, welche die Litteratur der normännischen Inseln als Specialität betreibt.

Guernsey gehört politisch zusammen mit Alderney und Sark, sie bilden ein s. g. Bailiwick; an der Spitze steht ein Gouverneur, den England ernennt und bezahlt. Auch sonst ist das Verhältniss zu England dasselbe wie bei Jersey, die Anhänglichkeit nicht geringer, was kein Wunder ist, da die Inseln vom Mutterlande nur Vortheile haben.

Die Tagespresse ist gut vertreten, wieder in beiden Idiomen; auffallend ist die radikalere Tonart, die allerdings im Einklang steht mit den mehr demokratischen Grundanschauungen der Bewohner, obgleich die Verfassung der von Jersey ähnlich ist. Die Klassenunterschiede sollen früher so weit gegangen sein, dass man die 60er, die 40er und die 20er unterschied, d. h. die einzelnen bürgerlichen Klassen stellten je nach ihrer sozialen Stellung 60, 40 und 20 Vertreter, welche gesondert tagten; die reichsten stellten 60, die ärmsten 20 Vertreter, jene so viel wie Mittel- und Unterklasse zusammen. Untern den 20ern wurden, wie V. Hugo in den »Travailleurs de la Mer« behauptet, weitere Rangklassen unterschieden; das niedrigste war einfach Pierre, eine höhere Stufe vésin (voisin) Pierre, dann père Pierre, sieur Pierre, mess Pierre und endlich Monsieur Pierre, also der Baronet unter der Plebs.

Auch auf Guernsey ist das Französische die offizielle Sprache, das Englische aber fast Jedermann geläufig. Das Patois weicht etwas von dem Jersey's ab, soll aber ziemlich genau dem der normännischen Küste entsprechen. Meine Landlady stammte von dort und war im Guernsey-Patois völlig zu Hause.

Die Maasse und Gewichte sind wieder von denen auf Jersey gänzlich verschieden; geprägt werden nur noch Kupfermünzen. Das Guernsey-Pound wird zu 24, das Jersey-Pound zu 26 Frs. berechnet. Auf englisches Gold wird ein nicht unbedeutendes Agio gezahlt, wenn ich nicht irre 10 %.

Herm.

Die Zeit verbietet mir länger bei Guernsey zu verweilen, und möchte ich Sie doch auch einladen zu einem kleinen Abstecher zu

den zwei Inseln oder Felsenblöcken, die in unmittelbarer Nähe Guernseys aus dem Meere hervorragen und zu denen die Fahrt nur bei vollkommen ruhiger See möglich ist. Im Sommer ist eine regelmässige Dampfschiffs-Verbindung zwischen Guernsey einerseits und Herm und Sark andererseits. Der Name Herm ging kürzlich mehrere Male durch die englische und deutsche Presse; es heisst preussische Banquiers hätten die Insel angekauft, zu welchem Zweck war nicht gesagt, ein Zweck lässt sich auch schwer denken. Ist man glücklich an dem unbewohnten Felseneiland Jethou vorbeigesteuert und mit Mühe und Noth an der einzigen Landungstelle ausgestiegen, so betritt man eine Insel, die zwar nicht ohne Reize ist und für Einsiedler recht ansprechend sein mag, im Uebrigen aber wenig oder gar nicht angebaut ist und nicht anbauungsfähig. Das nördliche Drittel ist ziemlich versandet, gleichwohl der grösste Anziehungspunkt für Touristen und Forscher; denn hier wirft das Meer mit grosser Regelmässigkeit eine Auswahl der zierlichsten und buntesten Muscheln auf den blendend weissen Sand, auf dem hier und da auch Eryngium maritimum sichtbar wird. Hierhin eilt Alles, was das Boot hinübergebracht; man lagert auf dem Strande und sammelt die Körbe voll; die Kinder begrüssen jedes besonders zierliche Exemplar mit lautem Jubel. Aber lange kann man nicht verweilen, es ist gerade noch Zeit die etwa ½ mile lange und ¾ miles breite Insel flüchtig zu durchstreifen, die wilden Felspartien an der Ostküste anzustaunen und sich durch Ginsterhecken zu den Oekonomiegebäuden des einzigen Bewohners hindurchzuarbeiten, der den guten Gedanken hat, dem flüchtigen Wanderer eine kleine Erfrischung zu bieten, seltsamer Weise sogar ein Glas Bayrisch d. h. jener Art leichten Bieres, das jetzt vielfach in England nach bayrischer Manier gebraut wird und sicherlich dem Gingerbeer vorzuziehen ist. Schon aber läutet die Schiffsglocke, das Boot hat inzwischen eine andere Stelle aufgesucht; es ist Gefahr im Verzuge; denn auch hier schon schwindet das Wasser; einige verspätete, recht korpulente Ladies, die mit Mühe den steilen Abhang herabstöhnen, wollen auch noch mit; sie turnen über das Brett; und der galante Kapitän lässt mit einer nur gemurmelten Verwünschung abstossen. Herm ist nur durch einen schmalen Meeresarm von Jethou getrennt, welches etwa halb so gross ist und noch weniger angebaut als Herm, eine kleine Farm befindet sich darauf, auch einige Baumgruppen, die Herm ganz fehlen. Die Granitlager werden augenblicklich nicht ausgebeutet. Jethou's Hauptbewohner sind die Kaninchen, welche auch auf Herm den Boden unterwühlen und so die Wühlarbeit der Fluthen unterstützen.

Die Rückfahrt, welche ½ Stunde dauert, war von entzückender

Schönheit. Angesichts der majestätischen Front der Hauptstadt und des Castle Cornet, das den Hafen auf der Südseite begrenzt, steuert das Boot zunächst durch eine Anzahl grösserer und kleinerer Felsen, durch Little Russel, wie der Theil des Meeres heisst und ist zur Dinnertime wieder im Hafen.

Weit lohnender noch und interessanter ist ein Besuch der Insel Sark, wozu sich im Sommer zweimal die Woche Gelegenheit bietet. Es sind dieselben kleinen Bote, welche nach Herm fahren und welche nun Jethon und Herm in weitem Bogen umschiffend, in etwa einer Stunde den einzigen Hafen erreichen, dessen Sark sich rühmen kann.

Sark ist selbst wieder nur die grösste von einer Inselgruppe und besteht aus einem grösseren und kleineren nur noch nothdürftig mit jenem verbundenen Theile; der grössere Theil, Great Sark, ist etwas über zwei miles, der kleinere, Little Sark, etwas weniger als eine mile lang, die Gesammtoberfläche beträgt etwa fünf square miles. Nirgends vielleicht kann die 1000jährige zerstörende Arbeit des Meeres besser studiert werden, nirgends bieten sich so wahrhaft grossartige, erstaunliche Scenen, wie fast an jedem Punkte dieses wunderbaren Eilandes, welches unser Boot in langsam Tempo umfährt. Abgerissene Theile des Hauptlandes, andere beinahe abgerissen, nur noch durch natürliche Brücken oder Landengen festgehalten, gewaltige Gewölbe, durch welche die Fluth hindurchtobt, Felsenstücke von allen Dimensionen, gezackt, weil noch nicht lange abgerissen, oder abgerundet und glatt wie wenn geschliffen; denn auch der härteste Granit und Porphyr hält diesem Wogenanprall nicht ewig stand.

Nirgends aber treibt die Natur ein so grausig seltsames Spiel wie am Creux du Derrible in der Nähe des Hafens. Es ist ein ungeheures Loch von 80′ Breite und 200′ Tiefe, die Seiten sind steile Felsen. Das Meer aber hat auch hier längst seine Arbeit begonnen und treibt mit gewaltigem Lärm zur Fluthzeit seine Wogen in den Riesenschornstein und fast halbwegs wird der Gischt an den steilen Wänden emporgetrieben. Der Blick von oben auf den brodelnden Kessel ist noch grossartiger als der von unten den Kessel hinauf sein muss. Bei Ebbe ist nämlich die Oeffnung vom Strande aus, wenn auch sehr mühsam, zu erreichen.

Sark ist ein Tafelland, das sich im Durchschnitt 300′ über der mittleren Fluthhöhe erhebt und dessen höchster Punkt 365′ hoch ist. Erst vor wenigen Jahren ist ein Hafen gebaut, der aber sehr passend nur ein Creux genannt wird. Diese Höhlung liegt auf der Ostseite in der Mitte; ein kleines breakwater schützt ihn vor der Fluth. Aber

die Einfahrt ist so schmal, dass unser Boot eben hindurch kann; ½ Stunde dauerte es, bis wir am Pier anlegten, aber — wie soll man in das Innere der Insel gelangen, der Hafen ist von steilen Felswänden eingeschlossen! — Durch diese sind zwei Tunnels, der eine von der Natur, der andere unter Mithülfe der Menschen durch die mächtige Felswand gebrochen, hinter der sich eine liebliche Landschaft aufthut. Eine gute schattige Strasse führt steil ansteigend zum Innern der Insel und mündet bei einem kleinen Hotel mit vortrefflichem Wirthshause, wo der frischeste Hummer für einen Spottpreis zu haben ist — bei einer guten Auswahl von Getränken. Der nächste Weg ist dann zu dem s. g. Coupée, der schmalen Landenge, wodurch die beiden Inseln noch zusammenhängen. Eine köstliche Anekdote knüpft sich an diesen schmalen Weg, auf dem sich eben zwei Menschen ausweichen können und von dem man die 300′ hohen, steilen Felsen nur schüchtern in die See hinabzublicken wagt; an der gefährlichsten Stelle befindet sich jetzt ein morsches Geländer, doch nur auf Einer Seite. Nun hatte ein Bewohner von Little Sark die Gewohnheit, seinen Abendtrunk auf Great Sark zu nehmen. Nicht immer aber hielt er sich in den nöthigen Schranken und musste dann im Dunkeln über den Saumpfad. In diesem Falle versuchte er seine Festigkeit erst auf einem am Coupée liegenden langen Kanonenrohr. Gelang es ihm, über dieses Rohr ohne zu fallen hinweg zu gehen, so wagte er auch den Gang über das Coupée; fiel er, so schlief er bei der Kanone erst seinen Rausch aus. Nicht lange wird es dauern, dass die von beiden Seiten anstürmenden Wogen den letzten Rest von Verbindung hinwegspülen, und Little Sark von dem grösseren Eiland gänzlich getrennt ist, wie bereits Brechou und wie Jethou von Herm. Der eigentliche Anziehungspunkt im Innern ist die Seigneurie, das Wohnhaus des Besitzers von Sark, Mr. Collings, welches unter hohen Bäumen versteckt liegt; ein grosser durch hohe Mauern geschützter Garten dehnt sich dort aus, in dem die seltensten Pflanzen gedeihen und die üppigsten Aepfel und Birnenspaliere prangen, während die Trauben im Freien von Stock zu Stock geleitet, ihre schwere Fülle herabhängen lassen. Leider war der Seigneur, an den ich eine Empfehlung von Jersey aus hatte, abwesend, aber der Zutritt zu seinem Besitz steht jedem frei. Anf diesem wogenumpeitschten hohen Felsen ein solches Stilleben! Welch' köstlicher Contrast! und dabei ein ruhiger klarer Sommertag, wie der verflossene Sommer sie so wenig hatte.

Sark hat etwa 600 Einwohner, die sich nur nothdürftig ernähren, hauptsächlich vom Fischfang leben und erst in neuerer Zeit von den Touristen, welche sich früher durch die Schwierigkeit des Landens

abschrecken liessen. Die Verfassung ist patriarchalisch, fast alle Gewalt in den Händen des Seigneurs. Englisch wird nur im Hotel gesprochen. Die Insel soll erst vor 300 Jahren bevölkert worden sein, um welche Zeit ein Carteret mit 40 Familien von Jersey aus landete.

Unser Boot nimmt den Rückweg um die Nordspitze herum, so dicht wie möglich an der Küste her, dass man die immer neuen und überraschenden Felsbildungen genau betrachten kann. Die Fahrt geht zwischen Sark und Herm hindurch nach Guernsey zurück.

Ich hatte den letzten Tag meiner Reise für Sark benutzt, leider blieb mir für Alderney keine Zeit mehr. Alderney, franz. Aurigny, ist etwa 3½ Square miles gross und hatte 1881 2050 Einwohner, die von Viehzucht und Landwirthschaft leben, der Theil des Bodens, welcher verwittert, ist sehr fruchtbar. Die Kühe (Alderneys) werden als Milchkühe in England sehr geschätzt.

Die Rückfahrt nach Southhampton erfolgt um 10½ Uhr Morgens. Nach einer Stunde erreicht man die Casquets, eine Gruppe von hoch aus dem Meere hervorragenden Felsen, die westlichen Ausläufer der nördlichen Gruppe von Granitfelsen. Wenn dann wieder nach 5—6 Stunden ein paar einzelne Felsen sichtbar werden, dann haben wir ein anderes geologisches Bild, es sind die needles bei der Insel Wight, die sich hier von der unfreundlichsten Seite zeigt. Das Meer wird belebter, immer schärfer tritt die Küstenlinie von Alt-England hervor; rechts die grünen Abhänge von Wight, Cowes mit all seinen Yachts und dann laufen wir ein in die Bucht von Southampton mit ihren grünen Geländen — von den einsamen friedlichen Inseln in das bunte Leben und Treiben eines grossartigen Hafenplatzes!

Peking und die Westlichen Berge.

Stadt- und Landschaftsbilder aus dem Nördlichen China.

Mit einem Plan von Peking.

(Nach einem am 10. October 1889 in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg gehaltenen Vortrag für den Druck bearbeitet.)

Von **C. Arendt,**

Professor am Seminar für Orientalische Sprachen zu Berlin, früher Dolmetscher der Deutschen Gesandtschaft in Peking.

Seit der im October 1860 erfolgten Einnahme Pekings durch die verbündeten Engländer und Franzosen haben die mit China im Vertragsverhältniss stehenden fremden Mächte das durch die Gewalt der Waffen erzwungene Recht, ihre Gesandten und Gesandtschaftsbeamten in der alten Hauptstadt des Reiches der Mitte residiren zu lassen, bis heutigen Tages ununterbrochen ausgeübt, so dass die Zahl der Fremden, d. h. der Europäer und Amerikaner, welche während der letztverflossenen drei Decennien, zum Theil Jahre lang, ihren Wohnsitz dort — oder, wie die Chinesen sagen, an der »Stätte des Erhabensten Guten« (shou-shan-chih-ch'ü) — gehabt haben, sich bereits auf mehrere Hundert beläuft. In dieser Summe sind die weniger zahlreichen, nicht zum Personal der Gesandtschaften gehörigen Europäer, hauptsächlich Zollbeamte in chinesischen Diensten und Missionäre, welche gleichfalls längeren Aufenthalt in Peking zu nehmen pflegen, mit einbegriffen, nicht dagegen die zahlreichen Vergnügungs- und wenigen Forschungsreisenden aus aller Herren Ländern, welche die Umgebung des Drachenthrones zum Ziel ihrer Wallfahrten gemacht haben. Das von mir Eingangs genannte Jahr 1860 giebt natürlich nur den Anfangspunkt der nach Peking hin gerichteten Bewegung vielsprachiger Ausländer an; nicht alle Gesandtschaften sind daselbst gleichzeitig etablirt worden: die deutsche — anfangs preussische — z. B. hat erst seit dem Sommer 1864 ihren Sitz in der chinesischen Hauptstadt. Soweit es daher der aus der Sucht nach

Abgeschlossenheit hervorgehenden Ungastlichkeit der Chinesen nicht gelungen ist, gewisse, und zwar ziemlich ausgedehnte, Theile der Stadt dem entweihenden Blick der fremden Eindringlinge bis heute zu entziehen, gehört Peking zu den bestbekannten Oertlichkeiten des »Fernen Ostens«. Dasselbe gilt von seiner Umgebung, zumal von dem westlich und nordwestlich davon sich ausbreitenden Gebirgsland, in dessen romantisch gelegenen, buddhistischen Tempeln oder, richtiger gesagt, Klöstern der Fremde während der unerträglichen Hitze des Sommers Zuflucht vor der verpesteten Stickluft der Stadt sucht und findet.

Unter den geschilderten Verhältnissen fehlt es natürlich auch nicht an mehr oder weniger ausführlichen Beschreibungen Pekings und theilweise auch seiner Umgebung von europäischer Hand, von welchen aber gerade die bedeutenderen kaum in weitere Kreise gedrungen sind. Um Marco Polo zu übergehen — denn meine gegenwärtigen Skizzen werden sich ausschliesslich auf das moderne Peking beschränken —, so besitzen wir bereits aus dem Jahre 1829 eine korrekte, aber trockene Beschreibung Pekings nach chinesischen Quellen von dem russischen Geistlichen Hyacinth oder Bitschurin, von welcher noch in demselben Jahre in St. Petersburg eine französische Uebersetzung von Ferry de Pigny erschienen ist. Denn damals bestand schon seit langen Jahren eine Russische Kirchliche Mission im Innern der chinesischen Hauptstadt. Auf diesem Hyacinth'schen Werk beruht auch ein 1860 zu Wien in der Allgemeinen Bauzeitung unter dem Titel »Grundplan und Beschreibung der Stadt Peking« erschienener Aufsatz, welcher sich besonders durch den ihm beigegebenen guten Plan auszeichnet. Aus späterer Zeit ist vor Allem die Beschreibung Pekings von meinem Freunde, dem Englischen Sinologen Dr. Joseph Edkins zu nennen, welche sich im 2. Bande, S. 313—392, der »Reisen im Nördlichen China« von Williamson findet. Weniger Erhebliches bietet der Peking behandelnde Abschnitt in Justus Doolittle's »Social Life of the Chinese«, 2. Band S. 438—463. Von hervorragender Bedeutung dagegen sind die »Archäologischen Untersuchungen über Peking und Umgegend« von meinem verehrten Freunde, dem jetzt in St. Petersburg lebenden, früheren Russischen Gesandtschaftsarzt Dr. Emil Bretschneider im »Chinese Recorder« von 1875 (auch besonders erschienen Shanghai 1876); die darin behandelten Fragen jedoch liegen dem Zweck meines Aufsatzes fern, und auch die als Ergänzungsheft No. 46 zu Petermann's Geographischen Mittheilungen 1876 erschienene, eine vortreffliche Uebersicht bietende Arbeit desselben unermüdlich fleissigen und gewissenhaften Gelehrten, obgleich populär gehalten, geht von anderen Gesichtspunkten aus, als diejenigen, die mich leiten. In den

Händen wohl aller Reisenden aber, die heutigen Tages die Residenz des Himmelssohnes besuchen, befindet sich ein gleichfalls 1876 in Hongkong ohne Nennung des Verfassers erschienenes Handbuch, welches den Titel führt: »Guide for Tourists to Peking and its Environs.« Es umfast 50 Seiten Octav, mit einem Plan und einer Kartenskizze, und ist in der That sehr zu empfehlen, obgleich dem auch sonst um die Geographie und Kartographie, sowie auch um die Thierkunde des nördlichen China hochverdienten Verfasser in seinen Angaben einzelne schwer verständliche Versehen entschlüpft sind, von denen ich eins oder das andere noch zu berühren Veranlassung haben werde. Auf die weitere, in allen möglichen Reisewerken und sonst zersteute, mehr gelegentliche Literatur über Peking einzugehen, würde auf eine ermüdende Aufzählung hinauslaufen; auch scheue ich mich nicht zu gestehen, dass mir diese Literatur fast gänzlich unbekannt ist: bei einem nur einmal auf kurze Zeit unterbrochenen, 22-jährigen Aufenthalt in China und zwar hauptsächlich in Peking, während dessen meine Aufmerksamkeit vornehmlich der Sprache und der einheimischen Literatur zugewandt war, ist es mir nicht möglich gewesen, auch die in Europa während dieses Zeitraumes erschienenen Arbeiten über China und chinesische Dinge Schritt für Schritt zu verfolgen. Indessen auch schon die unvollständigen, im Obigen gegebenen literarischen Nachweise werden es meinen Lesern erklärlich erscheinen lassen, wenn ich offen bekenne, dass ich mich der Aufgabe, einen Vortrag über Peking und seine Umgebung aus-, bzw. für den Druck umzuarbeiten, nicht ohne schwerwiegende Bedenken unterzogen habe. Denn da ich mein Thema im Sinne der Vorführung einiger Stadt- und Landschaftsbilder aus dem politischen Mittelpunkt des grossen Oestlichen Kaiserreiches und seiner Umgebung aufgefasst habe, so werde ich kaum im Stande sein, viel erhebliches Neue, was nicht schon irgendwo gedruckt zu lesen stände, zu geben; noch weniger kann es meine Absicht sein, ein alles bisher Bekannte zusammenfassendes Gesammtbild zu entwerfen, welches bei den dieser Arbeit gesteckten Grenzen ohnehin nur aus unausgefüllten Umrissen bestehen könnte: sollte meine, Einzelnes zwanglos herausgreifende und auf möglichst lebendige Anschaulichkeit bedachte, Schilderung von diesem letzteren Gesichtspunkte aus der Aufmerksamkeit des Lesers nicht ganz unwerth erscheinen, so wäre der Zweck dieser Blätter vollständig erreicht. Denn in der persönlichen Färbung dessen, was ich zu bieten vermag, liegt vielleicht die einzige Rechtfertigung für das Wagniss, das oft Gesagte von Neuem zu wiederholen. Wer genauere und vollständige Belehrung über den Gegenstand sucht, wird in den oben angeführten Werken und Aufsätzen,

sowie in der sonstigen einschlägigen Literatur ein reiches Material aufgehäuft finden.

Ein entschieden geistreicher englischer Schriftsteller, Justin Mc Carthy, sagt im 42. Kapitel seiner »Geschichte unserer eigenen Zeit«, wo er von dem durch den schon erwähnten Feldzug der Verbündeten im Jahre 1860 erworbenen Rechte Englands spricht, eine ständige Gesandtschaft in Peking zu unterhalten: »Das praktische Resultat war nicht sehr gross. Der hauptsächlichste Gewinn für Europa bestand vielleicht in der Entdeckung, dass Peking keineswegs eine so gewaltige Stadt war, wie wir alle uns eingebildet hatten. Englische Lehrbücher der Erdkunde hatten Englischen Kindern seit undenklicher Zeit beigebracht, dass Peking die grösste Stadt der Welt sei. Nun erfuhren wir, dass es bei Weitem nicht so gross ist wie mehrere andere Städte, und dass es sich im Ganzen als eine im allmählichen Zerbröckeln begriffene Art von Trümmerplatz darstelle. Es liegt ein Trost darin zu wissen, dass so viel Blut nicht völlig umsonst vergossen worden ist.« Diese Auffassung zeigt nun allerdings, so auffällig dies auch gerade bei einem Engländer ist, von wenig oder vielmehr gar keinem Verständniss für die Bedeutung und die Erfordernisse des Welthandels; ich brauche wohl nicht des Weiteren auseinanderzusetzen, dass die europäisch-amerikanischen Handelsbeziehungen zu China, sowie die früheren Verträge mit diesem Lande erst durch die Anerkennung und Durchführung des Rechtes der fremden Mächte, Gesandtschaften beim Hofe von Peking zu unterhalten, auf einen angemessenen und sicheren Boden gestellt worden sind, aber auch die eigentlich politische Wichtigkeit dieses Zugeständnisses wird man nicht unterschätzen, wenn man erwägt, wie England, um der früheren Zeiten zu geschweigen, von 1834 an, d. h. seit Aufhebung der Privilegien der Ostindischen Kompagnie in China, bis 1860, man kann wohl sagen, sich fast beständig theils in offenem, theils in latentem Kriegszustande mit China befunden hat, und wie es seit 1860 bis heutigen Tages trotz häufig sehr schwieriger Differenzpunkte mit China allen Vertragsmächten immer geglückt ist, einen Weg des gütlichen Ausgleiches zu finden — mit einziger Ausnahme des französisch-chinesischen Konfliktes von Ende 1883 bis zum Frühjahr 1885: aber die Tongking-Frage war eine dermassen aussergewöhnliche, dass eine friedliche Lösung von vorn herein ausgeschlossen erscheinen musste. Kurz, wir werden Mc Carthy's angeführte Werthschätzung des 1860er Feldzuges sicherlich nicht unterschreiben, aber was er in Verbindung damit von der Baufälligkeit und Verwahrlosung Pekings sagt, das entspricht allerdings dem ersten und nachhaltigsten Eindruck, den jeder Europäer erhält, sowie er die »Stadt

der Neun Thore« betritt. Was Byron im ersten Gesange des Childe Harold von Lissabon sagt:

»Wer immer in die Stadt hineingeschritten,
Bleibt wohl enttäuscht im Wandern stehn, inmitten
So mancher Ding' unlieblich anzusehn:
Die Bürger müssen schier in Schmutz vergehn,
Palast wie Hütte sind von Koth umdämmt,« [1])—

das klingt, als wäre es von Peking geschrieben. Dass der Geruchssinn dabei nicht besser oder wohl noch schlechter fortkommt als das Auge, welchem doch auch manches Interessante und sogar Schöne sich bietet, lässt sich denken und ich kann meine Erfahrungen auch in dieser Beziehung in die markigen, wenn auch wenig zimperlichen Worte desselben Dichters [2]) zusammendrängen, welche ich wohl nur in der Ursprache anzuführen brauche:

I counted seventy different stenches,
All well defin'd and several stinks.

Was aber die Baufälligkeit anbetrifft, so hat der Deutsche Dichter in dem Gesange: »Die Bürger« in Hermann und Dorothea die weitaus beste und geradezu unübertreffliche Beschreibung Pekings geliefert in den Versen:

Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath sich häufet und Unrath auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet. [3])

Eine städtische Selbstverwaltung ist in China ganz unbekannt, und von allen guten Eigenschaften kann man jedenfalls die der chinesischen Regierung nicht nachsagen, dass sie das Geringste für Reinlichhaltung der Strassen thäte, oder auch nur den hundertsten Theil dessen sich angelegen sein liesse, was nothwendig sein würde,

[1]) Die Uebersetzung im Wesentlichen nach Janert.

[2]) So wenigstens glaube ich; ich kann aber die Stelle nicht wieder finden.

[3]) Die Anwendung des ersten Zitates (von Byron) auf Peking rührt von dem bekannten Sinologen Dr. W. A. P. Martin her, die der beiden andern dagegen von mir selber. Die Stelle aus Goethe findet man zwar bereits in Reisebriefen aus China, welche vor Jahren in der »Täglichen Rundschau« erschienen sind, in ähnlicher Weise verwendet, jedoch beruhte dies auf einer von mir im Gespräche gegebenen Anregung.

um die Strassen, Wege, Gräben, Brücken und öffentlichen Gebäude in einem auch nur erträglichen Zustande zu erhalten. Womit die Abtheilung des Kúngpu, d. h. des Ministeriums der Oeffentlichen Arbeiten, welche dem Namen nach für die Instandhaltung der Strassen und Gräben in Peking zu sorgen hat, die Stunden ihrer Musse ausfüllen mag, ist daher noch Jedem ein ungelöstes Räthsel geblieben. Da ein gut gemeintes, uns nach unseren Anschauungen aber ziemlich unverständliches Gesetz es verbietet, die Trümmer zusammengestürzter Häuser wegzuräumen oder — was aber heimlich doch hin und wieder geschieht —, z. B. als Bruchsteine — zu verkaufen, so findet man an manchen Stellen ganze Trümmerfelder in der Stadt. Ein solches von beträchtlicher Ausdehnung z. B. füllt die Südost-Ecke der Nordstadt und ist auch auf dem diesem Aufsatz beigefügten Plane kenntlich gemacht. Ein trostloser Anblick! Ein anderes Trümmerfeld, unter dem Namen des P'o-fu'rh oder »Zerfallenen Palastes« bekannt, liegt gar nicht weit davon, etwas abseits von der Hauptstrasse dieser Gegend, in der Nähe der Holländischen Gesandtschaft. Ein grosser Theil der auf der Mauer der Nordstadt befindlichen Wachthäuser — hier also haben wir es schon mit offiziellen Bauten zu thun — liegt entweder ganz in Trümmern zu Boden oder steht nur in einzelnen Mauerresten noch aufrecht. Zwischen den Ruinen wuchert Unkraut, sprosst der dornige Strauch der Jujube, blüht das »Blau des zweiten Monats«,*) das chinesische Veilchen. Darüber hin hüpfen der Wiedehopf und die Elster.

Ich nannte das Gesetz ein gutgemeintes, denn es soll den Wiederaufbau der zerstörten Heimstätten mit Benutzung der alten Trümmer befördern, aber dieser Zweck wird, wie aus dem Gesagten hervorgeht, bei Weitem nicht immer erreicht.

Am Auffallendsten für uns aber bleibt die vollständige Vernachlässigung der Regierungs- und Kaiserlichen Gebäude und Monumente, wo kein unmittelbarer Zwang ihre Instandhaltung oder Erneuerung begünstigt.

Typisch für chinesische Verhältnisse in dieser Beziehung ist mir immer der Zustand der einst schönen und noch in ihrer jetzigen Beschaffenheit ausserordentlich anziehenden Moschee erschienen, welche ausserhalb der Mauer der Kaiserstadt liegt, da, wo dieselbe im Süden das Garten- und Seen-Gebiet des Palastes begrenzt. Diese Moschee, deren spitz zulaufendes Dach mit schwarzen glasirten Ziegeln gedeckt ist — das Gebäude selbst ist aus weissem Marmor — wurde vom

*) Das chinesische Jahr fängt $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Monate später an als das unsrige.

Kaiser Ch'ien-lung (oder K'ien-lung), welcher von 1736—1795 regierte, für eine Prinzessin muhammedanischen Glaubens aus Turkestan — eine Favoritin seines Harems — erbaut. Ein in dem Vorhof frei stehender, triumphbogenartiger Thorweg, den man passiren muss, um zu dem Eingang in das Gebäude zu gelangen, ist an vielen Stellen aus den Fugen gegangen, Trümmer liegen an seiner Basis, und es ist kein Gefühl voller Sicherheit, mit dem man unter ihm hindurchschreitet. Das Dach der Moschee hat sich völlig nach einer Seite hin gesenkt und lässt durch eine weitklaffende Lücke, welche durch herabgestürzte Ziegel und zersplitterte Balken gebildet worden, ein nicht beabsichtigtes Oberlicht einfallen. Westlich an die Moschee lehnt sich eine schon bedenklich zusammengeschmolzene Anzahl unscheinbarer Häuser, sie führen den Namen Hui-tsze-ying »das Muhammedanische Lager«, denn sie dienten seiner Zeit dem Gefolge der Prinzessin zur Wohnung, und noch jetzt wohnen Nachkommen dieser Gefolgsleute, welche den Typus ihrer Nationalität noch deutlich in ihren Gesichtszügen tragen, in den baufällig gewordenen Hütten. Allfreitäglich versammelt sich auch heutzutage in den inneren Räumen der Moschee die kleine Schaar der Gläubigen zur Andacht. Der Ahun oder Koranleser, den ich dort einmal antraf, war ein Greis mit wallendem, schneeweissem Barte, von ehrwürdigem Aussehen, der aus einer alten Truhe eine Anzahl mit arabischen Schriftzeichen geschriebener Bücher produzirte. Jahrelang habe ich jedesmal nach den schweren Regengüssen des Pekinger Sommers nach dem schwarzglänzenden Dach ausgeschaut, ob es in seinen Resten noch stehe oder gänzlich herabgestürzt sei; aber immer noch klammerten sich die dunklen Ziegel an die vielfach geborstenen und geknickten, sie tragenden, morschen Balken und Sparren, bis ich zuletzt aufhörte, mich über die zähe Lebenskraft des dem Untergange Geweihten zu wundern.

In diesem Falle nun mag ja zu der gänzlichen Gleichgültigkeit des Hofes dem Verfall eines historisch so interessanten Bauwerkes gegenüber allerdings der Umstand beigetragen haben, den einer der Bewohner des Muhammedanischen Lagers im Gespräche mit mir erwähnte, dass der Kaiser keine Neigung gehabt habe, für eine muhammedanische Kultusstätte Geld auszugeben, während seine Unterthanen islamitischen Glaubens in ausgedehnten Theilen seines Reiches — in der Kaschgarei und nördlich vom Himmelsgebirge, in den nordwestlichen Provinzen und im südwestlichen Yünnan — als Rebellen gegen ihn in Waffen standen. Aber auch in dem wichtigsten Tempel der chinesischen Staatsreligion, welcher der Anbetung des »Himmels«

geweiht ist und in welchem Opfer darzubringen nur der Kaiser selbst und seine von ihm ernannten Stellvertreter das Recht haben, konnte man während der Minderjährigkeit des (im Januar 1875 verstorbenen) Kaisers T'ung-chih,[1]) d. h. in den sechsziger Jahren und bis ungefähr 1873, ein weites Trümmerfeld erblicken. Es waren die Ruinen des Chaikung[2]) oder der »Hallen der Enthaltsamkeit«, wo der Kaiser, vor und nach Beendigung der Opfer auf dem Himmels- und auf dem Getreide-Altar, sich aufhält und übernachtet. Als der Kaiser grossjährig wurde und ihm somit die Pflicht zufiel, die Haupt-Opfer persönlich darzubringen, wurden die »Hallen« mit allen dazu gehörigen Gebäuden nebst den sie umgebenden Ringmauern und Gräben ganz neu hergerichtet und boten mit ihren Säulenhallen, mit der bunten Bemalung ihres Holzwerkes, dem farbenreichen Glanz ihrer glasirten Ziegel, ihren weissschimmerden Freitreppen und Brücken einen schmucken Anblick. Aber man hatte dazu vielfach minderwerthiges Material verwendet (Regierungsbauten in China sind bei den unglaublichen, dabei stets vorkommenden Unterschleifen fast unerschwinglich kostspielig): der Marmor z. B. war meist Imitation durch weiss übertünchte Ziegel, und so kam es denn, dass während der schon 1875 abermals eintretenden Regierung eines minderjährigen, d. h. des jetzt regierenden Kaisers (Kuángsü), der beginnende Prozess erneuten Verfalls bereits von Jahr zu Jahr wieder sichtbarer hervortrat.

Die unerhörten Annehmlichkeiten der Pekinger Strasse habe ich bereits in einem Anfang 1888 zu Berlin gehaltenen Vortrag, welcher seitdem in umgearbeiteter Form unter dem Titel »Bilder aus dem Häuslichen und Familienleben der Chinesen« (Berlin 1888) im Druck erschienen ist, andeutungsweise geschildert. Ich will das dort im Allgemeinen Gesagte hier nicht wiederholen, sondern ziehe es vor, dem dort entworfenen Bilde aus dem fast unerschöpflichen, mir zu Gebote stehenden Material an dieser Stelle einige charakteristische Einzelheiten hinzuzufügen.

Ein besonders seltener Genuss ist es, wenn, was alle Jahre ein- oder zweimal, und zwar jedenfalls einmal im Hochsommer geschieht, der Inhalt der ursprünglich gut angelegten, aber im vorigen Jahrhundert durch ein Erdbeben in Unordnung gerathenen und seitdem vollständig verwahrlosten Abzugsgräben einfach auf die Strassen geworfen wird, welche sich dann auf weite Strecken mit einer ekelhaften, dickflüssigen, schwarzen Masse bedecken. An manchen Stellen,

[1]) Spr. T'ung-tschih.
[2]) Spr. Tschaikung.

z. B. auch in der zwischen der Russischen und Amerikanischen Gesandtschaft hindurchführenden Strasse, gähnen grosse Strecken dieser im Allgemeinen mit mächtigen Steinplatten bedeckten Gräben dem Wandernden offen entgegen, und vielfach sind die an den Häusern sich hinziehenden Ränder der Strassen mit Kuten garnirt, in welche durch eine Oeffnung in der Hausmauer das mit allen möglichen Unreinigkeiten gefüllte, schmutzige Wasser aus dem Hof abfliesst. Diese Einrichtung wird sogar manchmal geradezu gefährlich, denn, wenn die heftigen Regengüsse des Sommers die tiefer gelegenen Strassen überschwemmen — einzelne derselben und besonders Kreuzungen sind dann nur auf improvisirten Brücken zu passiren oder müssen, z. B. von den Sänftenträgern, welchen dann das oft reissende Wasser wohl bis an die Hüften geht, durchwatet werden — : wenn dieser Fall eintritt, dann sind auch die Oeffnungen der Kuten überfluthet und nicht zu erkennen. Man muss sich dann immer in der, freilich meist tiefer gelegenen Mitte der Strasse halten, wo keine so heimtückische Gefahr lauert. Ich habe noch die Blüthezeit der Berliner Rinnsteine erlebt und will daher ausdrücklich und unparteiisch hervorheben, dass es geradezu lächerlich sein würde, auf diese Kleinigkeit einen Vergleich zwischen dem alten Berlin und dem heutigen Peking begründen zu wollen. Die Strassenbesprengung ist in Peking nicht ganz unbekannt, aber wenn auch zuweilen, und gewissermassen aus Versehen, reines Wasser aus den grossen zu diesem Zweck dienenden Eimern ergossen wird, so ist schmutziges doch die Regel und manchmal sogar eine unnennbare, ammoniakhaltige, zur Erfrischung der Luft höchst ungeeignete Flüssigkeit. Trifft man es aber an einem schönen, recht heissen Sommertage so, dass man — bei hellem Sonnenlicht — in den langen Zug der Schiebkarren hineingeräth, in welchen der auf den Strassen, die ja allen möglichen Zwecken dienen, aufgelesene Dünger aus der Stadt hinausgefahren wird: dann heisst es muthig ausharren, denn eine andere Rettung ist nicht möglich. Wenn nicht gerade der zumal im Spätsommer, Herbst und Winter besonders herrliche Mondschein die schon am frühen Abend verödete Stadt mit seinem milden Licht übergiesst, dann verdeckt in der Nacht undurchdringliches Dunkel die Scheusslichkeiten der Strasse und zwingt den Ausgehenden oder nach Hause Kehrenden, sich eine Laterne vortragen zu lassen. So stolpert man, die schlimmsten Stellen mühsam vermeidend, durch die Herrlichkeiten des Orients. Denn eine Art Strassenbeleuchtung ist zwar vorhanden, aber auf einige wenige Hauptpassagen beschränkt, und abgesehen davon, dass die Laternen — ungeschlachte Gestelle aus roth angestrichenen Holzstäben, deren Zwischenräume oben an den

Seiten mit Papier beklebt sind und in denen gewöhnliche Talgkerzen brennen — nur ein höchst trübes Licht auf ganz kurze Entfernungen verbreiten, werden von den schlecht besoldeten Wächtern die Lichter in den späteren Nachtstunden meist ausgelöscht, um die Kerzen für sich selbst zu verwenden und nur, wenn die Patrouille unter Führung höherer Polizeibeamten sich nähert, schleunigst wieder angezündet. Um die Wächter darauf aufmerksam zu machen, dass sie sich nun vorzusehen haben, rufen die Leute der Patrouille ihnen dann schon von Weitem mit laut dröhnender Stimme zu: Ta-lao-ye lai-la »der Herr Hauptmann ist auf dem Wege!« Wagt man sich in sehr früher Morgenstunde aus dem Hause, so kann es Einem wohl passiren, dass man auf einem Haufen Küchenabfälle den Leichnam eines Kindes liegen sieht. Es fahren dann Wagen durch die Stadt, welche herrenlose Leichname beseitigen. Aber während und nach der grossen Hungersnoth des Jahres 1878, besonders auch im Winter 1878/79, konnte man auch bei hellem Tage kaum einen längeren Spaziergang unternehmen, ohne auf die entseelten Körper verhungerter Bettler — denn die Nothleidenden strömten von allen Seiten nach Peking — zu stossen. Ganz besonders schreckliche Zustände aber werden nicht selten durch ein Gesetz herbeigeführt, welches bestimmt, dass die Leichname von Personen, deren Todesart zu einem gerichtlichen Verfahren Veranlassung giebt, an der Stelle, wo sie gestorben sind, liegen bleiben müssen, nicht etwa, bis der Thatbestand aufgenommen ist, sondern bis die Sache durch Urtheilsspruch ihre völlige Erledigung gefunden hat. Das kann aber manchmal Monate lang dauern, z. B. wenn Jemand überfahren worden ist und der schuldige Kutscher nicht gefunden werden kann. Der Leichnam wird dann nur in Matten eingehüllt und eine ganz niedrige Art Hütte oder Zelt darüber errichtet. Ein uns Europäer sehr nahe angehender Fall dieser Art ereignete sich im Sommer 1886. Da hatte sich ein Mann aus Ärger über einen Wortstreit, in welchen er mit einer anderen Person, die ihm eine geringe Summe schuldete, gerathen war, von einer mitten im Gesandtschafts-Viertel liegenden, sehr hohen Kanalbrücke hinabgestürzt und dabei lebensgefährliche Verletzungen, die aber nicht den augenblicklichen Tod herbeiführten, erlitten. Er wurde wieder heraufgeschafft und auf die Brücke an die Stelle, von wo er hinabgesprungen war, hingelegt. Dort wurde er — ich weiss nicht, ob von den Behörden oder von Privatleuten — mit Nahrung versorgt. Da er aber die furchtbarsten Schmerzen erlitt, so zerbrach er einen oder zwei Tage nach dem Vorfall die Porzellan-Schale, in der man ihm seinen Reis gereicht hatte, und schlitzte sich mit den Scherben den Bauch auf.

Man kann sich denken, was für unerträgliche Zustände das Liegenbleiben der diesergestalt zugerichteten Leiche, noch dazu in dieser Jahreszeit, an einer Stelle, die wir beständig passiren mussten, zur Folge hatte. Ein von Europäischer Seite an die Behörden gerichtetes Gesuch, welches Unkenntniss des erwähnten Gesetzes fingirte und aus Gesundheitsrücksichten um Fortschaffung des Leichnams bat, wurde offiziell, wie zu erwarten stand, abschlägig beschieden, unter der Hand jedoch kam man uns doch in so weit entgegen, als man in der Stille der Nacht die Leiche dennoch fortschaffte und auf oder an die vielleicht 100—120 Schritt weiter südlich, hart an der Stadtmauer, über denselben Kanal führende Brücke, welche genau dieselbe Höhe wie die erst-erwähnte hat, legte. Die Stelle, wo die Leiche dann noch wer weiss wie lange liegen geblieben ist, war zwar immer den Gesandtschaften noch nahe genug, aber doch wenigstens abseits unseres gewöhnlichen Weges. Das Gesetz war diesergestalt zwar umgangen, aber jedenfalls in einer Weise, die auch vom chinesischen Standpunkt aus zu keiner Verdunkelung des Thatbestandes führen konnte.

An den Anblick des Todes wird überhaupt der Chinese von früh auf gewöhnt. Auch die Hinrichtnngen der zum Tode verurtheilten Verbrecher, welche, ausser in einzelnen besonders schweren Fällen, wo das Urtheil sogleich vollzogen wird, für das jedesmal verflossene Jahr alle zusammen an einem Tage im Winter vollstreckt werden, finden auf offener Strasse auf dem sogenannten Ts'ai-shih-k'ourh oder »Gemüsemarkt« in der Chinesenstadt — an dem Kreuzungspunkt zweier belebter Passagen — statt. Die Gemüsekrämer rücken ihre Körbe eben etwas bei Seite, es wird vielleicht auch noch eine Art Barriere mit Stricken improvisirt — und wenn Alles vorüber ist, nimmt der Kauf und Verkauf wieder seinen früheren, kaum unterbrochenen Verlauf. Die Leichname der Hingerichteten werden etwas südwestlich von dem Richtplatz, noch innerhalb der Stadtmauern, in die auch auf dem Plan angegebene »Grube der 10000 Menschen« geworfen. Ob auch andere herrenlose Leichname hier ihre Stätte finden, kann ich mit Sicherheit nicht angeben. Da es von einigen meiner Informanten mit eben so grosser Entschiedenheit geleugnet, wie von andern behauptet wird, so möchte ich annehmen, dass es offiziell nicht gestattet ist, aber — wofür auch der Name zu sprechen scheint — in der That häufig vorkommt.

Trotz allem Gesagten aber muss nun der Leser auch nicht gerade glauben, dass die Pekinger Strasse und das Leben in ihr nicht auch manches Schöne, Anziehende und vor allen Dingen Interessante dem Blick des Beschauers darbiete. Das muss man nun zwar im Allgemeinen nicht gerade in der »grauen Monotonie« der gewöhnlichen Wohn-

strasse suchen, die ich in meiner vorher (S. 64) erwähnten Broschüre anschaulich geschildert zu haben glaube, wohl aber in den Geschäftsvierteln, in den Tempelrevieren und in der Umgebung der Kaiserlichen Paläste. Von einigen der hervorragenderen Gebäude werde ich nachher noch zu sprechen Gelegenheit haben: hier will ich zunächst auf das lebhafte Getreibe der Strassen etwas näher eingehen. Man merkt doch vor allen Dingen in Peking, dass man sich in einem grossen Verkehrs-Zentrum und an einem wichtigen politischen Mittelpunkt befindet. Mitten zwischen den bezopften Söhnen des Reiches der Mitte, zwischen kleinfüssigen Chinesinnen und grossfüssigen mandschurischen Frauen und Mädchen wandeln, kaum mehr angestaunt und im Allgemeinen nur selten irgend welchen Belästigungen ausgesetzt, Angehörige, — Männer, Frauen und Kinder — aller Hauptstaaten Europa's (mit Ausnahme der Türkei) und des amerikanischen Kontinents. In Europäischer Kleidung bewegt sich zwischen ihnen der inselgeborne Japaner. Hier schreitet ein Tibetaner mit seiner wundersamen Kopfbedeckung an uns vorüber. Koreanische Kaufleute in langen, farbigen Gewändern und mit ihren merkwürdigen Hüten aus durchbrochenem Flechtwerk wandern gravitätisch an uns vorüber; Koreanische Pferdeknechte von weniger sauberem und anziehendem Aeussern warten ihrer lächerlich kleinen Ponies. Im Winter füllen Schaaren von Mongolen die Strassen — anjetzt ein harmloses Völkchen, von dem man sich nur schwer vorstellen kann, dass es einst so grosse politische Erschütterungen hervorgebracht hat. Dieselben sind in den Mauern Pekings willkommene Gäste, denn sie bringen — abgesehen von ihrer Butter und ihrem süsslichen Käse und anderen Landesprodukten, die kein Interesse für uns haben — in gefrorenem Zustande das mannigfache Wild, welches einen Hauptbestandtheil der Europäischen Küche in den kalten Monaten ausmacht. Unser Blick wird gefesselt von jener reichgekleideten, rundlichen Mongolin mit den robusten Landmädchen-Zügen und den ihr um das Gesicht lang herabhängenden Schnüren aus buntem Gestein. Eine ganze mongolische Familie reitet auf dem breiten Rücken eines fast ganz weissen, zweihöckrigen, langwolligen Kameles vorüber: stolz trägt das prachtvolle Thier, aus grossen, treuherzigen Augen um sich schauend, auf schön gebogenem Schwanenhals den Kopf steil in die Höhe. Denn die Exemplare dieses Geschöpfes, die ich wenigstens in unseren zoologischen Gärten gesehen habe, geben, man kann wohl sagen, gar keinen richtigen Begriff von dem, was es in seiner Adoptiv-Heimath ist, wie man das nördliche China bezeichnen kann. Man muss freilich zwei Arten unterscheiden, das soeben geschilderte Reit-Kamel, und das in seinen Formen weit

weniger graziöse Last-Kamel, welches den langen Hals für gewöhnlich fast wagerecht nach vorn ausgestreckt hält, offenbar hauptsächlich eine Folge davon, dass man immer eine grössere Anzahl dieser Thiere, mit an den Nasenlöchern befestigten Halftern an einander gebunden, ihren Weg zurücklegen lässt. Der abweichende Habitus der beiden Arten beruht überhaupt auf keiner ursprünglichen Verschiedenheit, sondern nur auf der verschiedenen Verwendung, die sie finden. Von Lastkamelen wimmeln förmlich die Strassen Pekings: sie bringen hauptsächlich Kalk und Kohlen von den Bergen. Die allbekannte gelblichbraune Färbung in verschiedenen Schattirungen ist die vorherrschende: sehr helle, fast weisse, kommen nur selten vor und werden als Merkwürdigkeiten geschätzt. So besteht denn auch der Tribut eines gewissen mongolischen Stammes an den Kaiser in den Chiu-pai[1]), d. h. »den Neun Weissen«, worunter man acht weisse Ponies und ein weisses Kamel versteht. So schön wie im Winter, so hässlich werden übrigens die Kamele mit der eintretenden warmen Witterung, wenn ihnen zuerst die Wolle in grossen Lappen lose vom Körper herabzuhängen beginnt, bis sie schliesslich ganz abfällt. Wenn man einem solchen ganz nackten, hageren Thier in einer scharfen Biegung des Weges in den Bergen plötzlich begegnet, kann man wirklich unwillkürlich zurückfahren und ein Gespenst zu sehen glauben. Die Wolle, welche bekanntlich einen bedeutenden Handelsartikel bildet, welchem auch deutsche Kaufleute grosse Aufmerksamkeit zugewandt haben, darf nicht abgeschoren und überhaupt nicht absichtlich entfernt werden, da dadurch das Thier gefährdet werden würde, sondern man muss warten, bis sie von selber in grossen Fladen herabfällt.

Ausser Tibetanern, Koreanern und Mongolen habe ich von asiatischen Völkerschaften noch Annamiten häufig, und Birmanen und Nepalesen je einmal in der Chinesischen Reichshauptstadt beobachtet. Sie alle waren Mitglieder der Tribut- und Huldigungs-Gesandtschaften, welche von den betreffenden Staaten an den von ihnen als Souzerän anerkannten, mächtigen Kaiser geschickt wurden. Den Annamiten ist dies seitdem durch die Franzosen untersagt worden und sie haben sich nach langem Sträuben dies Verbot schliesslich müssen gefallen lassen. Was dagegen Birma anbetrifft, so hat das in solchen Dingen äusserst liberal denkende England, welches sich durch einen unwesentlichen Schein nicht beunruhigen lässt, obgleich es jetzt selber das Scepter der Regierung in diesem einst mächtigen hinterindischen Staate führt, doch den Chinesen die ausdrückliche Konzession gemacht,

[1]) Das ch ist hier wie deutsch tch (nicht tsch) zu sprechen.

dass es den Birmanen auch in Zukunft gestattet sein solle, sich mit den hergebrachten Geschenken den Stufen des Drachenthrones zu nahen. Freilich werden die birmanischen Geschenke und das sie überbringende Personal von jetzt an einen andern Charakter tragen als früher, und fehlen werden vor Allem die bombastischen Huldigungsschreiben der Könige von Birma, welche die offizielle Peking-Zeitung zu veröffentlichen niemals unterliess, und deren Uebersetzung, ebenso wie die Uebertragung der annamitischen und nepalesischen Huldigungsbriefe, uns Gesandtschafts-Dolmetscher ihres hochtrabenden Stiles und beinahe unfassbaren Sinnes wegen in Verzweiflung zu bringen pflegte.

Einmal — im Jahre 1875 — habe ich auch eine Liukiuanische Gesandtschaft in Peking erlebt. Dieselbe war erschienen, um gegen die seitdem längst zur Thatsache gewordene Annexion ihres Vaterlandes durch Japan zu protestiren und bei der Chinesischen Regierung Schutz zu suchen. Aber die Gesandten und ihr Gefolge gesehen zu haben, kann ich mich nicht rühmen, denn sie wurden von der Chinesischen Regierung, der ihr Erscheinen ebenso schmeichelhaft wie unbequem war, sorgfältig versteckt gehalten, um zu verhindern, dass die damals bereits seit einigen Jahren in Peking etablirte Japanische Gesandtschaft sich mit ihnen in Verbindung setze. Dies gelang den Chinesen auch in der That, und die Versuche der Japaner, in das Absteigequartier der Liukiuaner vorzudringen, wurden von den chinesischen Thorhütern erfolgreich zurückgewiesen.

Eine Nepalische oder, wie es auf Chinesisch heisst, K'uo-rh-k'a- d. h. Gurkha-Gesandtschaft, erschien nach langer Unterbrechung zum ersten Mal wieder gegen Ende des Jahres 1879 in Peking, und eine neue war wiederum dorthin unterwegs, als ich im Sommer 1887 die Chinesische Hauptstadt verliess. Das Huldigungsschreiben war bereits in der Peking-Zeitung erschienen.

Siam ist jetzt längst aus der Zahl der tributbringenden Staaten ausgeschieden. Als die Siamesische Regierung vor einer Reihe von Jahren wieder Annäherungsversuche an China auf dem Fusse der politischen Gleichberechtigung machte, suchte die Chinesische Regierung alsbald das alte Abhängigkeits-Verhältniss von Neuem zu betonen und verlangte unter Anderm, dass eine etwaige siamesische Gesandtschaft nicht zu Schiff, sondern auf dem alten »Tributwege«, wie der chinesische Ausdruck lautet, das heisst über Land und also das ganze China von Südwesten nach Nordosten durchschneidend, nach Peking kommen solle. Die Siamesen haben unter diesen Umständen auf das

Vergnügen Verzicht geleistet, jedoch sind siamesische Handelsschiffe in den geöffneten chinesischen Häfen geduldet.

Einer der wichtigsten Tributgegenstände, welchen die Annamitischen und Birmanischen Gesandtschaften nach China zu bringen pflegten, waren zahme Elephanten, und es hatte sich der Usus gebildet, dass diese dazu abgerichtet wurden, allmorgendlich im Vorhof des Palastes die Ceremonie des Niederknieens zu vollziehen und so dem Kaiser gewissermassen die Huldigung des Thierreichs darzubringen. Acht ist die reglementsmässig festgesetzte Zahl der zu diesem Zweck von Staatswegen zu unterhaltenden Elephanten, aber während meines Pekinger Aufenthalts ist diese Zahl nur einmal erreicht worden und seitdem schon sehr erheblich wieder zusammengeschmolzen. Was in Europa so viel Kopfzerbrechen zu verursachen pflegt, eines dieser Ungethüme, wenn es unbequem wird, in guter Art zu beseitigen, das erreichen die Chinesen unabsichtlich und ohne Mühe, indem sie die Thiere verkommen und in Folge unzureichender Nahrung zu Grunde gehn lassen. Der Elephantenstall befindet sich in unmittelbarer Nähe des Shún-chih-men, [1]) d. h. des westlichsten der drei Thore in der Trennungsmauer zwischen der Nord- und Südstadt. Er bildet, seitdem das früher etwa 7 km nordwestlich von der Stadt gelegene Kaiserliche Tiger-Gehege (Hurhch'eng [2]) war sein chinesischer Name) eingegangen ist — nur der Name haftet noch an den Trümmern, — den einzigen Nucleus eines zoologischen Gartens in oder bei Peking, man müsste denn hierher auch den Thierbestand der Kaiserlichen Jagdgehege rechnen, von denen ein kleineres, der hochromantische Hsiáng-shan [3]) (18 km von der Stadt) in den westlichen Bergen, ein anderes von sehr beträchtlicher Ausdehnung — das s. g. Nan-hai-tsze — unmittelbar südlich von der Chinesenstadt liegt. Letzteres (von etwa 75 km im Umfang) beherbergt ausser Antilopen, Rothwild und Hasen den berühmten Davidshirsch (Elaphurus Davidianus oder Milu), von welchem die deutsche Gesandtschaft im Jahre 1875 drei von der Chinesischen Regierung in liebenswürdigster Weise geschenkte Exemplare mittels eines Hamburger Dampfers, welcher die Beförderung von Shanghai aus mit grosser Liberalität umsonst übernahm, hierher und dann weiter nach Berlin geschickt hat, wo sie seitdem im Zoologischen Garten eine zahlreiche

---

[1]) Spr. Schùn-tschih-men.

[2]) Spr. Hurh-tscheng (h = deutsch ch in »ach«).

[3]) Hs = deutsch ch in »ich«; sh = deutsch sch. Bedeutung: »Der lieblich duftende Berg«.

Nachkommenschaft erzielt haben. Dies merkwürdige Thier ist ausserhalb China's nirgends, aber auch in China selber bisher nur eben in diesem »Südlichen Jagdgehege« bei Peking beobachtet worden und es ist durchaus falsch, wenn der neueste offizielle »Führer durch den Berliner Zoologischen Garten« (S. 84) behauptet, dass es auch sonst im nördlichen China und namentlich im nördlichen Tibet vorkomme. Die Möglichkeit letzterer Annahme kann nicht geleugnet werden, so lange die terra incognita der tibetanischen Wildniss nicht besser bekannt sein wird, als bisher noch der Fall ist; ersteres dagegen ist ein entschiedener Irrthum.

Jedoch wir kehren auf die Pekinger Strasse zurück. In dem lebhaften Verkehr, der uns schon durch sein Völkergewirr und seine bedächtig-würdevoll dahinschreitenden Kamele fesselte, spielen sonst mongolische und koreanische Ponies, hin und wieder auch Ili-Pferde aus dem chinesischen Central-Asien und schlankgebaute kleine Luxuspferde aus Szechuen [1]) im westlichen China, sowie Esel und Maulthiere — letztere meist von Eselhengst und Stute, selten umgekehrt — eine Hauptrolle. Sowohl Kamele als auch Pferde, Esel und Maulthiere werden theils als Reit-, theils als Last- und Zugthiere benutzt, die Kamele kommen jedoch in letzterer Eigenschaft in Peking nie vor, wohl aber in der Mongolei selber. Die Bepackung der Lastthiere ist dieselbe, wie man sie schon in Neapel an den Eseln beobachten kann, ich brauche daher nicht näher darauf einzugehen. In Sänften, welche mittels der langen Tragstangen, zwischen denen sie schweben, auf den Rücken zweier im Takt hinter einander herschreitender Maulthiere befestigt sind, begegnen wir Reisenden, meist höheren Beamten, die sich aufmachen, um in einer der entfernten nordwestlichen Provinzen den ihnen übertragenen Posten anzutreten. Die gewöhnlichen, auf Menschenschultern ruhenden Tragstühle drängen sich hastig auf den holprigen Wegen durch die geschäftige Menge, durch das Wirrsal der Karren und Reiter. Dabei rufen die beiden Vordermänner mit lauter Stimme den Hintermännern allerlei Weisungen zu, z. B. hwa »hier ist es glitschrig«, (dafür auch wohl: shuo hwa, »ich sage, hier ist es glitschrig«), oder ti-pán »seht euch vor, dass ihr mit dem Fusse nicht anstosst«; oder shang-pa-lu »hier geht's Berg auf« u. s. w. Die Hintermänner wiederholen dann nach einander die an sie gerichteten Mahnungen, um zu erkennen zu geben, dass sie sie verstanden haben. Oder die Träger ersuchen höflich den »alten Vater«, (lao-ye) oder die »Grosse Grosse« (t'ai-t'ai), d. h. den Herrn oder die

[1]) Spr. Ssetschuan.

Dame, welche sie tragen, sich im Stuhl, — nicht etwa etwas weiter nach rechts oder links, — sondern ein Bischen mehr nach Osten oder Westen zu setzen, damit das Gewicht gleichmässiger auf die Schultern vertheilt wird. Die Schiebkarre ächzt unter ihrer Last, besonders melodisch sollen, wie die Chinesen behaupten, die stets von Leuten aus der Provinz Shan-tung geschobenen Trinkwasserkarren stöhnen, welche alle auf einen Ton gestimmt sind. Eine Heerde fettschwänziger Hammel kreuzt die Strasse; ein Maulthier, welches strampelnd an der Erde liegt und ein Staubbad nimmt, zwingt uns zu einem Umweg. Hunderte von Verkaufs-Ständen, Buden und Zelten beengen hier den Damm, dort die Seitenwege. Aus den Zelten, wo alte Kleider — auch Pelze — verkauft werden, tönt lauter Gesang herüber, denn hier werden die Waaren und ihre Preiswürdigkeit von den Verkäufern im Liede gepriesen. Wirklich interessant ist im Winter der Fisch-, Wild- und Geflügel-Markt auf der Ostseite der breiten, auf dem Damm gepflasterten Strasse, welche von Norden nach Süden die Chinesen- oder Südstadt gerade in der Mitte durchschneidet.[1]) So mannigfaltig sind die hier feilgebotenen Vertreter der essbaren Thierwelt, dass, wie ich wohl ohne Indiskretion erwähnen darf, die zoologischen Sammlungen und Beobachtungen, welche dem höchst verdienst- und werthvollen Aufsatz über die Vertebrata der Provinz Chihli[2]) in der Zeitschrift des »North China Branch of the Royal Asiatic Society«[3]) vom Jahre 1877 zu Grunde liegen, von hier aus ihre erste Anregung erhielten. Nur ganz wenige Strassen sind gepflastert und diese wenigen werden, obgleich ihre Steine jetzt meist aus den Fugen gerückt sind, so selten ausgebessert, dass ich in zweiundzwanzig Jahren nur eine Reparatur dieser Art in Peking erlebt habe. Keine Gas- oder sonstigen Röhren liegen im Schooss der Erde — jedoch mit einer, geringfügigen Ausnahme, denn die Paar Häuser, in welchen die Europäischen Angestellten des Kaiserlich Chinesischen General-Inspektorats der Seezölle jetzt leben oder die ihnen früher zur Wohnung dienten[4]), geniessen schon seit einer Reihe von Jahren das Privilegium der Gasbeleuchtung. Keine Statuen künden dem Volke den Ruhm seiner grossen Männer; keine Museen laden den Vorübergehenden ein zum Genuss und zur

---

[1]) Ch'ien-men-tachi'e, d. i. »die grosse Chien-men-Strasse«.

[2]) Spr. Tschilli.

[3]) Von Herrn O. von Möllendorff.

[4]) Es sind dies im Wesentlichen die auf dem Plan mit Pei-yüan und Nan-yüan bezeichneten Gebäude-Komplexe, ausserdem das »Inspektorat der Seezölle«. Einige wenige noch dazu gehörige kleinere sind auf dem Plan nicht angegeben.

Belehrung; keine Schmuckplätze, keine öffentlichen Parkanlagen erfrischen das Auge und spenden Erholung nach den Mühen des Tages: die Ufer der Seen oder mit ihrem Chinesischen Namen des Shih-ch'a-hai [1]), d. h. des »zehnfach gegabelten Meeres« im nordwestlichen Theile der Stadt bilden bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme, aber sie liegen gar zu weit abseits von den Hauptverkehrsadern, der Europäer passirt sie nur vielleicht ein paar mal des Jahres auf seinem Wege nach und von den Westlichen Bergen, und von Chinesen gelangen dorthin öfter auch nur die An- und Umwohner aus der nächsten Umgebung. Die herrlichen Baum- und Wasseranlagen weiter südlich in der Kaiserstadt aber sind Privatbesitzthum des Hofes und dem Publikum eben so wenig zugänglich, wie die zum Theil sehr ausgedehnten Parks des Himmelstempels und anderer Stätten des Kultus, sowie der zahlreichen, durch die ganze Nordstadt zerstreuten prinzlichen und sonstigen vornehmen Wohnsitze. Privatgärten von jeder Grösse giebt es überhaupt viele und auch die Strassen, zumal der nördlichen Stadt, sind vielfach mit, grossentheils alten, Bäumen bestanden, sogar auf der oben 11 m, oder, wo die in regelmässigen Entfernungen angelegten Bastionen in die Chinesenstadt oder nach aussen hin vorspringen, 22 m breiten Mauer der Nordstadt haben die Wächter sich kleine Obstgärten angelegt: wenigstens für das Vorhandensein eines solchen in der Nähe der Gesandtschaftsgegend kann ich mich verbürgen. Von günstigen Standpunkten auf der Mauer aus, z. B von der Mitte der Trennungsmauer am »Vorderen Thor,« oder vom Observatorium bietet die Stadt nicht nur einen durch ihre Grösse imposanten, sondern auch durch das Grün ihrer Bäume anziehenden Anblick und macht fast den Eindruck eines grossen Haines. Von da aus sieht man auch die gelben Ziegeldächer der Kaiserlichen Paläste, das dreifache blaue Dach des Himmelstempels und die grüngedeckten Dächer anderer Tempel und Gebäude in der Sonne glitzern und glänzen. Man sieht die hochragenden Thürme über den Stadtmauern, den fünfgipfeligen, bewaldeten »Aussichts-« oder »Kohlenhügel« in der nördlichen Abtheilung der »Verbotenen Stadt«, den Trommel- und Glockenthurm, die — jedoch nicht zahlreichen — Pagoden, im Norden und Westen in der Ferne die blauen Konturen der Berge und, vom Observatorium aus, die grüne, sich nach Osten hin dehnende, Niederung. Wandelt man zu ebener Erde in den Strassen, so ist von Pracht allerwärts freilich nur wenig zu bemerken, mit Ausnahme der, wenn sie gerade neu gestrichen sind, an ihrem geschnitzten Holzwerk in allen Farben

[1]) Spr. Schitschahai.

schillernden und reich vergoldeten Ladenfronten in einzelnen Stadttheilen, aber nur allzu schnell verbleichen unter der Sonnengluth, unter dem aufdringlichen Staube und dem abwaschenden Regen wieder die kaum aufgetragenen Farben, und auch im besten Falle erhält man doch mehr den Eindruck des Flitterstaates, als des soliden, dauernden Glanzes.

Ich will die allgemeine Schilderung der »Hauptstadt der Mitte« hier schliessen. Im Grossen und Ganzen wird auch der Leser wohl den Eindruck davon erhalten haben, welchen einst ein nach langem Aufenthalt in die Heimath Reisender unter den Impulsen des Augenblicks in die Worte zusammenfasste, die er dem Lande und seiner Hauptstadt zurief:

Land, einst so mächtig,
Stadt, einst so prächtig,
Durch eig'ne Schuld
Hat Himmels Huld
Dich längst verlassen.
Die Götter hassen
Den hohlen Stolz,
Das dürre Holz.

Wenn freilich ebendaselbst das ganze Land angeredet wurde als:

Du Land des Schmutzes
Und eitlen Trutzes,
So unpoëtisch
Und unmagnetisch —

so kann der Verfasser dabei freilich nicht an die herrlichen Berglandschaften gedacht haben, auf die auch wir am Schluss dieser Blätter noch einen flüchtigeu Blick werfen werden, sondern nur an die Städte, für welche Peking typisch ist. Dass diese, mit Peking an der Spitze, durch eigene Schuld: durch die Lethargie ihrer Bewohner, durch die Gleichgültigkeit ihrer Behörden, durch die abgeschlossene Lebensweise des Hofes, in ihren jetzigen Zustand des Verfalles und der Unreinlichkeit gerathen sind, glaube ich genügend hervorgehoben zu haben. Noch heute könnte Peking, wenn eine energische, städtische Verwaltung, von der Regierung unterstützt, die Sache in die Hand nähme, zu einer der schönsten Städte der Welt werden. In den breiten Hauptstrassen sind alte Bäume genug vorhanden, um sie mit nachhelfender Anpflanzung nach Forträumung des Schmutzes und angemessener Regulirung in schöne Passagen zu verwandeln, und wo sich jetzt die ewigen grauen Stadtmauern düster, wenn auch imposant thürmen, würden breite, herrliche Boulevards entstehen, anmuthig

belebt von dem gereinigten Wasserspiegel der jetzt nur Miasmen erzeugenden Kanäle, welche, wie der Plan zeigt, die ganze Stadt oder vielmehr die beiden Städte um- und theilweise durchfliessen. Die Trümmerfelder würden zu Schmuckplätzen umgestaltet werden und überall neues Leben blühen aus den Ruinen.

Jedoch lassen wir diese Zukunftsträume und kehren auf den Boden der Wirklichkeit zurück. Und da will ich mir denn, ehe ich den Leser einlade, mir in die schon lange lockenden Berge zu folgen, erlauben, an der Hand des beigefügten Planes das zu thun, womit ich eigentlich hätte anfangen sollen, wenn der Zweck dieser Blätter methodische Belehrung und nicht vielmehr anregende Schilderung wäre, nämlich ein ganz kurzes Exposé über die Anlage der Stadt und über die Punkte von wichtigerem Interesse in ihr zu geben. Der Plan ist auf Grund einer in meinem Besitze befindlichen chinesischen Originalhandzeichnung auf meinen Wunsch von liebenswürdiger Freundeshand speziell für die Zwecke des gegenwärtigen Aufsatzes angefertigt worden und wird, da er absichtlich fast nur das enthält, wovon in dem Aufsatze selber die Rede ist, ein desto klareres Bild geben.

Peking besteht aus zwei ummauerten Städten, der nördlichen — »inneren«, wie die Chinesen sagen — oder »Tatarenstadt« und der südlichen, »äusseren« oder »Chinesenstadt«. Tatarenstadt hat man in dem Sinne von »Stadt der Mandschu« zu verstehen, weil diese, die herrschende Race, den Hauptbestandtheil ihrer Bewohner ausmacht. Diesen nördlichen Theil könnte man auch die Altstadt nennen, denn der südliche Theil war früher nur Vorstadt und ist erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts unter der Ming-Dynastie ummauert worden. Die Mauer der Tatarenstadt ist an vielen Stellen 15 m hoch und darüber, an der Basis 15 m dick. Die oberen Masse habe ich schon (Seite 74) angegeben. Die Mauer der Chinesenstadt hat nur eine Höhe von 9 bis 12 m, ist auch viel dünner. Der Umfang der nördlichen Stadt beträgt $23^{9}/_{10}$, der der südlichen 22, und derjenige beider Städte zusammengenommen $33^{1}/_{2}$ Kilometer, mit einem Gesammt-Flächeninhalt von ungefähr 25 englischen Quadratmeilen, d. h. etwa 64 Quadrat-Kilometern. Da eine deutsche Quadratmeile nur ungefähr $54^{7}/_{10}$ Quadrat Kilometer umfasst, so nimmt daher Peking nicht unerheblich mehr als den Raum einer Quadratmeile ein. Die Kanäle oder Hu-ch'eng-ho, [1]) d. h. »Stadtschützenden Gräben«, welche mit mehreren, die Stadt durchschneidenden und sich mehrfach zu Seen erweiternden Abzweigungen rings die Wälle umfliessen, werden von einem Flüsschen gespeist und

[1]) ch = deutsch tsch.

gebildet, welches, von dem schönen See K'un-ming-hu am Kaiserlichen Lustschlosse Wan-schou-schan, 11 km. n. w. von Peking, herkommend, sich südöstlich von der Tatarenstadt noch 20 km weiter fortsetzt, um schliesslich bei der grossen und schmutzigsten, mir bekannten, chinesischen Stadt T'ung-chou in den Peiho zu fallen, Dieser letzte Theil des Flüsschens oder Kanals heisst T'ung-hui-ho oder »der die Wohlthat vermittelnde Fluss«. In diesem Namen ist auf den Reistransport Bezug genommen, der mittels dieses Wasserlaufes bis hart an die Thore Pekings gelangt.

Die Mauern der Nordstadt sind von 9, die der Südstadt von 7 Thoren durchbrochen. An jedes Thor schliesst sich ausserhalb ein gleichfalls ummauerter Vorhof oder, wenn man lieber will, eine Enceinte an, so dass jedes Thor mit seinem Vorhof mindestens zwei Durchgänge hat. Die mittlere Verbindung aber zwischen den beiden Städten, das Cheng-yang-men oder »Thor der senkrecht scheinenden Sonne«, wie es in der offiziellen Sprache, oder das Ch'ien-men, d. h. »Vorderes Thor«, wie es in der Volkssprache heisst,[1]) hat vier Durchgänge, von denen drei die Vorhofsmauern durchbrechen. Von den letzteren dreien ist der mittlere ausschliesslich für den Kaiser und sein Gefolge reservirt, und daher fast immer gesperrt. Die sämmtlichen Thore, nicht nur die nach aussen führenden, sondern auch die die beiden Städte verbindenden, bleiben von Eintritt der Dunkelheit bis zum Morgengrauen geschlossen, nur das »Vordere Thor« wird einmal während der Nacht auf ungefähr eine Stunde geöffnet, um den in der Chinesenstadt wohnenden Beamten, die sehr früh Morgens im Palast zu thun haben, Durchgang zu gewähren. In dem Vorhof des »Vorderen Thores« liegen zwei kleine Tempel, ein buddhistischer der P'u-sa, und ein der jetzt populärsten National-Schutz-Gottheit der Chinesen, nämlich dem Kuan-ti oder Kriegsgott geweihter. Kuan-yü, wie er mit seinem sterblichen Namen hiess (Kuan-ti bedeutet: »der Gott Kuan«), war um 200 unserer Zeitrechnung ein berühmter chinesischer Kriegsheld, dessen Apotheose erst unter der jetzt regierenden Dynastie stattgefunden hat. Der ganze südliche Theil der Chinesenstadt (von der auf dem Plan punktirten Linie an) ist unbewohnt und wird, ausser vom Himmels-Tempel und vom Tempel des Ackerbaus, fast nur von Feldern und Teichen, z. B. den ehedem berühmten Goldfischteichen eingenommen. Innerhalb der Nordstadt nimmt wieder die mehr nach

[1]) Vor demselben liegt in der Chinesenstadt die stets von Bettlern besetzte Bettlerbrücke, wie sie bei den Europäern heisst. Ihr chinesischer Name Cheng-yang-ch'iao bedeutet »Brücke der senkrecht scheinenden Sonne«.

Süden zu in der Mitte liegende, sich aber in westlicher Richtung weiter als nach Osten zu ausdehnende Huang-ch'êng oder »Kaiserstadt« einen breiten Raum ein. Wieder in letzterer liegt die eigentliche Stadt der Paläste oder Tsze-chin-ch'êng, d. h. die (nach der Farbe ihrer Mauern) s. g. »Rothbraune, Verbotene Stadt«, in zwei sehr ungleichen Abtheilungen, deren nördliche, kleinere den schon erwähnten »Aussichtshügel« enthält. Die andere, grössere Abtheilung reicht im Süden, wie der Plan zeigt, bis an die Südmauer der Kaiserstadt heran, so dass diese letztere für gewöhnliche Sterbliche von Süden aus überhaupt nicht zugänglich ist. Aber ausser der »Verbotenen Stadt« selber ist auch das ganze Kaiserliche See- und Parkgebiet westlich und nordwestlich von den Palästen für das Publikum abgesperrt und mit besonderen (auf dem Plan nicht angegebenen) Mauern umschlossen. Die Seen, von Kaiserlichen Lusthäusern umrahmt, und im Sommer von herrlichen Lotusblumen erfüllt, deren breite Blätter nur leider bald die ganze Wasserfläche bedecken, heissen die Sanhai oder »drei Meere«. Im einzelnen sind es das Pehai (»nördliche«), Chunghai [1]) (»mittlere«) und Nanhai (»südliche Meer«). [2]) Der gewöhnlichste Name dieser drei Seen im Volksmunde ist übrigens (mit Uebergehung des »mittleren Sees«) Nan-pe-hai das »Süd- und Nordmeer«. [3]) Die zwischen dem »Nördlichen« und »Mittleren Meere« über den hier verengerten Wasserlauf führende »Marmorbrücke« war bis vor Kurzem zugänglich. Von ihr aus genoss man eine wirklich schöne Aussicht, einen wahrhaft erfrischenden Anblick, und sie bildete überdies eine bequeme Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Theil der Kaiserstadt, um so mehr, als auch die Passage zwischem dem nördlichen und südlichen Abschnitt der »Verbotenen Stadt« frei war. Wie es mit diesem Durchgang jetzt steht, kann ich nicht sagen, die Marmorbrücke aber ist, da das ganze umliegende Terrain neuerlich zu den erweiterten und auch mit neuen Bauten geschmückten Kaiserlichen See- und Parkanlagen gezogen worden ist, nunmehr dem Publikum verschlossen. So hat denn die Stadt Peking für den Reisenden jetzt den landschaftlichen Hauptanziehungspunkt verloren, und in der That scheint die »Verbotene Stadt« im Begriff zu stehen, immer grössere Theile der Kaiserstadt zu verschlingen.

---

[1]) Spr. Tschunghai.

[2]) Nicht zu verwechseln mit dem Seite 71 erwähnten, Nan-hai-tsze oder auch nur Hai-tsze genannten Jagdpark.

[3]) Die Chinesen stellen beim Aufzählen der Himmelsgegenden immer den Süden vor den Norden.

Die »Verbotene Stadt« steht durch drei Hauptthore mit der Aussenwelt, wie ich mich vorsichtig ausdrücken will, in Verbindung, denn dass sie durch dieselben zugänglich sei, kann man bei der sorgfältig gehüteten, schon mehrfach erwähnten Abgeschlossenheit des Hofes nicht gut sagen. Von Süden aus führt, von dem schon öfters erwähnten »Vorderen Thor« nur durch den mit grossen Quadern gepflasterten und auch seinerseits schon grossentheils abgesperrten s. g. »Schachplatz«[1]) getrennt, das aus drei neben einander liegenden Durchgängen bestehende Kaiserthor, dessen Mitteldurchgang für den Kaiser reservirt ist, in einen geräumigen Vorhof, von welchem aus man durch das T'ien-an-men oder »Thor der Himmlischen Ruhe« weiter nach innen gelangt. Der chinesische Name des »Kaiserthores« ist Tá-ch'ing-men. Das oft vorkommende Wort men bedeutet »Thor«, und Tach'ing ist der Name der jetzt regierenden Mandschurischen Dynastie; in diesem speziellen Sinne ist also die Uebersetzung »Kaiserthor« zu verstehen. Dem durch das »Thor der Himmlischen Ruhe« Eintretenden liegt zur rechten Hand der T'ai-miao[2]) oder »Kaiserliche Ahnentempel«, zur linken der She-chi-t'an oder »Altar und Tempel der Schutzgötter des Landes und des Getreides« oder, wie vielleicht richtiger zu übersetzen ist, »der Schutzgötter der Heimstätten und der Ackergefilde«. Weiter nach Norden zu liegen dann in langer Reihe hinter einander, grossentheils wieder durch Trennungsmauern von einander geschieden, die einzelnen Paläste, und zur Seite darum und dazwischen noch eine Anzahl in nächster Beziehung zum Kaiser stehender Baulichkeiten, wie z. B. die vier Abtheilungen des »Grossen Sekretariats« oder der »Reichskanzlei« (chines. Néko) und die Räume, in denen sich allmorgendlich die das Kabinet bildenden »Staatssekretäre« (chines. Chünchitach'en oder bloss Chün-chi)[3]) versammeln. In den beiden Seitenmauern der Verbotenen Stadt liegen sich das »Oestliche« und das »Westliche Blumenthor« (chines. Túng-hua-men und Hsi-hua-men) gegenüber. Durch ersteres, welches daher für den äusseren Verkehr das wichtigste ist, begeben sich täglich die Staatssekretäre und die sonst zur Audienz befohlenen Würdenträger in den Palast. Der nördliche Theil der »Verbotenen Stadt« wird von den Mitgliedern der Kaiserlichen Familie im Allgemeinen gemieden, weil sich auf dem Aussichtshügel im Jahre 1644 der letzte unglückliche Kaiser der

[1]) Chines. ch'i-pan-chie (auf dem Plan: Das Schachbrett).

[2]) Spr.: T'ai-miau.

[3]) Spr. Tchün-tchi-ta-tschen. Ihr Versammlungsort heisst Tchün-tchi-tschu (Chünchi-ch'u).

Ming-Dynastie, welche der jetzt regierenden vorausging, erhängt hat. Die übrigen Thore der »Verbotenen Stadt« können wir übergehen. Wir werfen noch einen flüchtigen Blick auf die in das »Nördliche Meer« tief einschneidende Landzunge, einst Insel, woselbst auf niedriger Anhöhe die s. g. »Kleine Weisse Pagode« (chines.: Hsiao-pai-t'a), ein weithin sichtbares Merkzeichen der Palaststadt, gelegen ist, und suchen nun aus der Kaiserstadt wieder in die Tatarenstadt zu gelangen. Zu diesem Zweck bieten sich uns drei Durchgänge zur Auswahl: das »Thor der Irdischen Ruhe« (chines. Ti-an-men) oder, wie es im Volksmunde nüchterner heisst, das »Hintere Thor« (chines. Hou-men) im Norden, und das »Thor der Oestlichen« und »Westlichen Ruhe« (chinesisch Túng-an-men und Hsi-an-men) in den Seitenmauern. In der Umgangssprache werden die beiden letzteren mit denselben Namen benannt, wie die entsprechenden Zugänge zur Palaststadt, nämlich Oestliches und Westliches Blumenthor. Der Unterscheidung wegen kann man, wo man es für nöthig hält, die eigentlichen Blumenthore als die »Inneren«, die beiden anderen dagegen als die »Aeusseren« bezeichnen (chines.: Né-tung-hua-men »inneres östliches Blumenthor«, Wai-tung-hua-men »äusseres östliches Blumenthor«, und ebenso Né-hsi-hua-men und Wai-hsi-hua-men). Blumenthor verstehe man in dem Sinne von Prachtthor.

Im nördlichsten Drittel der Tatarenstadt finden wir, ausser dem Palais des Prinzen Kung, welches am »Zehngegabelten Meere« (Shih-ch'a-hai) [1]) in der schönsten Stadtgegend liegt, nicht allzuweit von einander die städtischen Haupt-Verwaltungs-Centren: die Residenz des Militär-Gouverneurs oder das T'itu Yamen, [2]) die Residenz des Civil-Gouverneurs, auf chinesisch Shun-t'ien-fu, auch Pe Yamen »das nördliche Ministerium« genannt (eine äusserst gefürchtete Behörde mit ausgedehnter Gerichtsbarkeit), und die Magistraturen der beiden Theildistrikte, in welche der städtische Bezirk von Peking zerfällt, im Osten die Magistratur von Tahsing, und im Westen die von Wan-p'ing. Die Ministerien der Central-Reichsverwaltung dagegen liegen

[1]) »Zehngegabeltes Meer« ist die gewöhnlichste Erklärung des Namens. Auf dem oben erwähnten original-chinesischen Plane dagegen ist der Name mit anderen Zeichen geschrieben, welche ebenso ausgesprochen werden, aber »das Meer der Zehn Klöster« bedeuten. Im Volksmunde endlich werden diese Seen Shih-chia-hai »das Meer der zehn Familien« genannt. Am Nordende dieser Seen führt durch das westlichste Thor in der Grenzmauer der Tatarenstadt, genannt Tê-sheng-men d. i. »das Thor der siegreichen Tugend«, ein Hauptweg nach den Westlichen Bergen.

[2]) Yamen bedeutet Behörde, Amt, Amtswohnung; T'itu General, Kommandant.

im südlichsten Fünftel der Nordstadt, zu beiden Seiten des oben (S. 79) erwähnten Vorhofs des Palastes. Auf dem Plan ist nur das Justiz-Ministerium (chin. Hsingpu) angegeben, wo der im Frühjahr 1885 zu Peking plötzlich verstorbene Englische Gesandte, Sir Harry Parkes, im Jahre 1860 längere Zeit von den Chinesen gefangen gehalten wurde, und der sich daran anschliessende Talisze oder Kriminal-Revisionshof. Aber die die Europäer am Meisten interessirende Behörde, das Tsungli Yamen oder Auswärtige Amt, wo so mancher Wortkampf zwischen Chinesen und Europäern geführt wird, liegt abgesondert im östlichen Theile der Tatarenstadt. Die fremden Gesandtschaften will ich nur kurz unter Hinweis auf ihre Lage aufzählen: die Englische (früher ein prinzliches Palais) liegt an dem bereits oben erwähnten Kanal, neben der »Akademie«[1]) und dem »Kaiserlichen Sänften- und Wagen-Amt.«[2]) Die kleine südöstlich vorspringende Ecke der Englischen Gesandtschaft war von 1864 bis 1876 der Wohnsitz der Deutschen, vordem zuerst Preussischen, dann Norddeutschen diplomatischen Mission; in noch früherer Zeit hatte sie den Amerikanern gehört. Die jetzige Gesandtschaft der Vereinigten Staaten, sowie die jetzigen Grundstücke der Gesandtschaften Russlands, Spaniens Japans, Frankreichs und der Niederlande sind zu beiden Seiten der Mittleren Kanalbrücke unschwer zu finden. Der Japanischen gerade gegenüber liegt die jetzige Deutsche Gesandtschaft, welche in den Jahren 1875—1879 gebaut worden ist.[3]) Die jetzige Japanische Gesandtschaft war früher längere Zeit von den Belgiern bewohnt.[4]) Man sieht, das liegt Alles nahe genug bei einander. Etwas weiter ab hat die Belgische Gesandtschaft ihre neue Heimstätte, die genaue Lage kann ich nicht angeben, da sie erst nach meiner Zeit dort eingerichtet worden ist. Etwas nördlich von der Französischen Gesandtschaft findet man die Bureau's und Wohnungen der meisten, in Peking residirenden, Europäischen Angestellten des General-Inspektorats der Seezölle.[5]) Früher befand sich die Stätte dieser wichtigen Anstalt nördlich vom Auswärtigen Amt, wo sie hauptsächlich zwei »Höfe«,

[1]) Chines. Name: Han-lin-yüan.

[2]) Chinesischer Name: Luan-yi-wé.

[3]) An die Deutsche Gesandtschaft schliesst sich hinten das Clubterrain der Fremdenkolonie Pekings. Es bietet bis jetzt eine schöne Eisbahn, die jeden Winter von ca. Mitte Dezember bis gegen Mitte Februar benutzt werden kann, dazu einen kleinen Barackenbau für Zuschauer, sowie zum Anschnallen der Schlittschuhe etc. und zum Ausschank von Getränken, auch einen Lawntennis-Platz, der sich im Winter in eine zweite Eisbahn umwandeln lässt.

[4]) Die Japanische Gesandtschaft lag damals viel weiter nach Norden.

[5]) Auch der General-Inspektor selber, der viel genannte Sir Robert Hart, wohnt hier.

den Nördlichen (chin. Pé-yüan) und den Südlichen (chin. Nán-yüan; yüan heisst »Hof«) einnahm. Im Nán-yüan wohnen jetzt einige jüngere Mitglieder des General-Inspektorats der Seezölle, im Pé-yüan aber der bekannte, ausgezeichnete Sinologe und Präsident des T'ung-wen-kuan, d. h. der chinesischen Hochschule für Europäische Wissenschaften und Sprachen,[1]) Dr. W. A. P. Martin (Amerikaner). In der die ganze Tatarenstadt von Süden nach Norden durchschneidenden grossen Strasse, welche bei dem östlichen Thor der Trennungsmauer, dem Hatamen anfängt[2]), liegt ferner das von einer Englischen Missionsgesellschaft eingerichtete »Hospital« (chines. Shih-yi-yüan) für die Behandlung chinesischer Kranken. Es hat früher eine längere Reihe von Jahren unter der Leitung eines Schottischen Arztes, des Dr. Dudgeon, gestanden, der sich auch durch mancherlei literarische Arbeiten bekannt gemacht hat. Ganz oben in der nordöstlichen Ecke der Tatarenstadt mache ich noch auf das bis vor Kurzem mit einem eigenen (jetzt aufgegebenen) Observatorium verbundene Grundstück der Russischen kirchlichen Mission aufmerksam, auf welchem sich u. A. eine griechisch-katholische Kapelle befindet. Ein Archimandrit mit mehreren, ihm unterstellten Priestern hat dort seinen Sitz. Der letzte Direktor des (von der Russischen Regierung unterhaltenen) Observatoriums war der durch zahlreiche, gediegene wissenschaftliche Arbeiten[3]) ausgezeichnete Dr. H. Fritsche; von den Archimandriten, die seiner Zeit an dieser Stelle gewirkt haben, ist Einer — Hyacinth oder Bitschurin — bereits am Anfange dieses Aufsatzes (S. 58) namhaft gemacht worden; ein nicht minder fleissiger und tüchtiger Sinologe war der vor einer Reihe von Jahren auf der Heimreise verstorbene Archimandrit Palladius, dessen wichtige Arbeiten, weil meist russisch geschrieben, leider bisher weiteren Kreisen nicht zugänglich sind. Das Grundstück, welches mir zu diesen Bemerkungen Anlass gegeben hat, heisst bei den Chinesen Pé-kuan »das nördliche Absteigequartier«[4]), denn der Russischen

---

[1]) Das T'ung-wen-kuan selber ist mit dem Tsungli Yamen, unter dessen Leitung es steht, auch räumlich verbunden. Die Anwendung des Namens »Hochschule« (sein offizieller englischer Titel ist »Peking University«) auf dieses höchst respektable, aber doch noch in den ersten Stadien der Entwicklung begriffene Institut ist allerdings mehr ein Zukunftstraum, als eine den augenblicklichen Verhältnissen entsprechende Bezeichnung.

[2]) Die Strasse selbst heisst daher die »Grosse Hatamen-Strasse« (chines. Hátamen ta-chie). An den Kreuzungspunkten dieser wie auch anderer Strassen sind freistehende Thore aus Holzgerüsten ohne Thürfüllung errichtet, von den Fremden unrichtig meist »Triumphbögen« genannt.

[3]) Z. B. »The Climate of Eastern Asia«, welches auch über das Klima Pekings detaillirten Aufschluss gewährt.

[4]) Man sagt dafür wohl auch der »Nördliche Hof«, es ist dann aber mit dem Pé-yüan (s. oben S. 82) nicht zu verwechseln.

kirchlichen Mission gehörte früher auch die jetzige Russische Gesandtschaft, welche damals Nan-kuan »das Südliche Absteigequartier«[1]) genannt wurde. Schade, dass sich die fremden Gesandtschaften nicht lieber bei dem unweit zweier in die grüne Ebene führenden Thore — des An-ting-men und des Tung-chih-men[2]) — auf einem geräumigen, freien Platze gelegenen Pé-kuan angesiedelt haben, statt bei dem Nan-kuan (Russ. Gesandtschaft) im Gewühl und Gedränge der Stadt. Ich erwähne nur noch kurz die vier katholischen Kathedralen der Lazaristen: die südliche (chines. Nan-t'ang[3])) dicht bei dem Shun-chih-men[4]) d. h. dem westlichen Thore der Trennungsmauer; die vor einigen Jahren neu und mit Pracht erbaute östliche (Tung-t'ang) an der von der Französischen Gesandschaft und dem General-Inspektorat der Seezölle nach Norden führenden Strasse; die unscheinbare westliche (Hsi-t'ang) ganz im Nordwesten der Tatarenstadt unweit des Hsi-chih-men,[5]) d. h. des nördlichen Thores in der Westmauer, und die nördliche (Pet'ang) in unmittelbarer Nähe der Kaiserlichen Lustgründe und Seen an der Marmorbrücke. Diese nördliche Kathedrale ist neuerlich nach Jahre langen Verhandlungen der chinesischen Regierung mit den Lazaristen und der französischen Gesandtschaft, mit Zustimmung des Pabstes in den Besitz des chinesischen Hofes übergegangen und steht nunmehr — denn das Gebäude ist erhalten geblieben, in dem erweiterten Kaiserlichen See- und Parkgebiet. Bei den abschliessenden Verhandlungen hierüber hat der jetzige französische Minister des Innern, damalige ausserordentliche Gesandte in Peking, Herr Constans, eine Rolle gespielt. Die versöhnliche Haltung, die er bei dieser Gelegenheit bekundete, hatte ein, ihn in sehr verbindlichen Ausdrücken belobigendes Kaiserliches Edikt in der offiziellen Peking-Zeitung zur Folge, und die in dieser Sache von der französischen Regierung gemachte Konzession hat jedenfalls wesentlich dazu beigetragen, das durch den Tongking-Konflikt (1883—1885) gestörte gute Einvernehmen zwischen Frankreich und China wieder herzustellen. Ein neuer Pét'ang sollte, als ich Peking verliess (Sommer 1887), mit chinesischem Gelde auf einem von der chinesischen Regierung angewiesenen Terrain, nicht allzuweit von der alten Lage, in der Nähe der nordwestlichen Ecke der Kaiserstadt errichtet werden. Das bezeichnete Terrain ist bei

---

[1]) Oder »der Südliche Hof«, aber mit dem Nan-yüan (S. 82) nicht zu verwechseln.

[2]) Spr.: Tung-tschi-men.

[3]) Der chines. Name bedeutet wörtlich: »Die südliche Halle«.

[4]) Spr. Schun tschimen. So genannt nach dem ersten Kaiser der jetzt regierenden Dynastie.

[5]) Spr.: Hsi tschi men (hs wie ch in »ich«).

den Chinesen als Hsi-shih-k'u [1]) »die westlichen zehn Magazine« bekannt und unter diesem Namen auch auf dem Plane zu finden. Ich weiss nicht, wie weit jetzt der Bau schon vorgeschritten sein mag.

Ich kann an dieser Stelle weder alle irgendwie zu Europäern in Bezug stehenden Orte und Gebäude in und bei Peking aufzählen, noch auch kann ich alle die sich an sie knüpfenden Namen so mancher Ausländer im Einzelnen erwähnen, die sich als Vertreter ihrer Regierungen oder als Arbeiter auf dem Felde der Sinologie und anderer Wissenschaften einen wohlverdienten und bleibenden Ruf erworben haben. Ich muss mich in dieser zwiefachen Hinsicht mit Obigem begnügen. Ich übergehe auch eine Anzahl sonstiger erwähnenswerther Punkte, wie das aus einem Vorhof zu ebener Erde und einer Sternwarte auf der Mauer bestehende chinesische Observatorium [2]) und die Examinationshalle. [3]) Trotz des grossen Interesses, die beide haben, kann ich es um so eher bei ihrer blossen Erwähnung bewenden lassen, da sie häufig beschrieben worden sind. Nur den Tempeln, und zwar besonders einer bestimmten Gattung derselben, kann ich nicht umhin, noch einige Worte der Betrachtung zu widmen.

Der Chinese spricht gewöhnlich von drei in China Heimathsberechtigten Religionen, zwei ursprünglich einheimisch-chinesischen, dem Confucianismus und Tauismus, und einer in China ganz heimisch gewordenen, dem Buddhismus. Man kann wohl sagen, dass jeder Chinese diesen drei Religionen gleichzeitig anhängt. Die beiden letzteren sind in Peking und in seiner unmittelbaren Nähe durch zahlreiche Tempel vertreten, von denen die tauistischen meist sehr schwer oder gar nicht zugänglich sind. Unter den eigentlich-buddhistischen Tempeln in der Stadt selber ist keiner, der ein hervorragendes Interesse in Anspruch nähme, erwähnenswerth ist der schon ausserhalb der Mauern, westlich von der Chinesenstadt, gelegene T'ien-ling-sze wegen seiner nicht unschönen, weithin sichtbaren Pagode. Ein anderer (Lung-fu-sze) liegt allerdings in dem östlichen Theile der Tatarenstadt, er ist aber nicht als Kultusstätte interessant, sondern weil in ihm dreimal monatlich viel besuchte Jahrmärkte, wie man gewöhnlich sagt (— Wochenmärkte wäre richtiger —) stattfinden. Auch der vielbeschriebene und von Fremden viel besuchte »Tempel der Grossen

---

[1]) Spr.: Hsischiku.

[2]) Dieses Observatorium (im Südost; vergl. oben S. 74) heisst auf Chinesisch Ch'in-t'ien-chien und ist zugleich die oberste Astronomische Behörde und das offizielle Astrologische Amt. Der chines. Name der Sternwarte auf der Mauer ist Kuan-hsing-t'ai (wörtlich: »Die Terrasse der Sternbeobachtung«).

[3]) Dicht beim Observatorium. Chines.: Kung-yüan. Beide leicht zugänglich.

Glocke« (Ta-tschung-sze — ausserhalb der Stadt —) hat in der nordwestlichen Ecke des Planes eben noch eine Stelle gefunden. Von tauistischen Tempeln sind gleichfalls zwei der bedeutendsten und interessantesten angegeben:

1) innerhalb der Stadt, unweit des P'ing-tse-men, [1]) Pai-t'a-sze »der Tempel der Weissen Pagode« — ein weithin sichtbares Bauwerk, in welches es mir aber niemals gelungen ist, Eintritt zu erlangen. Die Spitze der Pagode, nach welcher dieser Tempel seinen Namen führt, ist von einem Ornament umgeben, welches aus der Entfernung eine täuschende Aehnlichkeit mit einem ausgespannten Regenschirm hat. Auch ist es diese Pagode, im Gegensatz zu welcher der auf S. 80 erwähnte Thurm die »Kleine Weisse Pagode« genannt wird.

2) ausserhalb der Mauern, nicht weit von der nordwestlichen Ecke der Chinesenstadt, Po-yün-kuan »das Kloster der weissen Wolken«, berühmt wegen der daselbst alljährlich stattfindenden religiösen Volksfeste, oder vielmehr berüchtigt wegen der bei denselben häufig vorgekommenen Unordnungen.

Der Lamaismus, welcher, obgleich nur eine hierarchische Abart des Buddhismus, von den Chinesen wohl kaum mit zu den »drei Religionen« gerechnet wird, ist unter den Tempeln durch besonders würdige und grossartige Repräsentanten vertreten. Da ist vor allen im Nordosten der Tatarenstadt der früher ohne Schwierigkeit, jetzt nur ausnahmsweise, zugängliche Yung-h'o-kung, ursprünglich ein prinzliches Palais, mit der Riesenstatue eines aufrechtstehenden Buddha. Die Europäer pflegen ihn schlechthin als den »Lamatempel« zu bezeichnen. Gehen wir von hier aus durch das nahe gelegene An-ting-men in nordwestlicher Richtung über den grossen Exerzierplatz der Bannertruppen [2]) hinüber, so stossen wir auf ein ganzes Nest, um so zu sagen, lamaïtischer Klöster, von welchen das westlichste, H'uangsze (»der gelbe Tempel«) genannt, durch eine wirklich schöne Pagode aus Marmor mit Reliefdarstelluugen aus dem Leben Buddha's berühmt ist. [3]) Lassen wir von da aus unsere Rosse sich südwest-

[1]) Das P'ing-tse-men ist das südlichere Thor in der Westmauer der Tatarenstadt.

[2]) Auf dem Exerzierplatz habe ich auch den kleinen Hügel angegeben, von welchem aus die hohen mandschurischen Offiziere dem Schauexerzieren der Truppen zusehen.

[3]) Neben diesem Lamatempel findet man auf dem Plan das Wai-kuan (»Aeussere Absteigequatier«) angegeben, welches den Peking in so grosser Zahl besuchenden Mongolen vielfach zur Unterkunft dient. Das »Innere Absteigequartier« oder vielmehr, wie es gewöhnlich genannt wird, der »Mongolische Hof« (chin. Ta-tsze-kuan) liegt zwischen der Englischen und Russischen Gesandschaft. Wie oft wurden wir, als die Deutsche Gesandtschaft noch die südöstliche Ecke der jetzigen Englischen Gesandtschaft einnahm, im Winter in der Nacht durch das schrille Gebrüll der Kamele aus dem Schlafe geweckt!

wärts tummeln, über die Reste der auf dem Plan durch punktirte Linien bezeichneten, mongolischen Mauer hinweg, so wird sich der gleichfalls lamaitische Wu-t'a-sze oder »Tempel der fünf Pagoden« des Absteigens verlohnen, obgleich er viel weniger bekannt ist. Er ist eine grossartige, gemauerte Grabkammer, aus deren ebenem Dache, wie der Name besagt, fünf Pagodenthürme emporragen.

Die confucianische Lehre — eine auf durchaus irdischer Grundlage ruhende Ethik und Moralphilosophie mit vielfach politischen Tendenzen — hat nur den einen Confucius-Tempel (Wen-miao oder Sheng-jen-miao) [1]) aufzuweisen. Er ist auf dem Plan dicht beim An-ting-men zu finden. In naher Beziehung zum Confucius-Tempel steht die daneben gelegene sogenannte »Reichs«- oder »Hochschule« (chin. Kuo-tsze-chien oder T'ai-hsio). In ihr stehen u. A. die berühmten steinernen Inschriften-Tafeln, in welche die Heiligen Bücher der Confucianischen Lehre eingeritzt sind. Sie sind aber grösstentheils verwittert und unleserlich geworden. Beiläufig will ich hier noch erwähnen, dass in Tientsin (vermuthlich also wohl auch in anderen Städten) der Confucius-Tempel und die Examinationshalle mit einander verbunden sind.

Die grosse, ihrem Untergange allmählich entgegensinkende Moschee südlich von der Westhälfte der Kaiserstadt habe ich schon besprochen (S. 62). Sie ist nicht die einzige in Peking, überhaupt zählt daselbst die Lehre Muhammeds nicht wenige Anhänger. So findet man in den grossen Strassen vielfach auch Schlächterbuden, die sich durch ihre Aufschriften als von Muhammedanern gehalten ankünden. Aber der Islam, ebenso wie die verschiedenen Glaubensbekenntnisse des Christenthums, sind als Fremdlinge auf chinesischem Boden nur geduldet. In manchen Volksschichten hat der Katholizismus noch von den letzten Zeiten der Ming-Dynastie und von der Regierung des Kaisers Kanghi (1662—1722) her tiefe und feste Wurzeln geschlagen, zumal unter den Frauen. Im Gebirge (von welchem noch die Rede sein wird) findet man sogar ganze christliche (katholische) Dörfer. Der Protestantismus, dessen Samen erst in der neuesten Zeit zu säen angefangen worden ist, und zwar leider von den verschiedensten (englischen und amerikanischen) Sekten und unter keiner einheitlichen Leitung, ist bisher in Peking im Allgemeinen auf keinen fruchtbaren Boden gefallen. Die griechische Kirche

[1]) Miao ist eins der vielen Wörter für Tempel. Sheng-jen »der vollendete Weise« = Confucius.

kann sich unter der Mandschu-Bevölkerung einer treuen, wenn auch kleinen Gemeinde rühmen, deren Mitglieder die Nachkommen russischer, am Ende des 17. Jahrhunderts [1]) nach Peking gekommener Gefangenen und mandschurischer Frauen sind. Ihre Kultusstätte im Pékuan haben wir bereits kennen gelernt (S. 82). Eine zweite, alte, griechische Kapelle steht in der Russischen Gesandtschaft. Eine ihrer Mauern zeigt einen sich quer von oben nach unten erstreckenden Riss, welcher von dem gleichfalls schon (S. 64) erwähnten Erdbeben herrührt.

Aber neben allen diesen verschiedenen Glaubensbekenntnissen sind mindestens noch zwei echt-chinesische Kultusformen in Peking zu unterscheiden: der Heroëndienst (wir sprachen ja schon oben — S. 77 — vom Kuánti oder Kriegsgott als einem vergötterten Heros), und die alte, vorconfucianische Staatsreligion. Diese letztere begegnet uns gerade in Peking auf Schritt und Tritt —: gerade in Peking, weil in vielen der ihr geweihten Heiligthümer es ein Privilegium des Kaisers ist, Opfer darzubringen und sonstige gottesdienstliche Handlungen zu verrichten. Natürlich kann er — und dies geschieht oft — in Fällen der Behinderung und sonst, wann immer es ihm gefällt, dies Privilegium delegiren. Jedoch ist das Zeremoniell, wenn der Kaiser nicht persönlich zur Stelle ist, ein einfacheres als sonst. Während der Minorennität des Souveräns fällt das Delegations-Recht der Regentschaft zu.

Zu dieser altchinesischen Kultusform nun gehören zunächst mehrere der schon an früheren Stellen dieses Aufsatzes beiläufig erwähnten Tempel, nämlich der Kaiserliche Ahnentempel (T'aimiao), der Altar der Schutzgötter (Shê-chi-t'an), der T'ién-t'an oder Tempel des Himmels und der Tempel des Ackerbaus (Hsién-nung-t'an).

Der Tempel oder »Altar« (T'an) des Himmels, dessen eines Haupt-Gebäude, das mit dem dreifachen blauen Dach geschmückte, welches wir schon oben (S. 74) erwähnten, nach neuerlichen Nachrichten aus China, vor einiger Zeit eine Feuersbrunst zerstört hat, ist der wichtigste von allen. Unter Tempel oder Altar verstehe man aber in keinem Falle ein einzelnes Gebäude, sondern jedesmal ein ausgedehntes, ummauertes Terrain mit vielen Höfen und zahlreichen Hallen und Gebäuden jeder Art und anderen Bauten, z. B. marmornen Terrassen und dergleichen mehr.

Auch der Tempel des Ackerbaues — auf chinesich Hsién-nung-t'an und keineswegs, wie im »Guide for Tourists« angegeben ist,

[1]) In einem Grenzkriege am Amur.

She-chi-tan, denn das ist ja vielmehr, wie wir gesehen haben, der Tempel der Schutzgötter in der Palaststadt —: der Tempel des Ackerbaues also ist in hohem Grade geeignet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, denn in ihm vollzieht sich, wie ja uns Allen aus dem berühmten Räthsel in Schiller's Turandot geläufig ist, seitens des »Grössten Kaisers« mit eigener Hand die Zeremonie der Führung des Pfluges. Sie hat, nachdem sie über 25 Jahre lang in Folge mehrfacher Minorennität der Souveräne unterbrochen gewesen war, zum ersten Mal wieder im Frühling 1887 stattgefunden. Neben den kleinen Ackerparzellen, wo der Kaiser, sowie auch die Prinzen des Kaiserlichen Hauses sich gewissermassen als Mitglieder des Bauernstandes darstellen, liegt eine niedrige, marmorne Terrasse für die offiziellen Zuschauer bei dieser feierlichen Handlung. Und nicht weit davon werden in einem besonderen kleinen Pavillon die riesigen, ihr dienenden Pflüge aufbewahrt, einer aus gelbem Holz für den Kaiser und eine Anzahl aus rothem Holz für die Prinzen. Als ich diese merkwürdige und eindrucksvolle Stätte in den 70er Jahren zu besuchen pflegte, lagen die einer so bedeutungsvollen Handlung geweihten Werkzeuge verstaubt und in heller Unordnung durch und über einander in dem auf's Aeusserste verwahrlosten Gebäude.

In die Gruppe dieser Art Tempel gehören nun ferner noch die folgenden: der Ti-t'an oder »Altar der Erde« nördlich vor dem An-ting-men ausserhalb der Tatarenstadt. Früher lag er, beiläufig gesagt, noch innerhalb der Stadt, denn zur Zeit der Mongolenherrschaft (13tes und 14tes Jahrhundert) zog sich, wie auf dem Plane zu sehen, die (damals einzige)[1] Nordstadt erheblich weiter nach Norden hin, als jetzt. Der Erdkern dieser alten (schon S. 86 erwähnten) Mauer mit Lücken, welche die Lage der alten Thordurchgänge kennzeichnen, ist noch vollkommen erhalten. Sie bestand, gleich den jetzigen Stadtwällen, eben aus einem Erdkern mit Ziegelbekleidung an beiden Seiten und oben, auf steinerner Basis. Jedoch sind auch auf der oberen Fläche an manchen Stellen die Ziegel durch Steinplatten ersetzt. Die Mauern der Kaiser- und Palaststadt dagegen sind Mauern in unserm Sinne des Wortes.

Wir haben dann ferner im Osten, vor dem Ch'i-hua-men, den »Altar der Sonne« (Jih-t'an),[2] und im Westen, vor dem

[1]) Vergleiche oben S. 76.

[2]) Das j ist wie im Französischen zu sprechen.

P'ing-tsê-men, den »Altar des Mondes« (Yüe-t'an).[1]) Etwas nördlich vom Altar der Sonne liegt der Túng-yüe-miao oder »Tempel des Oestlichen Hauptgebirges«. Dieses, als das vornehmste unter allen, oder, wie die Chinesen sagen, der Grossvater derselben (Wu-yüe-chih tsu) vertritt hier die »Fünf heiligen Gebirge«[2]) des Reiches der Mitte, denen Opfer dargebracht werden. Wie nun aber auf dem Altar des Himmels nicht nur dem obersten Gott, dem Huang-t'ien Shang-ti, d. h. dem »In der Höhe waltenden Herrscher des Erhabenen Himmels«, sondern auch verschiedenen seiner Vasallen, als da sind der Gott (oder Genius) des Regens, des Windes u. s. w. geopfert wird, so haben wir in unmittelbarer Nähe der Palaststadt auch noch abgetrennt den Yü-shen-miao »Tempel des Regengottes«, sowie die Kultusstätten des Lei-shen (spr.: Lé-schen) »Donnergottes«, Feng-shen »Gottes der Winde« und Yün-shen »Gottes der Wolken«.[3]) Ein Kuriosum ist der ebenfalls hierher zu ziehende Má-shen-miao oder »Tempel des Schutzgottes der Pferde«[4]), und als letzter, aber nicht geringster, ist zu nennen (im westlichen Theile der Tatarenstadt) der Litaitiwangmiao oder »Tempel der legitimen Aufeinanderfolge der Dynastien«, dessen Lage auf dem Plan im Guide for Tourists ganz falsch angegeben ist.

Diese Aufzählung ist keineswegs vollständig, berührt aber das Erheblichste und dürfte beträchtlich mehr bieten, als man sonst darüber angegeben findet. Diese vor-confucianische, alt-chinesische Staatsreligion nun, in welche ich dem Leser einen flüchtigen Einblick gewährt habe, möchte ich bezeichnen als einen zum Dualismus neigenden Monotheïsmus mit polytheïstischen Auswüchsen und dynastischen Tendenzen. Die monotheïstische Grundlage zeigt sich in der energischen Betonung des »Himmels« als obersten Herrschers des Weltalls, die Neigung zum Dualismus darin, dass vielfach, aber nicht immer, der »Kaiserliche Himmel« und die »Herrscherin Erde« als Vertreter des männlichen und weiblichen Prinzips in der Natur beinahe gleichgestellt werden, die polytheïstischen Auswüchse

---

[1]) In der Nähe des Yüet'an liegt der jetzt der Mission der Lazaristen gehörige s. g. »Portugiesische Kirchhof.«

[2]) Chines.: wu-yüe »die fünf (heiligen) Gebirge«; chih angehängtes Genitiv-Zeichen; tsu »Grossvater.«

[3]) Die Tempel des Regen- und des Donnergottes im Westen, die beiden andern im Osten der Palaststadt. Auf dem Plan abgekürzt bezeichnet als Yü (Regen), Lei (Donner), Feng (Wind) und Yün (Wolken).

[4]) Ziemlich genau östlich von der Nordostecke des nördlichen Theiles der Palaststadt.

liegen in dem Tempel des Regengottes u. s. w. zu Tage, und die dynastischen Tendenzen treten u. A. im Kaiserlichen Ahnentempel, im Tempel der legitimen Aufeinanderfolge, und in anderer Richtung auch im Altar des Ackerbaues hervor. Hier wäre auch noch von der Apotheose der verstorbenen Kaiser der jedesmal regierenden Dynastie zu sprechen, ich muss mich aber mit der blossen Andeutung begnügen. Gemeinsam ist dieser altchinesischen Kultusform, so wie dem Kultus des Konfucius, dass sie von Idolatrie vollständig frei sind: sie kennen gar keine Götzenbilder. Die Anbetung findet vor einfachen Täfelchen statt, auf denen der Name der betreffenden Gottheit vermerkt ist, z. B. auf der Tafel des Himmelsgottes mit vergoldeten Lettern auf blauem Grunde. Eine Ausnahme (aber wohl nur eine scheinbare, denn hier mögen andere Einflüsse mitgewirkt haben) macht nur der Kultus des durch ein Götzenbild dargestellten »Gottes der Literatur« (Wen-ch'ang), welcher zuweilen (z. B. in Tientsin) mit dem Kultus des Konfucius verbunden ist. Man sieht, hier eröffnet sich eine weite und anziehende Perspektive in bisher theilweise fast noch unbetretene, religionsgeschichtliche Forschungsgebiete, ich muss mich aber auf die obige Angabe der allgemeinen Gesichtspunkte beschränken. Der Himmelstempel allein würde reichlichen Stoff für eine besondere, umfangreiche Einzel-Arbeit darbieten.

Ermüdet von unserer langen Wanderung durch die endlosen Strassen der Hauptstadt, mit Staub und Schweiss bedeckt, nach frischer Luft lechzend, schnüren wir jetzt unser Bündel und rüsten uns noch zu einem ganz kleinen Ausflug in die »Westlichen Berge«. Denn es ist Sommer — Juli; — die meisten anderen Gesandtschaften sind schon ausgezogen, mit Ausnahme vielleicht der französischen, deren Mitglieder in ihrem ausgedehnten Garten Ersatz für das Landleben zu finden glauben; sonst sind nur wir arbeitsame Deutschen noch in der Stadt zurückgeblieben; jetzt endlich finden auch wir Zeit, an den Auszug zu denken. Nach der in dem ersten Theile dieses Aufsatzes gegebenen Beschreibung des Zustandes der Stadt darf ich wohl davon absehen, die Leiden eines Sommers in Peking noch besonders zu schildern. Schon seit Wochen haben wir nicht mehr auf dem Bettlaken, sondern auf einer verhältnissmässig kühlen, darüber gebreiteten Schilfmatte geschlafen. Ich will mir erlauben, ein anderes Mittel, zu welchem man, wenn auch nicht gerade im nördlichen China, so doch z. B. in Fuchou (Futschau)[1]) greift, um den schweissgebadeten Schlaf weniger unerträglich zu machen, durch ein chinesisches Räthsel zu veranschau-

[1]) So auch ausserhalb China's, z. B. in Java und in Saigon.

lichen. Dasselbe ist dem berühmten Sittenroman »Hung-lou-meng« d. h. »der Traum des Rothen Thurmes« entnommen und lautet in deutscher Uebersetzung oder vielmehr Nachbildung wie folgt:

Wohl hab' ich Augen h ö h l e n , doch keinen Augen s t e r n ,
In des Sommers heissen Tagen hast du mich herzlich gern:
Steigt aus des Wassers Fluthen der Lotusblume Pracht,
Wirbst du um meine Minne in schlaflos schwüler Nacht.
Doch fällt vom Wutung-Baume im Herbste Blatt auf Blatt,
So wirst du — kannst du's leugnen? — auf einmal meiner satt.
O bist du, treue Liebe, denn ein so flücht'ger Traum?
Du währest, ja du währest einen kurzen Sommer kaum.

Der herrliche Wutung-Baum (von welchem zwei kleine, aber schöne Exemplare in dem sogleich zu erwähnenden Tempel Kuang-shan-sze stehen) ist charakteristisch dadurch, dass das Fallen seines ersten Blattes ein sicherer Vorbote des nahenden Herbstes ist. Er ist, einer volksthümlichen Vorstellung zufolge, auch der Lieblings-Ruhesitz des Feng-huang, d. h. des chinesischen Phönix. Daher heisst es in einem bekannten Sprüchwort: Mejo Wut'ung-schu, tschau-pu-liao Fenghuang lai[1]) »Wo kein Wutung-Baum ist, da erwarte man keinen Fenghuang«. Das bedeutet: »Am Hofe eines unfähigen Fürsten erwarte man keine bedeutenden Staatsmänner zu finden!« Jedoch das gehört nicht hierher. Der mit obigem Räthsel gemeinte Gegenstand aber ist das, was die Engländer the dutch wife (»das Holländische Weibchen«), die Chinesen aber je nach dem Material, aus dem es verfertigt ist, hsi-fu-jen »das Schilfmattenweibchen« oder tschu-fu-jen »das Bambusweibchen« nennen. In d i e s e m Falle ist speziell das letztere darunter zu verstehen, denn es ist eine sehr lange, in d u r c h b r o c h e n e r M a n i e r[2]) aus Bambus geflochtene Schlummerrolle, welche man sich beim Schlafen zwischen die Beine legt, um den Schweiss weniger lästig zu machen.[3])

Nun aber brechen wir auf, um endlich die Berge zu e r r e i c h e n, die schon so oft im Hintergrunde meiner Schilderungen in blauer Ferne aufgetaucht sind. Unter den »w e s t l i c h e n B e r g e n« (chines. Hsi-shan)

---

[1]) Nach d e u t s c h e r Orthographie geschrieben.

[2]) Daher also die sternlosen Augenhöhlen des Räthsels.

[3]) Ich selbst habe das »Holländische Weibchen« niemals gesehen, Das in Saigon gebräuchliche entspricht nach Mittheilung eines Freundes nicht ganz obiger Beschreibung, es ist nicht durchbrochen. Die von mir im Text gegebene Beschreibung verdanke ich meinem langjährigen, vortrefflichen (1876 in Peking verstorbenen) chinesischen Lehrer Chung-chung-shan (oder mit seinem Mandschu-Namen Nala), der Jahre lang in Fukien, der Provinz, in welcher Futschau liegt, gelebt hatte.

aber versteht man ausser den durch den Namen zunächst bezeichneten gleichzeitig auch die sich nordwestlich, und einen Theil der sich nördlich von der Stadt hinziehenden, ja der Sprachgebrauch will es, dass sogar auch die zwischen diesen Bergen und der Stadt sich hinziehende, grüne fruchtbare Ebene, in welcher u. A. der alte, bei dem Feldzuge von 1860 zerstörte Sommerpalast Yüàn-ming-yüán liegt, unter diesem Namen mit einbegriffen wird. Schang-schán »in die Berge gehen«, heisst daher in Peking einfach soviel wie »auf's Land ziehen«. An manchen Stellen, z. B. im Westen vor dem P'ing-tsê-men und im Norden vor dem An-ting-men, senkt sich sogar die Ebene erst noch einmal merklich und bildet, so zu sagen, eine breite Mulde, ehe sie dann mit einer gewissen Plötzlichkeit zu hochragenden Gebirgskämmen anschwillt. Daher heist z. B. eine 18 Li (d. h. etwas über 9 km) nördlich von letztgenanntem Thor beginnende, geräumige Fläche, auf welcher alljährlich die grossen Herbstmanöver [1]) stattfinden, also das Tempelhofer Feld Pekings, Yàng-shan-wá, d. h. »die zu den Bergen aufblickende Niederung.« So bezeichnend und hübsch, und in der Ursprache abgerundet und kurz, sind oft chinesische Namen. In der That liegen nun auch schon in der Ebene selber einige der von den Europäern im Sommer gewohnheitsmässig bewohnten, sämmtlich buddhistischen, Tempel, z. B. der schon so eben (S. 91) beiläufig erwähnte Kuang-shan-szé oder »Tempel der Ausbreitung der Tugend«, nur wenige km von der Nordwestecke der Stadt, und nicht weit von dem oben (S. 86) kurz beschriebenen »Tempel der Fünf Pagoden.« Um wenigstens die bekanntesten übrigen Namen zu nennen und zugleich eine Vorstellung von den Entfernungen zu geben, um die es sich hier handelt, so erwähne ich ferner die folgenden Berg-Tempel: Hei-lung-t'an (spr.: He-lung-t'an) »den Teich [2]) des schwarzen Drachens« [3]), 26 km nordwestlich von Peking, worunter man nicht nur den Teich oder vielmehr das kleine Bassin, welches diese schöne Stätte ziert, sondern zugleich den ganzen an und über ihm liegenden Tempel mitversteht; sodann Pa-ta-ch'ú (spr. Patatschú) d. h. »die acht grossen (Kultus-)Orte (des Buddhismus)«, auch (nach ihrer Lage) Sze-p'ing-t'ai »die vier Terrassen« genannt, 15 km westlich vom P'ing-tsê-men, welche eine ganze Gruppe von Tempeln bilden und meistens von den Mitgliedern der Englischen und

[1]) Auf chinesich ho-ts'au »das combinirte Exerzieren«.

[2]) Nicht, wie es im Guide for Tourists heisst: »Altar.« T'an heisst sowohl Altar (im weiteren Sinne: Tempel), als auch Teich; in Hei-lung-t'an aber ist es das letztere Zeichen.

[3]) Auch dies ist eine Art Regengott.

der Amerikanischen Gesandtschaft bewohnt werden, und vor Allem den herrlichen Tempel, welchen bereits seit ihrem ersten Bestehen die preussisch-deutsche Gesandtschaft zn ihrem Lieblings-Aufenthalte erwählt hat: das unvergessliche Ta-chiao-sze[1]), d. h. den »Tempel des grossen (geistigen) Erwachens«, westlich vom schwarzen Drachenteich, etwa 36 km nordwestlich von Peking.

Ich erinnere noch einmal daran, dass man sich unter »Tempeln« vielmehr Klöster vorzustellen hat, ausgedehnte Terrains mit zahlreichen Höfen, Tempelgebäuden und Götzenbildern, einer Bibliothek, einer Andachtshalle, Wohnungen des Abtes und seiner Dienerschaft, Mönchszellen, mehreren Küchen, dem gemeinsamen Speisesaal der Mönche, einem Waschhause, einem Goldfischteich, Bambuspflanzungen, kleinen Gartenanlagen, Stallungen für Pferde, Maulthiere, Esel, Rindvieh und Schweine, Remisen für Wagen und Tragstühle, und zahlreichen Gasträumen. Die letzteren — theilweise auch die vielfach recht geräumigen Mönchszellen — sind es, die den Fremden für den Sommer vermiethet werden.

Für diese Tempel nun haben die Chinesen fast durchweg in sinniger Weise Orte gewählt in einsamer Stille, fern vom Getriebe der Stadt, dem Geräusch und der Alltäglichkeit auch der Dörfer entzogen, umschlossen von grünenden Hügeln, hinter welchen das hochgethürmte Gebirge — der Yang-schan oder das »Sonnengebirge«, d. h. die Kette von Tachiaosze, welches ich bei dieser ganzen Schilderung vorzüglich im Sinne habe, ist schon durchschnittlich 1000 m hoch — majestätisch ansteigt. So wird schon durch die Lage allein das Gemüth mit Erhebung, der Sinn mit ernster Sammlung erfüllt, und man darf zugestehen, das der Chinese sehr empfänglich für die Eindrücke der umgebenden Natur ist. Gern behilft sich hier auch der verwöhntere Europäer auf einige Wochen oder Monate mit der primitiven Behausung der ihm angewiesenen Räume. Den nothwendigsten Hausrath — denn draussen findet er nur wenige, für seinen Bedarf unzureichende Holzmöbel — also was er sonst noch nicht gut entbehren kann: ein Bett, einige bequemere Stühle aus Rohrgeflecht, Strohmatten, um die feuchten Fliesen des Fussbodens zu bedecken, entnimmt er seinem europäisch eingerichteten Haus in der Stadt. Geduldig nehmen das starke, knochige Maulthier, der ausharrende Esel, diese Lasten, zu denen noch ein Paar Kisten und Truhen mit Wäsche, Kleidung und Büchern, sowie das nöthige Koch-, Ess- und Waschgeschirr hinzukommen, auf ihren Rücken, der vom vielen Tragen schwerer Bürden bei schlechter Be-

[1]) Spr. ungefähr Ta-tsiao-sze.

packung mit Wunden und Schwären bedeckt ist — ein peinlicher Anblick. Gut werden wir thun, auch ein Paar Körbe mit lebenden Hühnern, Enten und Gänsen, sowie einige Konserven, Bier, Wein und dgl. mehr mitzunehmen, denn draussen an Ort und Stelle giebt es nicht viel zu beissen und zu brechen, und auch während wir dort sind, müssen wir uns mindestens jeden zweiten Tag Mundvorräthe aus der Stadt nachkommen lassen. Der Aufenthalt aber in dieser zugleich grossartigen und lieblichen Gebirgswelt entschädigt vollauf für die Oede und alle unschönen Eindrücke des Stadtlebens. In der That, das Leben in der freien Natur in den Pekinger Bergen ist ein so idyllisches, wie wir es in unsern heimischen, mit städtischer Pracht und Bequemlichkeit ausgestatteten Sommerfrischen gar nicht mehr kennen.

Nur während der heissesten Tagesstunden ziehen wir uns in unsere bescheidenen Wohnräume zurück. Unmittelbar vor der Thür unseres Zimmers ladet uns in dem geräumigen Hofe der weithin schattende Salisburienbaum ein, unter seinem Blätterdach Platz zu nehmen, sogar der Tisch zu den Mahlzeiten wird unter seinem weitästigen Gezweige gedeckt. Seine Blätter sind eine stark vergrösserte Wiederholung, wenn ich so sagen darf, derjenigen des Frauenhaars (Adiantum capillus Veneris und Junonis), daher sein botanischer Name: Salisburia adiantifolia. Daneben wird unser Blick gefesselt von einigen herrlichen Exemplaren der nach dem Reisenden Bunge benannten Pinus Bungeana oder weissstämmigen Fichte.

Schwindet, bereits am frühen Abend, [1]) die grausame Sonne hinter den Gebirgskämmen im Westen, so werden Spaziergänge unternommen, bald auf mehr oder weniger ebenen Wegen an rankendem Weinlaub oder an üppigen Korn-, Mais- und Hirsefeldern vorüber, bald auf schmalen, steilen Hirtenpfaden, welche uns auf die luftigen Gipfel hinaufführen, von wo die herrliche Aussicht auf bewaldete Höhen, kühne Felspartien, wilde Schluchten und in tiefem Thal versteckte Dorfschaften die Mühe der beschwerlichen Wanderung reichlich belohnt: ein kleiner, sauberer Tempel, oder die dürftige Hütte des Bauern ladet gastlich zur Ruhe. Denn freundlich und entgegenkommend, im schärfsten Kontrast zur Stadt, ist auf diesem schönen, gesegneten Fleckchen Erde auch der schlichte Sinn der Bewohner. Ohne Scheu kommen die Landleute, sogar Frauen, ein Kind auf dem Arm, den wunderlichen Fremdling zu begrüssen, denn ein Spaziergang, noch dazu ein so mühsamer, nur zum Vergnügen, ist ihnen schwer ver-

[1]) Theils, weil eben die hohen Berge im Westen sind; ausserdem befinden wir uns unter circa 40° nördlicher Breite.

ständlich. Sie laden ihn ein zur Ruhe auf der roh behauenen Steinbank; sie bringen Kissen und Decken aus der Hütte herbei, um den harten Sitz ihm bequemer zu machen; sie kredenzen ihm auf sein Verlangen die defekte, schon mehrfach gekittete Tasse aus Porzellan oder Steingut, um aus kühlem Bergquell erfrischendes Wasser zu schöpfen, wenn sie ihm auch wohl bedeuten, dass eine Tasse heissen Thees, der in der Hütte bereit stehe, ihm viel zuträglicher sein würde.

Wie überhaupt das Gemüthsleben der Chinesen in ihren Bergen ein vertieftes, sinnigeres wird, davon zeugen u. A. die Inschriften, die an passenden Stellen der Klöster vielfach angebracht sind. Dergleichen finden sich mehrere in einem hochgelegenen, ursprünglich für den Kaiser zur Rast bei seinen Besuchen erbauten Pavillon, »Wolkenruh« genannt, in Tachiao-sze. Hinter diesem Pavillon mit doppelter Veranda springt rauschend der geheiligte Quell aus dem Felsen, während durch das Geäst schlankstämmiger Bäume das Sonnenlicht im klaren Wasser sich spiegelt. »Quellen und Fels erfreuen das Herz«, lautet daher die eine Inschrift; »es rauscht lieblich«, die andre, und eine dritte: »Ruhe im Herzen, Frieden im Gemüthe«.

Und in Wahrheit ist diese lieblich anmuthige Wildniss, der plätschernde Quell, das bemooste Gestein, das Geplauder der Zitterpappel, die von Menschenhand unangetastete Urfülle der romantisch reizvollen Natur wohl geeignet, das Gemüth mit Frieden, mit Freude das Herz zu erfüllen. Hier kommen dem am Quell Rastenden des Dichters Worte zum Verständniss und werden ihm zu eigner Empfindung:

> In die Wildniss hinaus sind des Waldes Faune verstossen;
> Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.

Stehen wir sodann, von unserem Spaziergang zurückgekehrt, noch eine Weile auf dem geebneten, sauberen Vorplatz ausserhalb des Eingangs zum Tempel, dann steigen auch die Maulthiere von ihren Weideplätzen auf den Bergeskuppen hernieder; mit Reisig oder Kräutern beladen trabt munter der Esel einher, lustig klimpern an seinem Halse die Glöckchen, hüpfend folgt ihm ein Füllen,

> »Und der Rinder
> Breitgestirnte, glatte Schaaren
> Kommen brüllend,
> Die gewohnten Ställe füllend.«

Treten aber, was im Hochsommer nie ausbleibt, Tage anhaltender, heftiger Regengüsse ein, so kann zeitweise dem Europäer der Aufenthalt in seinen engen Tempelzellen, die er dann nicht verlassen kann, auch verleidet werden. Feucht und stockig werden der Fussboden, die Wände; oft durchweicht der Regen das schadhafte Dach; Kalk und Bröckel-

steine rieseln in's Zimmer hernieder, ungehindert strömt der Regen herein, eine Badewanne wird hier, ein aufgespannter, verkehrt gerichteter Schirm dort hingestellt, um das Wasser und was sonst durch die lecken Stellen ungebeten hereinkommt, aufzufangen: ein Glück noch, wenn wenigstens der eine oder der andere der uns zur Verfügung stehenden Räume von dieser Kalamität verschont bleibt. Lässt aber der Regen endlich nach und leuchtet über den grünen Höhen der Himmel wieder in dem lichten Blau, welches mit dem Italienischen Himmel wetteifert, dann erwartet nach den Tagen der Zimmergefangenschaft draussen ein Anblick neuer Schönheit unsere Augen. In einer engen, zum Gebirgskamme ansteigenden, von Felswänden eingezwängten Schlucht, die während der trockenen Jahreszeit wasserlos dagelegen hatte, schäumt jetzt in wildem Gefälle mit zahlreichen Kaskaden ein tosender Giessbach, aus den von den steilen Bergwänden jäh niedergestürzten Wassern gebildet. Sie umrauschend und überfluthend peitscht er die in seinem Bett zerstreut liegenden, mächtigen, schwarzen Granitblöcke, an denen weisser Gischt aufspritzt. Die laute Stimme der Natur füllt das lauschende Ohr und das Auge weidet sich an unendlicher Schönheit.[1]) —

[1]) Die Schilderung des Tempel-Lebens und der Landschaft von Tachiaosze rührt im Wesentlichen nicht sowohl von mir, als von einer Dame her, die, wie ich, manchen Sommer in jener zum Herzen sprechenden Bergeinsamkeit zugebracht hat. Ieh erwähne dies znm Beweise, dass ich mit meinem Lob der Pekinger Berge nicht allein stehe, sondern damit einem Gefühl Ausdruck gebe, dem wohl kein empfängliches Gemüth sich entziehen kann.

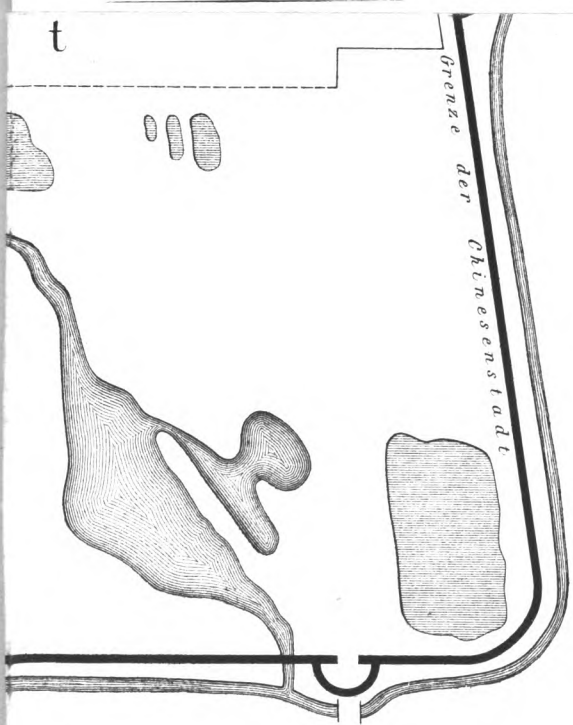
Plan von Peking

r chinesischen Original-Handzeichnung

entworfen von

Charles Arendt

n Maasstab reduziert u. gez. von H. Michow.



Die japanischen Frauen.

(Vortrag, gehalten vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 6. März 1890.

Von Dr. **C. Gottsche.**

Am zweiten Weihnachtstage des verflossenen Jahres hat ein jishin — ein Erdbeben — Tokio, die gegenwärtige Hauptstadt des japanischen Inselreiches, lebhaft erschüttert. Aber ein Erdbeben, das selbst Herr Falb nicht voraussehen konnte, veranlasst durch das Zittern des namadzu, des grossen Welses, der unter dem Fuji-san, dem grössten Berge Japans, widerwillig begraben liegt, und dessen leiseste Zuckungen von einer Schaar unzähliger dojo's oder Schlammpeitzger — so nennt der Volkswitz die kleinen Beamten — mit Aengstlichkeit bewacht werden. Aber diesmal war das jishin arg, nicht nur dojos sind betroffen, sondern fünf wirkliche Ministersessel sind gepurzelt, darunter derjenige des Premierministers Kuroda, der als das Haupt der Reaktionspartei angesehen werden darf. Und dies Alles, weil sich am 1. Januar in Japan in aller Stille ein weltgeschichtliches Ereigniss vollziehen sollte, inzwischen vielmehr vollzogen hat, die Umwandlung des Reiches in eine konstitutionelle Monarchie, nebenbei bemerkt, die erste in ganz Asien.

Am 1. Januar 1890 ist die neue Verfassung ins Leben getreten; in wenig Monaten wird das erste japanische Parlament eröffnet werden. Schon sind die Pairs des Reiches, mit europäischen Titeln wie marquis, viscount, earl und count ausgestattet, ernannt; schon stehen die Wahlen zum Unterhause vor der Thür; schon ist der Budgetentwurf, der von der neuen Volksvertretung genehmigt werden soll, veröffentlicht. Seit mehreren Jahren sind namentlich deutsche Rechtsgelehrte bemüht, die Straf- und Civilgesetzgebung nach europäischem Muster umzuwandeln — wie es scheint mit Erfolg, da Deutschland und Amerika bereits im Prinzip die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit für einen nahen Zeitpunkt zugestanden haben.

Es bedeutet dies Alles einen Markstein des Fortschrittes, den wir drüben ansässigen Deutschen noch vor fünf Jahren — dem Zeitpunkt meiner Rückkehr — für unwahrscheinlich, ja für unmöglich gehalten hätten. Wenn man sich erinnert, wie tropfenweise anfänglich die Kenntnisse des Abendlandes durch spanische Augustinermönche, dann durch holländische Kaufleute in Japan eindrangen, wie selbst die Kanonen russischer und amerikanischer Kriegsschiffe wenig Eindruck hervorriefen, wenngleich sie 1855 zur Eröffnung einiger Häfen führten, wie aber dann seit der grossen Revolution des Jahres 1868, in Folge deren das bis dahin bedeutungslose geistliche Kaiserthum an die Stelle des Shōgunats, der militärischen Centralgewalt, trat, unaufhaltsam ein Strom von europäischen Neuerungen eine alte japanische Institution nach der anderen hinweggeschwemmt hat, so kann man sich, angesichts der vorhandenen Reaktionsgelüste, die namentlich von dem jetzt verarmten Militäradel der alten Feudalzeit gehegt und geschürt werden, der Befürchtung nicht erwehren, dass dieser Fortschritt einen Stillstand erleiden, ja zum Rückschritt werden kann.

Indessen Vieles ist doch definitiv beseitigt, vieles Neue wiederum so eng mit den wirthschaftlichen Bedürfnissen verwachsen, dass es als befestigt gelten darf. Es giebt z. B. jährliche Volkszählungen und ein statistisches Bureau, das sich ähnlichen Institutionen anderer Länder getrost an die Seite stellen darf; in der Hauptstadt hat man Pferdebahn, elektrische Beleuchtung, neuerdings sogar Fernsprechleitungen; für den Verkehr sorgen circa 4000 Postämter und zahlreiche Eisenbahnlinien mit 1300 km im Betrieb und etwa ebensoviel im Bau; der Aufklärung dienen 30000 öffentliche Schulen und eine Universität; aber es ist dem Lande auch gelungen, sich eine Staatsschuld von rund 1600 Millionen Mark zuzulegen.

Verschwunden ist andererseits das alte Kastenwesen und mit ihm der adlige Samurai, der anspruchsvolle Zweischwertermann, der bis vor 20, ja bis vor 15 Jahren das öffentliche Leben beherrschte. Im Verschwinden begriffen, oder doch arg bedroht ist ferner die alte japanische Tracht und mit ihr so manche Eigenthümlichkeit des japanischen Familienlebens, die uns Europäer trotz ihrer Fremdartigkeit anzog.

Denn thatsächlich beginnt der nivellirende Einfluss der europäischen Kultur schon in das Herz des Volkes, in die Familie einzudringen. Meine älteren japanischen Kollegen, die ihre Bildung in Oxford oder Harvard erworben hatten, die in fremder Sprache gute, vielleicht gar vortreffliche Vorlesungen hielten, die Tags über auf Stühlen sassen und europäische Kleider trugen, sie wurden wieder Japaner, sobald

sie ihr Haus betraten, d. h. sie hockten oder rutschten auf der Matte, schrieben mit dem Pinsel, schlüpften in den schlafrockartigen kimono und sahen in ihren Frauen Nichts als die oberste Dienerin, mit der sie nicht einmal die Mahlzeit theilten — mit Ausnahme der wenigen, deren Frauen als Stipendiatinnen der Regierung in den Vereinigten Staaten die Süssigkeiten der Civilisation gekostet hatten. Aber diese wenigen sind viele geworden; Hunderte von jungen Japanerinnen haben inzwischen über den Ocean den Weg nach dem Lande der Yankees gefunden; japanische Fürstinnen haben ihre Männer auf europäische Gesandtenposten begleitet; ja eine Prinzessin des Kaiserlichen Hauses hat jüngst den Höfen Europas ihre Aufwartung gemacht. Sie Alle haben heimkehrend Propaganda gemacht für eine Gesellschaftsordnung, welche der Frau eine würdigere Stellung zuweist, als dieselbe bislang in Japan besitzt; und an der Spitze dieser Bewegung steht nach allen Berichten Niemand Geringeres, als Haruko, die edle und begabte Gemahlin des Kaisers, die schon 1873 bei der Eröffnung der ersten öffentlichen Mädchenschule die Erziehung des weiblichen Geschlechtes für eine der vornehmsten Aufgaben des Staates erklärt hatte. So sehr man nun wünschen muss, dass der japanischen Frau eine bessere Bildung, eine bessere Stellung zu Theil werde, dass das Familienleben auf eine kräftige religiös-sittliche Grundlage basirt werde, so tief wäre es zu bedauern, wenn Emanzipationsgelüste und -Vorschläge, an denen es in der japanischen Presse keineswegs gefehlt hat, an dem vielen Guten und Vortrefflichen, was das japanische Familienleben besitzt — ich erinnere nur an die musterhafte Pietät — erfolgreich zu rütteln im Stande wären. Schon ist mit der europäischen Gewandung der japanischen Frau der Schmelz, die Grazie, die alle Beobachter an ihr bewunderten, abhanden gekommen; und der chinesisch-japanische Moralkodex hat eigentlich bisher ganz gute Dienste geleistet und ist keineswegs so dringend verbesserungsbedürftig, wie es Seekadetten, Reisebummler und Globetrotter in ihren nur zu häufig durch Druckerschwärze verewigten Briefen zu schildern belieben und zwar nach flüchtigen Eindrücken, die sie während weniger Stunden in den Theehäusern etc. von Nagasaki oder Yokohama gewonnen haben.

Wenn ich nun versuchen will, es besser zu machen, als die Seekadetten, d. h. die japanischen Frauen nach ihrer Erscheinung, Tracht, Erziehung und sozialen Stellung so zu schildern, wie ich glaube, dass sie sind, so bin ich in der glücklichen Lage, mich ausser auf die eigene Erinnerung an einen dreijährigen Aufenthalt in Japan, während dessen ich mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung gekommen bin, auf eine grosse Anzahl zuverlässiger Quellen stützen zu

können. Die »Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio«[1]) enthalten viel einschlägiges Material, von dem namentlich die trefflichen Abhandlungen von Baelz und Hering über den Körperbau und die Frauenliteratur ausgiebig verwerthet worden sind. Auch die launigen Schilderungen von Netto[2]) und Brinckmann's[3]) eingehende Beschreibung der japanischen Tracht sind häufig von mir benutzt.

Ich glaube meine Schilderung mit einigen mehr anthropologischen Bemerkungen einleiten und dieselbe gelegentlich durch kleine Notizen aus dem Miako fusoku keshoden,[4]) »den Winken für die elegante Hauptstädterin« ergänzen zu sollen.

Die erdrückende Mehrzahl der 19 337 653 weiblichen Individuen, die Japan am 31. December 1887 zählte,[5]) gehört, wenn wir von den Aino's im Norden, den Riukiu-Insulanern im Süden absehen, einer einzigen Rasse an, über deren mehr mongolischen oder mehr malaischen Ursprung sich die Gelehrten noch uneins sind. Deutlich unterscheiden kann man aber einen feinen und einen gewöhnlichen Typus, die wohl in einander übergehen können, aber in ausgesuchten Exemplaren sich

---

[1]) Baelz, E., Die körperlichen Eigenschaften der Japaner.
I, Heft 28, Bd. III, 330—359 mit 8 Tafeln und Tabellen,
II, Heft 32, Bd. IV, 35—103 mit 8 Tafeln und Tabellen.
Gebauer, Notizen über den Fortschritt der japanischen Civilisation auf dem Gebiete der Ehe. Heft 13, Bd. II, 81—85.
Hering, O., Ueber japanische Frauenliteratur.
Heft 40, Bd. IV, 457—459,
Heft 41, Bd. V, 10—27.
Kempermann, P., Die Gesetze des Iyeyasu.
Heft I, p. 13, Heft II, p. 2—3.
Michaelis, G., japanisches Strafrecht (speciell Verhältniss der Kinder zu den Eltern). Heft 38, Bd. IV, 364—365.
Rudorff, O., Tokugawa — Gesetzsammlung, Suppl. zu Bd. V. 1889.
a. Gesetze des Iyeyasu, 45 über Heirath, 46 über Adoption, 49 über Ehebruch, 53, 54 über Nebenfrauen p. 11—13.
b. spätere Bestimmungen über Adoption p. 28, 29, 31.
c. Bestrafung des Ehebruchs. Kamporitsu 48, 1—17 und 51, 3 p. 82, 84.
d. zur socialen Stellung der Frau. Reigaki, 62, p. 124.
Weipert, H., japanisches Familien- und Erbrecht.
Heft 43, Bd. V, 83—140 (erst während der Korrektur eingetroffen), bes. Eheschliessung 96, -hindernisse 99, -scheidung 104; Nebenfrauen 107.

[2]) Netto, C., Japanische Papierschmetterlinge. Leipzig (Weigel) 1888.

[3]) Brinckmann, J., Kunst und Handwerk in Japan. I. Berlin (Wagner) 1889. Die Tracht. p. 117—134.

[4]) Baelz, a. a. O. II, 36.

[5]) Whitney, concise dictionary of the principal roads etc. of Japan, appendix p. 125. Tokio 1889.

möglichst unähnlich sind. Hier ein kräftiger Körperbau, ein breites plumpes Gesicht und rothe Backen, die eine robuste, ich möchte sagen eine pöbelhafte Gesundheit verrathen, dort — bei dem feinen Typus nämlich — eine schlanke zarte Erscheinung, mit schmalem langen Gesicht, die von Medicinern vielleicht als das Produkt körperlicher Degeneration betrachtet werden mag, die aber dem Japaner als das Ideal gilt, wie wir es auf Hunderten jener farbenprächtigen Frauenbilder von Utamaru, Toyokuni, Kuniyoshi, Kunisada — und wie alle diese Holzschnittkünstler der Ukioye-Schule heissen — dargestellt finden. Allerdings darf nicht vergessen werden, dass der japanische Maler nur das Gesicht, die allgemeine Körperhaltung und das Kleid als wesentlich betrachtet, sodass z. B. die Hände, die thatsächlich bei der Japanerin ideal genannt werden können, stets verzeichnet sind. Für die Körperform, für die unverhüllte Gestalt fehlt dem Japaner jedes Verständniss; ich darf vielleicht erwähnen, dass man nie aus dem Munde eines Japaners eine bewundernde Aeusserung über die schönen Formen eines Ringers, eines Arbeiters, eines Ruderknechtes zu hören bekommt, obwohl Hübener, Nordenskjöld und Baelz sich darin einig sind, dass in der arbeitenden Klasse klassische Formen von solcher Reinheit auftreten, dass ein besserer Vorwurf für den Bildhauer nicht denkbar erscheint. Es soll übrigens nicht verschwiegen werden, dass auch das weibliche Schönheitsideal des Japaners der Mode unterworfen gewesen ist, indem z. B. in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, z. B. von Nishigawa Sukenobu [1]) die feinsten Frauen mit vollen runden Backen dargestellt wurden.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich zu den Japanerinnen zurück. Da ich nur auf das Leben der besseren Stände einzugehen gedenke, beschränke ich mich auf die Schilderung des feinen Typus. Die Japanerin der besseren Stände ist klein, nach Baelz [2]) im Mittel aus 173 Messungen nur 147,4 cm hoch, d. h. 11 cm oder einen guten halben Kopf kleiner, als eine normale deutsche Frau. Entsprechend ihrer Schlankheit [3]) erreicht sie im Durchschnitt nur das geringe Körpergewicht von 45,7 kg.

Die Hautfarbe ist hellgelb, etwa wie bei einer Spanierin oder Creolin, aber meist im Gesicht und Hals durch Schminke verdeckt.

---

[1]) Vergl. die Darstellung aus dem ehon tama kadzura vom Jahre 1736 bei Brinckmann, p. 235.

[2]) A. a. O. II, 65, 68.

[3]) Taillenbreite bei feinen Frauen im Mittel 202 mm = 13,4 % der Körperhöhe. Taillenumfang bei feinen Frauen im Mittel 622 mm = 41,4 % der Körperhöhe. Baelz, a. a. O. II, 77.

Ungeschminkt, sind die Wangen meist auffallend blass. Bei excentrischen Individuen findet sich wohl gelegentlich eine kunstvolle Tätowirung [1]) an Schulter, Rücken und Oberarm.

Die Hautpflege ist eine vorzügliche. Der Ausspruch Pettenkofer's: die Wäsche wechseln, heisst die Kleider statt unserer ins Bad schicken, wird von ihnen voll gewürdigt; sie gehen lieber selber ins Bad, und zwar möglichst täglich; jedes bessere Privathaus, jeder bessere Gasthof hat sein Badezimmer; für den Mittelstand und die ärmere Klasse sind in jeder Strasse Badestuben und der Reisende findet sie im kleinsten Gebirgsdorfe. Das Bad wird sehr heiss, mit etwa 45° C. genommen; man verweilt daher nur wenige Augenblicke darin. Beiläufig bemerkt, haben die protestantischen Missionare neuerdings grosses Aufhebens davon gemacht, dass die Badestuben von beiden Geschlechtern gemeinsam benutzt werden. Würden sie je ausserhalb Tokio's das Innere einer Badestube betreten haben, so würden sie auch erfahren haben, dass die allerdings nur theoretische — nämlich 80 cm hohe — Scheidewand zwischen der Männer- und Frauenabtheilung vollkommen ihren Zweck erfüllt und dass die gute Sitte nie verletzt wird.

Das Haar der japanischen Frau ist schlicht und dunkel, und erscheint, reichlich unter Oel gehalten, fast schwarz. Blonde Europäerinnen werden von den Japanerinnen nicht um ihren Haarschmuck beneidet; denn »schwarze Haare hat der Mensch, helle der Affe und der Teufel.« [2]) An Kindern wird arg herumrasirt; bis zum elften Tage des elften Monats wird der Kopf ganz glatt gehalten, dann bis zum elften oder zwölften Jahre wiederum das Scheermesser nicht gespart, vornehmlich um eine richtige Grenze gegen die Stirn zu erzielen.

Auch an den Augenbrauen wird bedenklich herumgedoktert; bei jungen Mädchen müssen sie schmal und schön geschwungen sein; bei verheiratheten Frauen werden sie ganz weggeschoren; bei den Hofdamen ebenfalls, aber auf der Mitte der Stirn durch eine dicke gemalte Surrogatbraue [3]) ersetzt.

Von den Ohren ist nicht viel Rühmliches zu berichten, sie sind meist gross; nach dem keshoden, dem schon genannten Toilettenbuch,

[1]) Japanisch »horimono«. Brinckmann, a. a. O. p. 134, theilt einen Farbendruck von Kuniyoshi mit, der einen Schauspieler in der weiblichen Rolle der Dotenno Oroku darstellt. Auf die rechte Schulter ist ein Blüthenmuster tätowirt. Auch Baelz, a. a. O. II, 43 führt mehrere Fälle an.

[2]) Baelz II, 54 citirt etwas abweichend »der Affe und das Vieh«.

[3]) Vergl. die Abbildung bei Brinckmann, p. 117; merkwürdigerweise werden auch die mythologischen Damen so dargestellt; so erscheint im Frontispiz zu Hokusai's hundert Bildern vom Fuji (Tokio 1834) Mokuge-hiraku-ya-hime-no-mikoto, die japanische Ceres oder richtiger Abundantia mit dicker Kunstbraue.

soll ein wohlgeformtes Ohrläppchen so stark nach vorne gebogen sein, dass drei Reiskörner darauf liegen bleiben; meinem Freunde Baelz ist dies Experiment aber nur ein einziges mal gelungen.

Die Nase ist schmal und lang, die Augen erscheinen durch die Lidfalte leicht geschlitzt — in der That liegt der Aussenwinkel der Lidspalte um eine Idee (5 mm) höher als der Nasenwinkel —, der Mund ist meist schmal; ist die Schmalheit ungenügend, so hilft man sich wohl durch Rothschminken des mittleren Theiles.

Den Zähnen wird viele Sorgfalt gewidmet; eigenthümlich äussert sie sich bei den verheiratheten Frauen, die ihre Zähne mit Hülfe von Eisenvitriol und Erlenfrüchten, also mit einer Art Tinte, schwarz färben. Nach europäischer Empfindung sehen solche glänzend schwarze Zähne reinlich, aber hässlich aus; man sieht, ich möchte sagen in einen Abgrund. Die Sitte fängt an zu verschwinden, ist aber nicht, wie mehrfach behauptet worden ist, eingeführt, um sich im Interesse der männlichen Eifersucht hässlich erscheinen zu lassen; denn einerseits war im 12ten und 13ten Jahrhundert das Zähneschwärzen beim männlichen Hofadel Sitte, und andererseits wird es heutzutage auch von den fashionablesten Geishas — berufsmässigen Sängerinnen — in Kioto geübt, die gewiss kein Interesse daran haben, sich absichtlich zu verunzieren.

Von den idealen Händen sprach ich schon; noch etwas Anderes würde ein Künstler ideal finden, den Nackenansatz. Ich glaube auch voraussetzen zu dürfen, dass die Japanerinnen sich dessen bewusst sind. Während unser Ballet bekanntlich mit den Füssen arbeitet, so tanzen die zierlichen japanischen Geishas — die schönen Frauen des japanischen Sprichwortes, vor denen der vorsichtige Vater seinen Sohn warnt, wie vor Cayennepfeffer — mit den Händen, den Aermeln und last not least — mit dem Nacken. Und merkwürdig, dieser Nacken bleibt ewig jung; denn manches liebe Mal sind meine Frau und ich einer Japanerin vorbeigeschritten, die uns durch ihren schönen faltenlosen Nacken auffiel, und wenn man den Schaden von vorne besah, war es ein altes faltiges Mütterchen.

Die Haltung der Frauen ist meist eine leicht gebeugte; mit kleinen schlürfenden Schritten bewegen sie sich langsam vorwärts. Diese Gangart ist, wie wir gleich sehen werden, durch die Kleidung bedingt, aber hässlich; denn — sie gehen dabei über den grossen Zeh, also mit einwärts gebogenen Knieen. Ausserdem hat der Gang durch die hohen Holzschuhe leicht etwas Trippelndes.

Ich komme jetzt naturgemäss zur Kleidung. Auch in Japan giebt es eine Mode, aber sie hatte nie so schnell wechselnde Launen,

wie bei uns; ich möchte beinahe glauben, dass ihre Schwankungen nur alle 50 Jahre eingetreten sind, immerhin häufig genug, um an Bildern aus verschiedenen Perioden den Umschwung verfolgen zu können, aber nie stark genug, um ihren nationalen Charakter zu verwischen. Noch ist das Gros der weiblichen Bevölkerung der Gewandung treu, die uns auf den prächtigen Frauenbildern der Holzschnittkünstler entgegentritt; aber seit der Frack und Uniform die höhere Beamtenwelt umschlottern, hat auch die japanische Dame den Lockungen der europäischen Modejournale nicht mehr wiederstehen können. Den Süssigkeiten abendländischer Geselligkeit, unter denen in erster Linie das Tanzen zu nennen ist, hat die feine Damenwelt bereits ihren bequemen, gefälligen, langen, faltigen Aermelrock geopfert.

Dieser vorne offene Aermelrock — der kimono — der vor der Brust von links nach rechts übergeschlagen und durch einen gewebten Gürtel — obi — zusammengehalten wird, ist beiden Geschlechtern gemeinsam. Nach Stand und Reichthum ist er bald aus schlichtem Baumwoll- oder Hanfgewebe, bald aus kostbarem Seidenstoff. In der Regel ist das Frauengewand länger, als das der Männer; ja beim Prunkgewande darf eine wattirte Schleppe nicht fehlen. Nach der Jahreszeit wählt man dünnere oder dickere Stoffe, oder aber man zieht diverse kimonos über einander, wie man bei eleganten Damen, am offenen Schlitz, deren häufig 4 — 5 zählen kann. Taschen hat der kimono eigentlich nicht, die Aermel haben aber seitliche Beutel — tamoto — in die man die Hände zurückzieht, um sich vor Kälte zu schützen, und in denen gleichzeitig weiches Papier — das japanische Taschentuch — und sonstige Kleinigkeiten ihren Aufbewahrungsort finden. Diese Beutel oder tamoto sind beim weiblichen kimono besonders lang, so lang, dass z. B. die weiblichen Dienerinnen bei der Hausarbeit dieselben mit einem Kreuzband aufschürzen müssen.[1]) Diese langen Aermel gehören zu den wichtigsten Requisiten einer echten Japanerin. Zum schalkhaften Kokettiren, zum schamhaften Verhüllen des Gesichtes, endlich zum Trocknen der Thränen sind dieselben unentbehrlich. Vergleicht doch eine kühne Dichterin des 12ten Jahrhunderts in einer Klage um den untreuen Geliebten ihren thränendurchfeuchteten Aermel mit einem Felsen, der selbst zur Ebbezeit nicht trocken liegt![2])

Das Gewand wird durch einen fussbreiten, doppelt gefalteten Gürtel -- den schon erwähnten obi — zusammengehalten. Der obi ist durchgängig aus Seide und meist mit reicher Musterung versehen.

[1]) Vergl. die Abbildung bei Brinckmann, p. 119.

[2]) Nach Brinckmann, p. 120.

Stilisirte Blumen auf einem geometrischen Grundmuster sind besonders beliebt. Junge Mädchen und die Geishas, gewerbsmässige Sängerinnen, tragen gerne lebhafte, verheirathete Frauen meist dunkle Farben. Rückwärts wird der obi in eine grosse Schleife mit tief herabfallenden Enden gebunden, deren Zweck augenscheinlich darin besteht, die Körperform zu verhüllen, resp. die Taille auszugleichen. Nichts erschien bis vor Kurzem der verständigen Japanerin unschöner, als die geschnürte Taille unserer europäischen Damen. So bedarf es denn keiner Erwähnung, dass ein Schnürleibchen nicht zum japanischen Kostüm gehört. Auch Leibwäsche kennt die Japanerin nicht; als Ersatz dient am Halsausschnitt ein meist einfarbiges Tuch aus Seidenkrepp, das sogenannte eri, sowie eine Art dünner Unterrock aus Baumwolle oder Seide. Unverheirathete Mädchen tragen denselben in rother Farbe; daher das japanische Sprichwort[1]) »Mit dem rothen Unterrock flieht die Liebe«, was etwa an unser »Mit dem Gürtel, mit dem Schleier« erinnert. Ueber den kimono wird beim Ausgehen ein ähnliches, aber erheblich kürzeres Gewand, der rockartige haori gezogen. Der haori ist stets einfarbig; höchstens tragen wappenberechtigte Damen ihr Wappen — etwa in der Grösse eines Fünfmarkstückes — auf den Aermeln und zwischen den Schultern.

Kopfbedeckungen kennen die japanischen Damen höchstens auf Reisen oder im Winter. Im Allgemeinen gehen die Frauen aller Stände auf der Strasse barhaupt; indessen im Winter sieht man sie sich wohl durch eine Baschlik-ähnliche Kapuze gegen die Kälte schützen; und im Sommer auf der Reise werden sie ab und zu durch tellerartige Strohhüte beschattet, obwohl auch hier die Mehrzahl der Frauen es vorzieht, nur ein dünnes Kopftuch umzubinden, um ihre Frisur zu schonen.

Auf die Frisur, bezw. auf sorgfältigen Haarschmuck wird nämlich viel Werth gelegt. Und dabei ist die Mode so verzwickt, dass sie einen Kunstbau vorschreibt, bei dem eine Friseurin oder doch die Hülfe einer zweiten Person nicht zu entbehren ist. Alle Bücher über Frauenerziehung sind sich darin einig, dass ein Unterricht im Putzen und Ordnen des Haares unerlässlich ist. Ein solcher Kunstbau ist aber nicht jeden Tag herzustellen; und desshalb schlafen alle Japanerinnen nicht auf einem Kopfkissen, sondern auf der makura[2]), einem Polstergestell, das als Stütze unter den Nacken geschoben wird.

Diese komplicirte Frisur im Einzelnen zu besprechen, dürfte für mich zu schwierig sein. Ich beschränke mich daher auf einige

[1]) Griffis, the mikado's empire, 2. Aufl. 1877, p. 507.

[2]) Abbildung bei Brinckmann, p. 100.

allgemeine Bemerkungen. Kleine Mädchen werden bis zum zweiten Jahre fast ganz rasirt; dann lässt man zunächst Haarbüschel über den Ohren stehen; endlich mit dem zwölften Jahre beginnt die Normalfrisur. Locken und Zöpfe sind unbekannt; das Haar wird mit Pflanzenwachs und Kamelienöl geschlichtet, gesträhnt und möglichst aus dem Gesicht nach hinten und oben gestrichen. Auf der Hinterseite des Kopfes wird mit Hülfe von Drahtgestellen, also Chignons, den Haarwulsten oder Puffen die richtige Form gegeben. Diese Puffen sind bei Mädchen sehr verschiedengestaltig, bei den Frauen mehr nach demselben Schnitt, à la Wasserfall, geformt.

Der Haarschmuck ist meist einfach; Haarnadeln aus Metall, zuweilen mit kleinen beweglichen Zierrathen, ausserdem kunstvoll eingelegte oder lackirte Kämme sind der einzige Schmuck des Haares; ich darf hinzufügen, der einzige Schmuck der japanischen Frau überhaupt, die weder Ringe noch Brochen, weder Ohrgehänge noch Halsketten kennt. Allerdings kann in Haarnadeln und Kämmen ein gewisser Luxus getrieben werden, auch schlingen Mädchen im Backfischalter gern bunte Krepptücher zwischen das Haar. Reicheren Schmuck des Haares zeigt nur die Hoftracht; zu derselben gehört ein langer, falscher aber schlichter Zopf, früher, d. h. bis vor drei Jahrhunderten auch ein Wald von Schildpattnadeln, wie er heute nur bei der eleganten Demimonde getroffen wird.

In der Kunst des Schminkens stehen die Japanerinnen hinter Niemandem zurück. Das mehlige Pulver aus dem Samen der Mirabilis Jalapa, als Surrogate Poudre de Riz und Bleiweiss, werden viel benutzt. »Eine weisse Hautfarbe wiegt sieben Unschönheiten auf«. Wenn ich recht unterrichtet bin, wird die weisse Paste als feuchter Brei aufgetragen und nach dem Trocknen mit kleinen Pinseln verrieben. Ausserdem werden die Augenbrauen mit Kohlenpulver geschwärzt und namentlich von jungen Mädchen die Lippen gern mit Krapp, neuerdings auch mit Fuchsin roth gefärbt — eine ungefährliche Manipulation, weil der Kuss in Japan unbekannt ist. Für grosse Toilette endlich wird (tout comme chez nous) Belladonna [1]) als pupillenerweiterndes Mittel in Anwendung gebracht.

Als Fussbekleidung tragen die Frauen, gleich den Männern, grobe baumwollene Socken, in denen der grosse Zeh eine Sonderstellung behauptet, um den Querbügel der Strohsandalen oder Holzschuhe festhalten zu können.

---

[1]) Nach Wernich, Geographisch-medicinische Studien auf einer Reise um die Erde. Kap. VII, p. 128. Berlin 1878. Auch sonst sind die »Studien« mehrfach benutzt.

Unsere Betrachtung über das Kostüm der Japanerinnen würde aber unvollständig sein, wenn wir nicht neben dem selten fehlenden Fächer der Kleinigkeiten gedächten, die in den Falten des obi versteckt zu sein pflegen. Da ist zunächst ein viereckiges Täschchen mit Papier — also Reserve-Taschentüchern —, meist auch für die Aufnahme von Taback und Pfeifchen dienend — alle Japanerinnen rauchen nämlich seit drei Jahrhunderten leidenschaftlich — und ausserdem das inro, ein aus mehreren Fächern bestehendes Büchschen, das vornehmlich Schminke und Parfüm in sich birgt.

Ich darf diese Bemerkungen nicht schliessen, ohne anzudeuten, dass die ceremonielle Hoftracht [1]) wesentlich abweicht. Hier steigert sich die Zahl der übereinander gezogenen Gewänder ins Ungemessene; es kommt eine grosse Schleppe und, um das Klaffen der Gewänder zu vermeiden, eine rothe beinkleidähnliche Schürze, die hakama, hinzu. Endlich ist ein grosser Paradefächer unentbehrlich.

Ehe ich mich nunmehr zur Erziehung des weiblichen Geschlechtes wende, muss ich ein paar Worte über die Familie einschalten. Eine zahlreiche Familie zu haben, ist ehrenvoll und bringt Gewinn. « Richigi mono ko taxan «, d. h. brave Leute haben reichlich Kinder. Der Japaner ist durchaus kinderlieb. Sowie am Ende des ersten Jahres die Kinder ihre stammelnden Laut- und Wortbildungsversuche beginnen, so giebt es für beide Eltern kein grösseres Vergnügen, als diese Versuche täglich und stündlich zu unterstützen. Nirgends vollzieht sich die Erziehung unter weniger handgreiflichem Zureden, als in Japan, wo selten ein hartes Wort an die Stelle der sanften, liebevollen Ermahnung tritt. Japan ist, wie Sir R. Alcock — früher englischer Gesandter in Tokio, jetzt Präsident der Roy. Geogr. Soc. London — mit Recht gesagt hat, das Paradies der Kinder. — Keinen Sohn zu haben, gilt als ein Unglück, das um jeden Preis vermieden werden muss. Bestimmte doch das 46. Gesetz des Iyeyasu (1615), dass der Besitz von Kinderlosen dem Staat anheimfällt. [2]) Daher soll, wer keinen Sohn hat, einen solchen adoptiren, und dieser Adoptivsohn geht später geborenen leiblichen Kindern in der Erbfolge voraus. Doch soll ein Adoptivvater nicht unter 15 Jahren sein — eine Bestimmung, die sich daraus erklärt, dass die männliche Heirathsgrenze ehedem bei 14 Jahren lag.

Wer keinen Sohn, sondern nur eine Tochter hatte, adoptirte seinen Schwiegersohn [3]), der dann den Familiennamen seiner Schwieger-

[1]) Abbildung bei Brinckmann, p. 117.

[2]) Officiell aufgehoben ist dies Gesetz erst 1871; es scheint indessen längst vorher eine mildere Praxis Platz gegriffen zu haben.

[3]) Genaueres darüber, sowie über die Adoption überhaupt bei Weipert, a. a. O. p. 95, 111 und 109—116.

eltern annahm. Wer alle diese Mittel nicht wollte, dem blieb der Versuch, von Nebenfrauen Nachfolge zu erzielen, deren Kinder dann als durchaus voll- und ebenbürtig [1]) galten. Nur durch diese Kunstgriffe erklärt sich die lange — abnorm lange — Dauer einzelner japanischen Familien. Der regierende Kaiser Mutsuhito ist z. B. der 123. Regent aus dem Hause Jimmu Tennō's, das seit 660 v. Chr., also seit 2550 Jahren, in »ununterbrochener« Folge Japan mit geistlichen Regenten beschenkt hat. Aber was dies ununterbrochen bedeutet, erhellt aus dem Gesagten vollauf. Der Grundzug der Familie, dies konservative Princip des Festhaltens an ihrem Fortbestande, gründet sich ebensowohl auf praktische, als auf religiöse Erwägungen. Einerseits soll, wie ich schon andeutete, die Erbfolge mit allen ihren Rechten gesichert bleiben, und andererseits verlangt die Shinto-Religion, welche wesentlich auf Ahnencultus beruht, dass den Vorfahren Opfer gebracht werden. Werden diese unterlassen oder unterbrochen, so müssen die armen Vorfahren hungern und dürsten — und das wäre doch sehr schlimm!

Die erste Jugend des kleinen Mädchens verläuft spielend. Das japanische Haus ist nicht auf Geheimnisse eingerichtet. Alle Vorgänge des täglichen Lebens im eigenen Hause, wie bei den Nachbarn spielen sich vor den Augen des Kindes ab, das dadurch jung schon etwas Altkluges erhält, ohne doch die Kindlichkeit zu verlieren. Im Gegentheil, Kinderspielzeug (Puppen, Küche, Federball, Kreisel) ist, gerade wie bei uns, sein steter Gefährte; und wer am dritten Tage des dritten Monats, dem Festtage der kleinen Mädchen, ein japanisches Haus betritt, wird mit Verwundern gewahr, welche mannigfachen Schätze in einem japanischen Spielzeugladen erkauft werden können.

Auch frische Luft wird dem Kinde reichlich zu Theil. Im Frühjahr und Sommer zieht die ganze Familie mit Kind und Kegel an einem schönen Nachmittag hinaus, um — ich spreche von Tokio — die Azaleen von Gokokuji, die Pflaumenblüthen von Uyeno, die Irisfelder von Mukojima oder die Lotuspracht der Shinobadzu-no-ike zu bewundern. Ein anderes Mal geht es nach Susaki-no-Benten, um am Strande des Meeres buntfarbige Muscheln und vielgestaltige Taschenkrebse zu greifen. Später im Jahr ist die rothe Herbstfärbung des Ahorns bei Oji und endlich an einem klaren Wintertage der hochgelegene Tempel von Kanda miojin das Ziel, um von hier die herrlichen Konturen des schönen Fuji-Berges zu beschauen. Das sind Gelegenheiten, die sich Niemand, auch der Geringste nicht, entgehen lässt, um seinen Kindern die Freude an der Natur, dies köstliche Gut der

[1]) Nach Weipert, a. a. O. p. 109 seit 1882 nur, wenn der Vater sie anerkennt.

japanischen Nation, von Jugend auf einzuprägen. Und wie harmlos geht es auf diesen Picnic's zu; wie einfach die Verpflegung; das mehr Substantielle wird im Esskober mitgebracht; ein bischen Thee, und ein Schälchen Sake findet sich am Wege.

Mit der Schulbildung allerdings sieht es, resp. sah es kümmerlich aus. Alle Quellen stimmen darin überein, dass etwas Lesen und Schreiben — und zwar hirakana, nicht das schwierige Chinesisch — etwas Sticken und Nähen, ein bischen Musik, das heisst Geklimper auf Guitarre und Zither (samisen und koto), ferner Erlernung des Haarmachens und des Servirens für ein kleines Mädchen ausreichend sei; vorausgesetzt wird allerdings daneben die Kenntniss der häuslichen Vorgänge und der Grundsätze der chinesischen Moral, auf die ich nachher noch einen Augenblick eingehe. Diese Unterweisung erfolgte früher allgemein im Hause; ich glaube nicht, — und ich stütze diesen Glauben auf eine amtliche Publikation [1]) der japanischen Regierung — dass vor 1868 eine einzige öffentliche Schule für Mädchen existirte.

Unter der jetzigen Regierung ist es allerdings anders geworden. Das Unterrichtsgesetz vom Jahre 1872 diktirte mit einem Federstrich die Gründung von 56742 öffentlichen Elementarschulen. Das war radikal vorgegangen und auch zu schnell; denn 1885, 13 Jahre nach Erlass des Gesetzes, gab es erst 28555 öffentliche Elementar-Schulen. [2]) Indessen viel ist erreicht. 1877 wurden: 570000 Mädchen, 1885: 814000 Mädchen in Elementarschulen, ausserdem 1877 ca. 2000, 1885 ca. 12000 Mädchen in höheren Bürgerschulen unterrichtet. 1877 gab es rund 1600, 1885 rund 4000 seminaristisch gebildete Lehrerinnen.

Der Lehrplan der höheren Schulen ist so vielgestaltig, dass man ihn fast als Frikassé bezeichnen darf. In dem Programm der »high normal school for girls« figurirt z. B. »general geology« mit einer wöchentlichen Stunde; jedenfalls Etwas, was bei uns »höheren Töchtern« nicht zugemuthet wird. Immerhin blieben 1877 noch 79 %, 1885 noch 61 % aller theoretisch schulpflichtigen Mädchen ohne Schulbildung; [3]) und konnten 1877 in einem der ländlichen Distrikte nur 39 % der über 6 Jahre alten weiblichen Bevölkerung ihren Namen schreiben. [4])

Ich greife zurück auf die Zeit vor 1872. Gab es nun damals auch keine Schulpflicht für das weibliche Geschlecht, so wurde doch das kleine Mädchen von Kindesbeinen an auf seine eigentliche

---

[1]) Description of the empire of Japan, compiled from information furnished by the japanese commissioners at the Melbourne exhibition. Melbourne 1881, p. 18.

[2]) Die Unterrichtsstatistik nach Whitney, concise dictionary, Appendix, p. 140.

[3]) 1886: schulpflichtige Mädchen: 3138674: davon ohne Schulunterricht: 1943372.

[4]) Description. Melbourne 1881, p. 19.

Bestimmung vorbereitet; praktisch dadurch, dass ihm die Pflege der wenig jüngeren Geschwister schon im zarten Alter zugemuthet wird, und theoretisch durch eine umfangreiche, nur für sie bestimmte Literatur, die uns sehr merkwürdig anmuthet. Es sind reich illustrirte Bände, die, um einen deutschen Vergleich zu wählen, etwa zusammengesetzt sind aus Lavater's Worten des Herzens, Freiligrath's ausgewählten Gedichten, Knigge's Umgang mit Menschen, dem Briefsteller wie er sein soll und muss, und Ammon's Mutterpflichten. Und Das wird einem 8jährigen Mädchen ruhig in die Hand gegeben, damit es eben in den 5 Jahren, bis es zur Ehe schreitet, sich Alles gründlich einprägt. Um nicht der Uebertreibung beschuldigt zu werden, will ich nach Hering [1]) den Inhalt eines der verbreitetsten Bücher dieser Art hier anführen. Das Yamato ninnishu tama kashiwa, Tokio 1882 umfasst z. B. 1. Biographie der berühmten Dichterin Onono Komachi, 2. eine Blumenlese von 100 Gedichten mit Illustrationen; über den Bildern ist in Versen ein Buch vom guten Ton in allen Lebenslagen abgedruckt, 3. das Onna Shisho, die 4 Bücher der Frau, eine kurz gefasste Zusammenstellung moralisch-ethischer Grundsätze, 4. ein Heirathskalender (ob Mann und Frau nach Geburtsjahr und Tag zusammenpassen), 5. einen mehr medicinischen Theil über die Bildung des Kindes vor der Geburt und endlich zum Schluss 6. einen Briefsteller mit 24 Musterbriefen für alle Eventualitäten des gewöhnlichen Lebens.

Allen diesen Büchern, so verschieden sie an Umfang, Ausstattung und Inhalt sein mögen, ist eins gemeinsam, das Onna Shisho, d. h. ein von dem gelehrten Kaibara um 1660 besorgter Auszug aus den chinesischen Lebensregeln des Confucius. Da thatsächlich dieser Moralkanon derjenige ist, der allen Mädchen Japans frühzeitig in die Hände gespielt wird, so will ich kurz den wesentlichsten Inhalt andeuten. Dem Universum liegt der Gegensatz von Himmel und Erde zu Grunde; das Gleichmass erfordert, dass eines das Herrschende, das andere das Beherrschte ist; der Himmel ist das herrschende, das aktive Princip, die Erde das passive. Dieser Gegensatz findet sich wieder im Verhältniss von Kaiser und Volk, von Tag und Nacht, von Sommer und Winter. Ja, es findet sich im Menschen selbst, dessen Wesen sich aus Denken und Sinnlichkeit zusammensetzt. Ersteres entspricht dem Himmel, letztere der Erde; und die Sittlichkeit besteht im ungestörten Gleichmass beider. Dieser Gegensatz findet sich nun nach unserer japanisch-chinesischen Quelle auch in der Ehe; denn Mann

[1]) A. a. O. p. 12. Für das Folgende ist Hering fast die alleinige Quelle. Chamberlain's educational literature for japanese women (Journ. As. Soc. Great Britain vol. X, 325 Lond. 1878) stand mir nicht zu Gebote.

und Frau ergänzen sich, wie Himmel und Erde. Das Gleichgewicht erzeugt eine ruhige Harmonie, die aber nur von Bestand sein kann, wenn der Mann der Herrschende ist. Andernfalls ist eine Störung des Gleichgewichts die nothwendige Folge. Darum soll die Frau den Mann als das Wichtigste betrachten.

Nachdem so der Beweis gelungen ist, dass der Mann die Perle der Schöpfung sei — umsoleichter natürlich, als Confucius [1]) den Frauen den Besitz einer Seele abspricht — wird dem kleinen Mädchen empfohlen, stets der drei grossen Verpflichtungen zu gedenken, welche die Natur ihm auferlegt hat. Dieselben sind: 1. die Ehrerbietung gegen seine Eltern, [2]) 2. der Gehorsam gegen den Mann, 3. der Gehorsam gegen den ältesten Sohn.

Das Letztere ist nur ein Ausnahmefall, das Erstere versteht sich von selbst, so bleibt denn der Gehorsam gegen den Mann naturgemäss das Schwerwiegendste. Dieser Gehorsam nun besteht nicht allein darin, dass im gegebenen Falle ein bestimmtes Gebot des Mannes wirklich ausgeführt wird, sondern erfordert vielmehr einerseits die möglichste Vermeidung der fünf Untugenden, an denen nach dem Shisho 70 % aller Frauen leiden, andererseits die möglichste Befolgung der sechs Tugenden.

Die fünf Untugenden sind: 1. direkter Ungehorsam; 2. Bosheit; 3. Schmähsucht, Neid und Geiz; 4. Eifersucht; 5. Unverstand und dadurch bedingte Putzsucht oder Verschwendung.

Von den Tugenden wird die Geduld als die nützlichste gepriesen. »Sollte die Frau keine Geduld haben, wie vermöchte sie zu leben«, sagt das Shisho. Bemerkenswerth erscheint, das das chinesische Schriftzeichen für Geduld sich aus zwei Zeichen zusammensetzt, die scharfes Schwert und Herz bedeuten. Die Geduld ist also gewissermaassen das Damoklesschwert über dem treuen Herzen. Die Geduld spiegelt sich vor Allem wieder im Gehorsam, der nach der Hochzeit auf die Eltern des Mannes ausgedehnt wird. Nie soll die Frau mit den Schwiegereltern zanken, selbst soll sie ihnen das Essen bereiten, selbst es ihnen serviren — stände sie auch so hoch, dass sie selbst sich von Dienerinnen bedienen lässt —, im Sommer soll sie für die Schwiegereltern ein kühles, im Winter ein warmes Lager herrichten,

---

[1]) Galant war der alte Weise nicht. Hering, a. a. O. p. 15 führt folgendes Diktum von ihm an: »Von allen Menschen ist mit Frauen und Dienstboten am schwersten auszukommen. Bist Du familiär mit ihnen, so werden sie aufdringlich; hältst Du sie in gewisser Entfernung, so werden sie missvergnügt«.

[2]) »Das Lamm trinkt die Milch knieend und selbst der Rabe (!) vergilt die Wohlthaten seiner Eltern«. Rein, Japan I p. 495.

und nachdem dieselben zur Ruhe gegangen sind, sich überzeugen, ob noch irgend etwas Noth thut. Diesem Verhältniss der Schwiegertochter zu den Schwiegereltern sind ganze Kapitel gewidmet — uns nur verständlich dadurch, dass der junge Ehemann häufig die ersten Jahre seiner Ehe im elterlichen Hause verlebt.

Ist die Frau nun wirklich geduldig, so wird ihr eine kleine Kompensation in Aussicht gestellt. Den Frauen heisst es, ist das kostbarste Besitzthum — die Kinder — anvertraut; sind die Frauen nun gehorsam und geduldig, so werden sich die Männer in allen häuslichen Angelegenheiten auf sie stützen, werden auch ausserhalb des Hauses wenig unternehmen, ohne der Zustimmung der Frauen gewiss zu sein, werden die Männer stets bereit sein, ihnen nur Angenehmes zu verschaffen und nur Dasjenige vor ihnen verbergen, was ihnen unangenehm sein könnte. Ich darf schon hier im Vorwege versichern, dass die feine Japanerin durch ihren natürlichen Takt diese kleine Klausel zu ihren Gunsten auszulegen, d. h. ihren Mann so gut zu beherrschen weiss, wie das nur bei irgend einer Nation der Fall ist.

Als zweite Tugend wird die Keuschheit verlangt, und zwar wird der Begriff viel weiter gefasst, als bei uns. Schon das unmittelbare Ueberreichen eines Gegenstandes ist okashi, d. h. unanständig, heimliches Briefschreiben grenzt an das Strafgesetzbuch, und Tempelbesuch ist vor dem 40. Jahre möglichst zu vermeiden. Vor Bonzen und Aebten wird dann in einem besonderen Kapitel noch einmal eindringlich gewarnt. Auch soll ein Mädchen nicht selbständig Versuche machen, junge Leute kennen zu lernen, sondern Alles ihren Eltern überlassen, — dass Dies indessen doch gelegentlich vorkommt, bezeugen einerseits die uns bewahrten Liebeslieder [1]), andererseits der Umstand, dass gerade in Japan unglücklich Liebende häufiger, als anderswo gemeinschaftlich den Tod suchen.

Des Ferneren wird Reinlichkeit, Verschwiegenheit, Sanftmuth und Vorsicht [2]) im Betragen empfohlen. Wird dies Alles wirklich befolgt, so ist das Glück der Ehe gesichert.

Soweit das Shisho, dessen köstliche Lehren der kleinen Japanerin so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen sind, wenn sie ihr 13. oder höchstens 14. Jahr erreicht hat. Sie ist nun so weit, dass ihre Eltern sich ernsthaft nach einem passenden Mann für sie umsehen müssen. Bestimmt doch das 45. Gesetz des Iyeyasu [3]) (1615): »Das

[1]) Chamberlain, the classical poetry of the Japanese, London 1880, p. 55, 56.

[2]) »Die Frau soll sich stets benehmen, als ob sie über eintägiges Eis ginge«. Hering, a. a. O. p. 19.

[3]) Rudorff, a. a. O. p. 11.

Zusammenleben von Mann und Weib ist ein Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft. Wer das 16. Lebensjahr überschritten hat, soll nicht mehr allein leben, sondern einen Brautwerber wählen und förmlich zur Ehe schreiten.«

Es wird also demgemäss verfahren. Man sucht sich[1]) einen Heirathsvermittler — japanisch nakodo — der sich mit den betreffenden Eltern verständigt, dann scheinbar unvorbereitet eine Zusammenkunft mit dem Zukünftigen und dessen Familie in einem Theehause, auf einem Picnic oder irgendwie am dritten Ort veranstaltet — ein miai, »sehen ob es passt« —, der endlich Mitgift etc. verabredet. Es erfolgt dann das gegenseitige Zusenden von Geschenken — unsere Verlobung — und nach kurzer Frist wird an einem glückverheissenden Tage die Braut in das Haus des Verlobten übergeführt und die Ehe mit einem Gastmahl feierlich besiegelt.

Nun ist das kleine Mädchen Frau geworden und hat theoretisch nur Pflichten, jedenfalls nur so viel Rechte, als ihre Klugheit sich selbst erobert.

Die Stellung der Frau ist eine ganz eigenartige. Nirgends in ganz Ostasien wird ihr mit so viel Achtung[2]) begegnet, nirgends sehen wir sie eine solche Rolle in der Geschichte[3]) spielen, nirgends finden wir solche Freiheit[4]) der Bewegung; aber auch nirgends in Ostasien ist es so leicht, sich wieder der Frau zu entledigen. Sieben Gründe der Ehescheidung stehen dem Manne zu Gebot: 1. Ungehorsam gegen die Schwiegereltern; 2. Mangelnder Kindersegen; 3. Ehebruch; 4. Eifersucht; 5. Unheilbare oder ansteckende Krankheiten; [5]) 6. Diebstahl; 7. Geschwätzigkeit. [6])

---

[1]) Nach Gebauer, a. a. O. p. 82; vergl. auch Weipert, a. a. O. p. 96.

[2]) Die gewöhnlichen Titulaturen der Frau »okusama«, »kanai« und »niobo« bedeuten nach Gebauer, a. a. O. p. 84 in wörtlicher Uebertragung »Herrin des Innern«, »Frau im Hause« und »Frau des Hauses«.

[3]) Die japanische Geschichte berichtet von 7 regierenden Kaiserinnen, die zusammen 146 Jahre den Thron inne hatten. Die berühmteste von ihnen, Jingu-Kogo regierte von 201—269, eroberte Korea unter erschwerenden Umständen und beschenkte Japan nach Beendigung dieses Kriegszuges mit Ojin-Tenno, dem japanischen Nationalhelden, der unter dem Namen »Hachiman« (wörtlich 8 Banner) als Kriegsgott in unzähligen Tempeln verehrt wird.

[4]) Theaterbesuch ist ihnen gern gestattet, die Bühne dahingegen verboten. Die weiblichen Rollen werden noch heute auf dem japanischen Theater — gerade wie in England zu Shakespeare's Zeit — von Männern gegeben, und, wie man zugeben muss, — vortrefflich.

[5]) Nach Gebauer und Weipert ist darunter phthisis und lepra, nicht lues zu verstehen.

[6]) »Eine dreizöllige Frauenzunge erschlägt einen fünffüssigen Mann«. Jap. Sprichw.

Die Ehe wurde ehedem durch den nakodo, der sie vermittelt hatte, auch wieder gelöst; dieser hatte dafür zu sorgen, dass die Papiere in Ordnung kamen, d. h. dass der Mann einen richtigen Scheidebrief ausstellte. Erst seit 1873 hat sich die Regierung dazwischen gemischt. Allerdings wurde schon 3 Jahre früher verfügt, dass alle Heirathenden die obrigkeitliche Erlaubniss [1]) nachsuchen sollten; indessen scheint diese Verfügung [2]) nie in Kraft getreten zu sein. Wohl aber ist 1873 der Frau das Recht zugestanden, auch ihrerseits auf Scheidung zu klagen, falls böswillige Verlassung seitens des Mannes sich auf über 2 Jahre ausdehnt, oder der Mann zu mehr als 1 Jahr Gefängniss verurtheilt wird; und ist ferner 1875 verfügt, dass die Gründe, die der Mann etwa für die Scheidung anführt, in jedem einzelnen Falle sorgfältig geprüft werden sollen. [3])

Ich darf hinzufügen, dass die Ehescheidung in den höheren Ständen selten ist; in den niederen Ständen ist sie aber heute noch unglaublich häufig; im Mittel der Jahre 1884—1886 kamen nach Hering 40 Ehescheidungen auf 100 Eheschliessungen, das heisst etwa 15 mal mehr Ehescheidungen, als bei uns in Deutschland.

Das Hauptmotiv liegt allemal in dem Institut der Nebenfrauen. Es ist heute eben noch für den Mann in Japan gesetzlich zulässig, seine eheliche Zuneigung auf verschiedene Individuen zu zersplittern, und wenn auch ausdrücklich schon 1615 im 53. Gesetz [4]) des Iyeyasu bestimmt wird, zwischen Frau und Nebenfrau solle der Unterschied sein wie zwischen Herr und Diener, und wenn auch ausdrücklich die häusliche Jurisdiction über die Kinder der Nebenfrauen, der eigentlichen Frau überlassen bleibt, so liegt doch in diesem Verhältniss ein Quell der Eifersucht, der trotz aller gepredigten Geduld nie ganz

[1]) In den 18 Gesetzen des Iyeyasu wurde 1615 bestimmt, dass die Fürsten und der hohe Adel den Ehekonsens des Shogun einzuholen haben, namentlich wenn es sich um eine Verbindung mit einer Kuge-Familie, also mit dem Hofadel von Kioto handelte. Rudorff, a. a. O. p. 2. Noch heute ist für den hohen Adel der Ehekonsens des kunaisho, d. h. des Hausministeriums erforderlich. Weipert, a. a. O. p. 99 und 100.

[2]) Weipert bestätigt Dies; doch ist 1871 verordnet, dass alle Ehen nachträglich bei den Ortsvorstehern anzumelden seien, bei Strafe der Ungültigkeit. Auch diese Verfügung wird lax interpretirt.

[3]) Vergl. Gebauer, a. a. O. p. 83; nach Hering ist übrigens der erste und siebente der oben angeführten Scheidungsgründe durch das Gewohnheitsrecht beseitigt; am eingehendsten berichtet Weipert, a. a. O. p. 104—107 über alle einschlägigen Verhältnisse. Küchler's marriage in Japan (Trans. As. Soc. Japan vol. XIII, 114) steht mir nicht zu Gebote.

[4]) »Der Kaiser (Tenno) kann 12 Nebenfrauen haben, die Fürsten 8, der hohe Adel 5, der niedere Adel 2; darunter ist gemeines Volk.« Für dieses, d. h. für 90 % der Bevölkerung existirte ein derartiges Privilegium rechtlich nicht. Rudorff, a. a. O. p. 13; Weipert, a. a. O. p. 108.

versiegen wird, sobald die Frau die Empfindung ihres eigenen Werthes besitzt.

Es wird in dem neuen Entwurf für das bürgerliche Gesetzbuch, mit dem Japan demnächst beglückt werden soll, auch diese Frage ihre Regelung finden; schon jetzt ist in dem eben veröffentlichten Hausgesetz für die kaiserliche Familie von naishi's — von Nebenfrauen des Mikado — keine Rede mehr; schon jetzt werden die Nebenfrauen der Adligen nicht mehr als Hausangehörige in das Hausstandsregister des Standesamtes, sondern in ein besonderes Nebenregister eingetragen [1]); aber erst, wenn die monogamischen Grundsätze, für die, wie ich Eingangs erwähnte, jetzt eine starke Bewegung unter der Aegide der Kaiserin im Gange ist, wirklich zur Geltung gelangen, werden die Frauen Japans die Stellung einnehmen, welche sie verdienen. Ob es dazu nöthig ist, wie manche Missionare wollen, vorher ganz Japan zum Christenthum zu bekehren, erscheint mir mit Recht zweifelhaft; jedenfalls würde, nachdem heute von 39 Millionen Japanern kaum 80000 Christen [2]) sind, der Zeitpunkt sehr weit hinausgeschoben. Jedenfalls weiter, als irgend Jemand heute absehen kann. Und es wäre bedauernswerth, wenn die japanische Frau, die Perle des Ostens, wie ich nicht anstehe, sie nach ihrer Erscheinung, ihrer Grazie, ihrer hochstehenden Mutterliebe zu bezeichnen, bis zum jüngsten Tag auf den Augenblick warten sollte, wo sie auch im eigenen Lande voll und ganz gewürdigt würde. Nur ist zu wünschen und zu hoffen, dass, wenn auch auf diesem Gebiet eine ganz radikale Umwälzung vor sich gehen sollte, den Frauen Japans ihr eigenartig bezaubernder Schmelz nicht verloren gehen möge.

[1]) Also nicht mehr gesetzlich anerkannt; de facto dürfte durch diese Bestimmung vom Jahre 1882 noch kein grosser Wandel geschaffen sein; zumal die Kinder der Nebenfrauen durch einfache Anerkennung seitens des Vaters noch heute der gleichen Rechte theilhaftig werden, wie die ehelichen. Weipert, a. a. O. p. 92 u. 108.

[2]) Nach Whitney, concise dictionary, Appendix p. 151, wurde 1888 die Zahl der eingeborenen Christen auf 25 514 Protestanten und Reformirte aller Schattirungen, 37 211 römische, 16 899 griechische Katholiken, zusammen auf 79 624 geschätzt.

Regionalzeit und Weltzeit.

Nachtrag zu dem Artikel auf Seite 1 ff. dieses Heftes.*)

Nach Vollendung des Druckes dieses noch im vorigen Jahre geschriebenen Aufsatzes ging uns der Bericht über die am 21. Februar 1890 von der Central-Kommission der Geographischen Gesellschaft zu Paris abgehaltenen Sitzung zu. In dieser hielt Herr von Nordling einen Vortrag über Vereinheitlichung der Zeitrechnung. Obgleich er bedauert, dass die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Meridian von Greenwich zur Grundlage ihres Regionalzeitsystems gewählt haben, kommt er doch zu dem Schluss, dass es bei der Verbreitung, welche dieses System, »eine glückliche Vermittlung zwischen Lokal- und Weltzeit«, schon gewonnen hat, angezeigt sei, dass auch Frankreich sich demselben anschliesse.

Im Anschluss hieran verlas der Präsident eine von F. Alexis eingesandte Abhandlung. Auch dieser spricht sich für Einführung des Regionalsystems auf Grundlage des Greenwicher Meridians aus und führt zur Empfehlung desselben noch den Nutzen an, welchen es für den Unterricht haben würde. Ausser der Einheit der Meridianzählung auf allen Karten ist noch der Vortheil gegeben, dass sich mit der blos »speculativen« Kenntniss der geographischen Länge die bei den Schülern mehr Interesse erweckende »praktische« Kenntniss der Tagesstunden verbindet, welche die Uhr zu gleicher Zeit in den verschiedenen Ländern der Erde zeigt. Der Abhandlung ist eine kleine Karte nach Schram, Fleming, Allen, Pasquier u. a. beigegeben, welche die Eintheilung der Erde in Regionen zeigt, entsprechend dem Verzeichniss auf Seite 8 ff dieses Heftes. In der Praxis werden sich natürlich die Grenzen den politischen Grenzen anzupassen haben. Die einzelnen Regionen sind nach Dr. Schram (Adriazeit, Wien, 1889) mit den Buchstaben des lateinischen Alphabets bezeichnet, und zwar so, dass

*) In diesem wolle man Seite 6, Z. 14 von oben 1 h 50 ' statt 1 h 40 ' und Z. 16 von oben 7 St. 5 ' statt 7 St. 15 ' lesen.

die I. Region (Schweden, Mitteleuropa, Italien u. s. w.) den Buchstaben A, die II. den Buchstaben B u. s. w. erhält. I und W sind ausgelassen, und U erhält die letzte Stelle. Dieser Buchstabe soll für die Greenwicher Zeit (Universalzeit) gelten. Benannt sind die Regionen nach geographischen Objekten, deren Namen mit dem Buchstaben der betreffenden Region beginnen. Zur Vervollständigung des Verzeichnisses auf Seite 8ff. mögen die Namen hier folgen:

I Adria-, II Balkan-, (Bosporus-,) III Chaldäa-, (Caucasus-,) IV Darja-, V Elephanta-, VI Fakir-, VII Gobi-, VIII Hoang-, IX Japan-, X Kuril-, XI Loyal-, XII Medium-, XIII Nunivak-, XIV Otahiti-, XV Pitcairn-, XVI Quadra-, XVII Rocky-, XVIII Superior-, XIX Tolima-, XX Vincent-, XXI Xingu-, XXII Young-, XXIII Zighinchor-, XXIV Universal-, (Welt-) Zeit.

F. Alexis schlägt vor, dem U seine Stelle im Alphabet zu lassen und die Greenwicher Zeit mit **Z** zu bezeichnen. Dies entspricht der von mir gewählten Bezeichnung. Schram und Pasquier (De l'unification des heures, Louvain, 1889) wollen bei Zeitangaben der Stundenzahl den Buchstaben der Region, nach welcher die Zeit gerechnet ist, beifügen, zum Beispiel: 9 U 50 ^{m} = 10 A 50 ^{m} = 11 B 50 ^{m}. Die Hinzufügung von Ziffern dürfte den Vorzug verdienen, da hierbei die Umrechnung ohne Weiteres ausführbar ist. Auch die mit Zahlwörtern zusammengesetzten Namen dürften vorzuziehen sein. Die angegebenen Namen beziehen sich zum Theil auf zu wenig bekannte Objekte. Der Xingu fliesst nur auf einen Theil seines Laufes in der Xinguregion, so dass vielleicht am längsten Theil dieses Flusses die nach ihm benannte Zeit gar nicht gelten würde. Aehnlich ist es beim Hoangho.

Ueber die Umrechnung des Datums habe ich keine Notiz gefunden.

Die Zustimmung, welche das Regionalzeitsystem auf Grundlage des Greenwicher Meridians von französischer Seite gefunden hat, ist um so erfreulicher, als bekanntlich gerade von hier der stärkste Widerstand gegen die allgemeine Einführung dieses Nullmeridians geleistet wird. Diesen Standpunkt halten auch noch zwei weitere Redner des Abends fest.

Herr Caspari leugnet überhaupt den Nutzen eines gemeinschaftlichen Nullmeridians; die Einführung eines solchen würde für die Franzosen nur den Nachtheil mit sich führen, dass sie sich bis zur Erneuerung ihres Kartenvorrathes deutscher Karten zu bedienen hätten. Wenn derselbe Redner übrigens meint, dass sich die Franzosen unmöglich für den Meridian von Greenwich begeistern könnten, weil die Deutschen diesen erst nach 1870 angenommen hätten, während vorher alle Karten derselben nach dem Meridian von Paris oder

dem davon abhängigen von Ferro orientirt gewesen seien, so befindet er sich in einem Irrthum. Die Deutschen haben sich auf Seekarten stets nach Greenwich gerichtet, und als nach der politischen Einigung Deutschlands Einigung auch auf anderen Gebieten erstrebt wurde, konnte es sich, da für Seekarten die Einführung des Pariser Meridians aussichtslos war, nur darum handeln, den in der Nautik gebräuchlichen Meridian auch auf Landkarten anzuwenden. Schon die Einführung des französischen Metersystems in Deutschland nach 1870 sollte die Deutschen vor dem Verdacht schützen, in solchen Dingen anders als nach sachlichen Gründen zu verfahren.

Mit Recht wendet sich Caspari gegen die Einführung der Weltzeit. Insbesondere führt er dagegen an, dass es einen Kaufmann, der z. B. eine Depesche aus Melbourne erhalte, gar nicht interessire, zu welcher Zeit nach seiner Uhr die Depesche abgelassen sei, und welche Zeit sie auf ihrem Wege gebraucht habe, sondern zu welcher Tageszeit, ob vor oder nach der Börsenzeit, sie in Melbourne aufgegeben sei, was bei der Weltzeitrechnung nicht ohne Weiteres zu ersehen ist.

Herr Tondini de Quarenghi tritt für den von italienischer Seite vorgeschlagenen »neutralen«[1]) Meridian von Jerusalem ein. Es ist hier nicht der Ort, die genugsam diskutirten Gründe für den Greenwicher Meridian zu wiederholen. Drei Umstände, welche für den Jerusalemer Meridian sprechen sollen, mögen aber hier angeführt werden. Der Antimeridian dieses »neutralen« Meridians schneide die französische Insel Tahanea. Er selbst bezeichne den Anfang jedes Tages unserer Chronologie, welche man so mit dem Universaltage würde zusammenfallen lassen. Denn der Unterschied zwischen Jerusalem und Bethlehem betrage nur 12 Zeitsekunden, und es sei nirgends gesagt, dass Christus genau um Mitternacht nach der Lokalzeit von Bethlehem geboren sei. Endlich, Jerusalem habe religiöse und nationale Bedeutung für die Finanzfürsten, die Israeliten.

Tondini de Quarenghi ist selbst überzeugt, dass, wenn der Meridian von Greenwich einmal angenommen ist, um die Eisenbahnzeit in Europa danach zu bestimmen, er auch für alle übrigen Verhältnisse die Grundlage bilden wird. Von den Vorzügen, die dieser Nullmeridian hat, kann aber der eine, die grosse Verbreitung, leicht noch dadurch erhöht werden, dass der eine oder andere Staat ihn als Grundlage der Zeitrechnung nimmt. Das würde zunächst Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich angehen. Zu einem einstimmigen Beschluss

[1]) Ein Kompliment für die Türkei.

auf einem internationalen Kongress wird es jetzt, nachdem auch noch der Jerusalemer Meridian bei den romanischen Nationen so viel Anklang gefunden hat, noch weniger als auf den bisherigen kommen. Was aber die Regionalzeit betrifft, so sollte man denken, dass, wenn die Amerikaner sie eingeführt haben, es sich nicht blos um das ästhetische Interesse, Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, handelt.

Druck von Ackermann & Wulff in Hamburg.

Die Liukiu-Inseln.

Von Dr. **O. Warburg.**

(Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 4. Febr. 1890.)

Japan besitzt eine im Verhältniss zu seiner Ausdehnung ausserordentlich starke Bevölkerung. Schon im Jahre 1880 besass das sog. Alt-Japan in etwas über 5000 □Meilen mehr als 35 Millionen Einwohner, d. h. ca. 125 Einwohner auf den □km, während in Preussen nach der letzten Zählung nur 81, in Sachsen freilich 212 auf den □km kommen und selbst China bei der gewiss nicht zu geringen Annahme von 381 Millionen nur 95 Einwohner auf den □km hat.

Wenn man nun bedenkt, dass noch ein grosser Theil Japans durch schroffe und hohe Gebirge der Bebauung entzogen ist, so erscheint es nur begreiflich, dass sich die Blicke der Japaner auf die das Land umgebenden Länder richten mussten. Doch diese Gründe traten eigentlich klar erst hervor, seitdem Japan mit europäischen Nationen in Wechselverkehr getreten ist; wenn es schon früher versucht hat, sich die Nachbarländer zu unterwerfen, so waren es meist Beweggründe politischer Art, wie sie bei einem Volke von so stark ausgebildetem Ehrgeiz und erregbarem Temperament nur zu natürlich sind. So finden wir namentlich ausserordentlich alte Beziehungen der Japaner zu den westlichen und südwestlichen Gegenden, zu Korea und den Liukiu-Inseln, während die Nordinsel Japans, Yezo, und die Bonin-Inseln im Süden eigentlich erst in allerneuester Zeit in engere Beziehungen zu Japan getreten sind. So sind nun die Liukius, Yezo mit den Kurilen sowie die Bonin-Inseln dem japanischen Reiche einverleibt worden und werden deshalb als Neu-Japan von dem Oyashima (dem Altjapan) unterschieden. Der Einfluss in Korea dagegen ist trotz mancher Versuche über kleine japanische Kolonieen in einigen Städten nicht hinausgekommen, was aber weniger dem Widerstande Koreas selbst, als der Eifersucht Chinas und dem diplomatischen Einschreiten der europäischen Mächte zuzuschreiben ist.

Vor zwei Jahren hatte ich Gelegenheit, die Liukiu-Inseln, und zwar die ganze Kette, die sich von Japan bis nach Formosa erstreckt, zu besuchen, und wenn es mein Plan ist, hier ein Bild dieser Gebiete zu entwerfen, so geschieht es, um die Aufmerksamkeit auf diese interessante, in Wirklichkeit aber wenig bekannte Inselgruppe zu lenken.

Wenn auch über die Liukiu-Inseln eine Literatur existirt, die zusammen stattliche Bände füllen würde, so ist doch das wirklich Wissenswerthe ausserordentlich dünn gesät. Es waren neben den wenigen Notizen, die wir der Broughton'schen Entdeckungsreise Ende des vorigen Jahrhunderts verdanken, hauptsächlich 3 Expeditionen, welche die Liukiu-Inseln, oder vielmehr immer nur die Hauptinsel, besuchten; erstens die englischen Kriegsschiffe Alceste und Lyra, die September und October 1816 in dem Hafen der Hauptinsel lagen, worüber Capitain Basil Hall sehr ausführlich, aber fast nur unwesentliche Erlebnisse berichtet; zweitens die Expedition von dem englischen Kriegsschiff Blossom im Jahre 1827, worüber Capitain Beechey berichtet; die dritte weit bedeutendere endlich war die berühmte amerikanische Expedition, welche die Eröffnung Japans erzwang, unter Commodore Perry, welche in den Jahren 1853 und 1854 sich vier Mal dort aufhielt. Alle diese Expeditionen wurden aber nur zu sehr durch das Misstrauen und die passive Feindseligkeit der Regierung behindert, besassen auch keine ordentlichen Dolmetscher, verfolgten endlich auch weniger wissenschaftliche als politische Ziele, wodurch es verständlich wird, dass die Kenntniss der Inseln durch diese Expeditionen nur relativ wenig gefördert wurde. Die Perry'sche Expedition hat freilich in topographischer Beziehung und in Bezug auf die Vermessung viel geleistet.

Wenn ich ältere chinesische und japanische Werke übergehe, die nur zum Theil übersetzt sind, und kritisch bearbeitet gewiss manches Interessante an den Tag fördern dürften, so bleiben als wichtigste Quellen noch 1. ein Bericht eines japanischen Gesandten Idjichi, der in den 70ger Jahren dort gelebt hat, das Wichtigste daraus übersetzt durch Herrn Müller-Beeck, jetzt Vicekonsul in Nagasaki, 2. für die Nordinsel Oshima ein vorzüglicher Bericht von Döderlein, früher Lehrer an der Universität in Tokio, der zwar nur 14 Tage dort verweilte, aber durch seine Kenntniss japanischer Verhältnisse und Sprache im Stande war, eine Masse interessanten Materials in der kurzen Zeit zu sammeln. Zum Schluss seien der Vollständigkeit wegen noch einige Berichte von Missionaren und einige Notizen von Brunton über einen kurzen Aufenthalt auf der Hauptinsel erwähnt, sowie last

not least die sehr interessanten und zuverlässigen Mittheilungen über die Insel Typinsan und seinen Schiffbruch daselbst durch Capitain Hernsheim.

Unter den Liukiu-Inseln versteht man, in geographischem Sinne, fast die ganze Inselreihe, welche die Südinsel Japans »Kiushiu« mit Formosa verbindet; nur die nördlichsten dicht bei Kiushiu gelegenen Inseln rechnet man, da sie von Alters her politisch zu Japan gehörten, nicht dazu; man kann 4 Gruppen von Inseln unterscheiden, wovon die nördlichste die Shichito[1]) oder 7 Inseln, auf den Karten gewöhnlich als Linschoten-Inseln bezeichnet, nur aus ganz kleinen vulkanischen Inselchen besteht; die 2. Gruppe ist von der 3. geographisch kaum zu trennen, da die beiden Hauptinseln derselben »Oshima« im Norden und »Okinawa« im Süden durch eine Reihe kleinerer Inseln verbunden sind; ethnologisch, geschichtlich und politisch dagegen ist die Eintheilung richtig, da 2 verschiedene Dialecte herrschen, die nördliche Gruppe erst später unter die Herrschaft der Liukiu-Könige kam, auch viel mehr Beziehungen zu Japan hatte, schon seit einigen hundert Jahren direkt dem japanischen Fürstenthum Satsuma einverleibt und auch jetzt administrativ von Okinawa getrennt ist. Okinawa, die grösste Insel, war der eigentliche Sitz der Liukiu-Könige, oft wurde diese Insel allein als Liukiu oder Gross-Liukiu bezeichnet, und die ganze Kultur der Liukiu-Insulaner sowie auch die Verwaltung hat hier ihr Centrum. Durch eine weite ca. 125 Seemeilen lange Strecke Meeres davon getrennt ist die südliche Gruppe, in Okinawa gewöhnlich Sakeshima bezeichnet, die am allerwenigsten bekannte die uns Hamburger aber durch das Scheitern des vom Capitain Hernsheim geführten Schooners R. J. Robertson im Jahre 1873, und die gastliche Aufnahme, welche die Besatzung dort fand, speciell interessiren dürfte. Von dieser Gruppe erwähnen wir hier nur die 3 Inseln Miyakoshima oder Typinsan, Ishikagi und Iriomotte, die übrigen Inseln sind viel kleiner. Die westliche Insel dieser Gruppe wird nur durch einen kleinen Meeresarm von Formosa getrennt (ca. 63 Seemeilen); es besteht aber augenblicklich absolut kein Verkehr zwischen den Liukius und Formosa, früher war es anders. Die Liukiu-Inseln liegen zwischen dem 24. und 30. Grad, also selbst noch die südlichste innerhalb der gemässigten Zone; der Flächeninhalt wird nach Ausmessungen der Karten von Döderlein auf nur 3800 □km berechnet, verschwindet also völlig gegen die 284 000 □km von Altjapan. Dagegen ist die Bevölkerung relativ durchaus nicht unbedeutend.

[1]) Von den Japanern wird auch diese Gruppe meist nicht zu den Liukius gerechnet.

Nach Behm und Wagner sollen die Inseln der beiden südlichen Gruppen, das Okinawa Ken, d. h. der Regierungsbezirk Okinawa, im Jahre 1880 310000 Einwohner gehabt haben; mir wurden aber von den japanischen Beamten in Okinawa die neuesten Statistiken mitgetheilt und danach hat der Regierungsbezirk jetzt ca. 370000 Einwohner mit 80000 Häusern. Nach Döderlein sind die beiden südlichen Gruppen, welche das Ken bilden, 2350 □km gross, so dass wir dann auf die erstaunliche Zahl von 157 Menschen per □km kämen; namentlich scheint es enorm viel, dass auf der Hauptinsel Okinawa allein über 250000 Einwohner wohnen sollen, das wären 188 Menschen auf den □km, also nicht sehr viel weniger als in Belgien und Sachsen, und mehr als doppelt soviel als in Preussen (ebenso in Miyakoshima 175 auf den □km); aber da die Statistik erst 1886 von einem japanischen Statistiker gemacht worden ist, also zu einer Zeit, wo die japanische Regierung in den Liukius schon fest installirt war, und europäische Methoden die Statistik in Japan beherrschen, ferner in Anbetracht dass die Dorfbeamten, von denen doch, wenn keine direkte Zählung stattfindet, in erster Linie das Resultat abhängt, aus leicht ersichtlichen Gründen eher geneigt sein dürften, zu wenig Bewohner anzugeben, als zu viel, so glaube ich nicht berechtigt zu sein, die Statistik anzuzweifeln. Man muss auch berücksichtigen, dass die vielfache Industrie, worauf ich noch zurückkommen werde, eine Menge Hände beschäftigt, dass schon die beiden Städte Nafa und Shuri je gegen 24000 Einwohner haben, also schon 13 % der gesammten Bevölkerung der Gruppe; auch stimmen die Angaben der Lokalbeamten auf den südlichen Inseln stets im grossen Ganzen mit der Centralstelle, während doch die Abweichungen beweisen, dass sie sich nicht auf dieselben Berechnungen stützen. Aus alledem scheint nur hervorzugehen, dass, wenn auch nach japanischem Maasstab die Bevölkerungszahl enorm zu sein scheint, sowohl im Verhältniss zur Grösse des Landes, als auch zu der Anzahl der auf meinen Karten genau angegebenen Dörfer, wir dennoch nicht ohne weiteres die Statistik verwerfen dürfen, wie es Döderlein in Bezug auf Oshima thut; eine Thatsache ist, dass die Liukiu-Insulaner lange nicht so viel Anspruch auf Komfort und Geräumigkeit machen wie die Japaner, dass sie darin vielleicht eher den Chinesen ähneln; und was die Ernährungsfrage betrifft, so sind die allein so stark bevölkerten Inseln Okinawa und Miyakoshima beide von relativ grosser Fruchtbarkeit, und vollkommen nach chinesischer Art ausgenutzt. Die andern beiden grösseren Inseln sind sehr schwach bevölkert, Ischikagi hat

nur 44, und Iriomotte nur 6 Bewohner auf den □km. Die Gründe werden wir nachher betrachten.

Was die Geschichte der Inseln betrifft, so genügt ein kürzerer Ueberblick, zumal da die Fachgelehrten zur Sicherheit im Einzelnen noch nicht gelangt sind. Unsere Kenntniss rührt nämlich hauptsächlich von chinesischen und japanischen kritiklosen Kompilatoren her, stammt also nur indirekt aus den ältesten chinesischen Quellenwerken, die zum Theil noch der Uebersetzung harren. Bis jetzt ist es selbst noch zweifelhaft, wann die Liukiu-Inseln zuerst mit den orientalischen Kulturvölkern in Berührung gekommen sind. Die chinesischen Annalen der Souy-Dynastie geben das Jahr 605 an; im Jahre 606 soll eine Expedition gegen Liukiu gemacht worden sein, wobei 5000 Insulaner in die Sklaverei geschleppt wurden; nun wird aber, von Henry St. Denis namentlich, behauptet, unter dem Liukiu dieser Expedition sei gar nicht die Hauptinsel Okinawa, sondern Formosa zu verstehen; denn nach den Schilderungen dieser Expedition gäbe es dort Menschenfresser, Wölfe, Tiger, Bären, das Land sei sehr gebirgig, es existire die Sitte, dass Schädel um die Wohnung der Könige angehäuft würden, die Leute besässen eine erstaunliche Schnelligkeit im Laufen, die Sitten seien im Norden der Insel anders als im Süden, alles passe zu Formosa, und nicht zu Liukiu; vor allem aber weise die Beschreibung der Reise darauf hin. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage zu discutiren, vor allen Dingen ist es verfrüht, bevor nicht der Wortlaut der alten chinesischen Annalen selbst kritisch übersetzt worden ist; aus einigen Stellen ist jedenfalls zu ersehen, dass die Sache noch lange nicht spruchreif ist; z. B. soll die Insel 5 Tagereisen östlich von Futschau liegen; es ist immer von einem König die Rede, während die Wilden Formosas in lauter kleine Stämme zerfallen; 5000 Menschen in dem waldigen dünn bevölkerten Formosa in die Sklaverei zu schleppen, dürfte selbst einem Tippu-Tip schwer fallen, wenn man Rückschlüsse von den jetzigen wilden Stämmen Formosas machen darf, es erscheint aber ganz ausgeschlossen, wenn man die jämmerlichen Misserfolge bedenkt, welche die Chinesen bei Feindseligkeiten mit den Wilden Formosas jetzt immer haben; in den kleinen Liukiu-Inseln dagegen kann es nicht schwer fallen, die Eingeborenen zur Unterwerfung zu bringen, oder am Meere einzuklemmen; Tiger und Wölfe giebt es in Formosa ebenso wenig wie in Liukiu; bergig kann man die Liukius auch nennen; die Sitten können in der That im Norden der Hauptinsel der Liukius anders gewesen sein als im Süden, das Schädelaufhäufen kann mit dem Ahnenkultus zusammengehangen haben; es ist aber auch nicht einmal ausgeschlossen, dass damals wirklich Schädel-

raub und Anthropophagie geherrscht habe; in den jetzigen sinisirten Stämmen Formosas erkennen wir die alten Ureinwohner auch kaum wieder. Soviel ist aber sicher, die Chinesen bezeichneten, namentlich später, Formosa gleichfalls als Liukiu, und zwar als Klein-Liukiu, vermuthlich weil sie die Grösse dieser für sie nichts Verlockendes habenden Insel übersahen, im Gegensatz zu Gross-Liukiu, dem jetzigen Okinawa; ferner weiss man auch, dass die Chinesen nach Formosa Expeditionen unternommen haben, die sie aber, wahrscheinlich weil die Resultate nicht den Erwartungen entsprachen, bald wieder aufgaben. Es ist aber sehr wohl denkbar, dass in den chinesischen Annalen schon Verwirrung geherrscht habe, welche Fragen eben nur durch eine streng kritische Arbeit zu lösen sein werden. Wie dem auch sei, von grosser Bedeutung wurden die Beziehungen zu Liukiu nicht, wenn auch chinesische Kaufleute eine Art Handelsverkehr mit Gross- und Klein-Liukiu unterhalten haben sollen.

Die Beziehungen der Japaner zu Liukiu sind mindestens ebenso alt, doch ist auch wieder unsicher, was die Japaner unter Liukiu verstanden; es mag vielleicht nur die Nordinsel Oshima gewesen sein, die schon sicher 593 Beziehungen zu Japan hatte. Der Name »Liukiu« giebt uns keinen Anhalt; nach den verschiedenen Versionen kann er bedeuten »der ausgestreckte Drache«, oder »das Juwel des Drachen«, oder das »Palais des Drachen«, oder die »schwebenden Welten« etc.; in Wirklichkeit wird es wohl ein Name sein, der von den Eingeborenen herstammt, und den die Chinesen auf willkürliche Weise sich mundgerecht, oder richtiger gesagt, sich schriftgerecht gemacht haben, ein Process, den jeder Europäer, der in China lebt, an sich selbst zu erproben hat, indem seine chinesischen Freunde ihn mit einem sog. Blumennamen beglücken, dadurch dass dem schlichten Namen bei der Uebersetzung in die chinesische Schriftsprache durch kleine Aenderungen ein möglichst Segen verheissender oder hoch klingender Sinn angedeutelt wird.

Im Jahre 749 wird Okinawa sicher schon erwähnt, eine japanische Gesandtschaft nach China wurde dorthin verschlagen; 1165 kommt ein berühmter japanischer Bogenschütze Tametomo nach Liukiu, von dem viele Adelsfamilien sich rühmen abzustammen; sein Sohn, genannt Shuntiengwan, d. h. der himmlische König Shun, schwingt sich dann 1187 zum König auf und wird der Begründer einer neuen Dynastie; er ist deshalb wichtig, weil er die Schriftsprache einführte, welche die Liukiu-Insulaner also jetzt schon seit 7 Jahrhunderten besitzen. Erst 1372 beginnen die Chinesen wieder Einfluss auf der Insel zu erlangen, indem der Gründer der Ming Dynastie Gesandte hinschickte

und so alle 3 Königreiche, in welche die Insel zu der Zeit zerspalten war, äusserlich tributpflichtig machte; er sandte auch 36 chinesische Familien dorthin, welche allerhand nützliche Gewerbe dort einführten und bis in die letzte Zeit eine gesonderte Kolonie ausmachten; diese führten nun die Lehre des Confucius ein; von jetzt an werden regelmässige Gesandtschaften nach China geschickt; die Grossen studirten in Nanking die chinesischen Klassiker in der Kaiserlichen Akademie, Eisen und Porzellan wurde in Menge eingeführt, die südliche Insel-Gruppe erkannte jetzt zum ersten Mal den König von Liukiu an, kurz es scheint jetzt eine Kulturperiode der Insel gekommen zu sein; nach 3 Generationen wurden dann auch die 3 Königreiche wieder vereinigt. Im Jahre 1451 wurden zum ersten Mal Abgesandte an den Reichsverweser von Japan mit Geschenken oder Tribut abgeschickt; nach anderen Quellen soll aber Tribut nach Japan schon Mitte des 14. Jahrhunderts gezahlt worden sein. Aber auch China hatte noch sehr viel Einfluss; ein Bürgerkrieg vom Jahre 1454 an wurde durch Hülfe der Chinesen beigelegt; der Handel nach China nahm so zu, dass Kupfer und chinesisches Geld in einigen Provinzen Chinas, Tshekiang und Fokien, selten wurden, so dass schliesslich eine Uebereinkunft erzielt wurde, dass nur noch in Waaren bezahlt werden sollte. Manches weist darauf hin, dass die Liukius damals ein grosses Tauschcentrum für japanische und chinesische Waaren wurden. Ein Aufstand in Kikiai, der unterdrückt wurde, beweist, dass auch die nördlichen Inseln jetzt zu dem Reiche gehörten. Der Schiffsverkehr der Liukius ging Anfang des 16. Jahrhunderts nach China und Japan, nach Korea und Formosa, ja selbst ein Schiff ging nach Malacca, und da japanische Seeräuber sich in Formosa festsetzten und von dort die chinesischen Küsten brandschatzten, übernahm der König der Liukius die Vermittlung zwischen China und Japan. Anfang des 17. Jahrhunderts kam dann, wie es scheint, Liukiu mehr unter die Botmässigkeit Japans, indem der mächtige Taikosama von Japan erst verbot den Chinesen Tribut zu zahlen und dann den Fürsten von Satsuma bei einem Zuge gegen die Liukius unterstützte. Der König von Liukiu wurde gefangen und mitgenommen, aber nach 2—3 Jahren wieder eingesetzt. — Unter der Mandshu Dynastie wurde dann auch die Tributzahlung nach China, die in Wirklichkeit aber mehr ein Tauschverkehr gewesen zu sein scheint, auf alle 2 Jahre festgesetzt, und nicht über 150 Leute sollen die Gesandten begleiten. Der grosse Kaiser Kanghi liess dann in der Hauptstadt der Liukius einen Confuciustempel und eine Akademie bauen, und es wurde vereinbart, dass die Liukius nur Landesprodukte, wie Kupfer, Zinn, Muscheln und

Industrieprodukte, nicht mehr eingeführte Waaren, wie Nelken und Riechholz als Tribut zahlen sollten. — So scheint es dann geblieben zu sein; der Verkehr mit China blieb derselbe, noch Mitte dieses Jahrhunderts wurde alle 2 Jahre Tribut nach China geschickt, und höchstens 2 Schiffe im Jahr vermittelten den Verkehr nach China. Japan dagegen bekam mehr Handelsverkehr nach den Liukius und riss schliesslich dann auch die factische Herrschaft an sich. Schon 1853 lag nach Perry eine japanische Garnison in der Hauptstadt. Im Jahre 1876 wurde dann der letzte König mediatisirt und mit dem Range eines Kadzoku nach Tokio geschickt. Es war später von einer Abtretung der Süd-Gruppe an China die Rede, doch findet man wenigstens jetzt alle Inseln im factischen Besitz der Japaner, und in der gesammten Inselkette ist kein Chinese wohnhaft und keinem chinesischen Schiffe ist es erlaubt, die Häfen anzulaufen.

Aus alle dem geht hervor, dass die Liukiu-Insulaner ihre Ursprünglichkeit schon lange eingebüsst haben; aber auch in der chinesischen Cultur scheinen sie nicht viel neues selbst geschaffen zu haben, wenigstens soll fast ihre gesammte Literatur aus Uebersetzungen bestehen, und ihre eigenen Dichtungen sollen nach dem Urtheil eines Chinesen nichts Originelles haben; andererseits lässt sich nicht leugnen, dass die Einwirkung der grossen östlichen Culturvölker eine sehr intensive gewesen ist, und dass das Volk wenigstens versucht hat, nach den Grundsätzen der grossen orientalischen Weisen zu leben, namentlich, was Humanität und speciell die von allen gerühmte Gastfreundschaft betrifft. Noch 1853 fand ein chinesischer Gelehrter, der die Expedition Perry's begleitete, die Bibliothek in der Hauptstadt sehr gut besucht; und auch Inschriften, wie die auf einem steinernen Denkmal dicht bei der Residenz, sprechen wenigstens für den ernsten Willen. Die stolze aber berechtigte Inschrift lautet: »Das Land, das die Gesetze des Eigenthums ehrt.« In der That wird die Ehrlichkeit der Leute von fast allen Reisenden rühmend hervorgehoben, wenngleich wohl meist die Furcht vor der Regierung die Hauptsache gewesen sein mag. Mehr Werth haben die Aussagen japanischer Polizeibeamter mir gegenüber, dass relativ wenig Diebstähle vorkämen, was aber auch, wie ein Beispiel bald zeigen wird, nach Inseln oder Distrikten verschieden zu sein scheint.

Fast bei allen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen kann man mit Recht fragen, stammen sie aus China oder aus Japan. So ist der Hausbau mit den Strohdächern und auf Pfählen japanisch, ebenso sind die Matten z. Th. wie in Japan, gefüllte, der Mangel von Stühlen und Tischen, ebenso der kleine Hausaltar, ferner die wie unsere Faust-

handschuhe geformten Socken, welche die Männer tragen, ebenso die Stroh- und Holzsandalen, die Pfeifen- und Tabackstäschchen, die Servirung und Zubereitung des Thees, das Gospiel, die Tänze etc. und vor allem die Sprache, die als ein alterthümlicher und etwas modificirter japanischer Dialekt aufgefasst werden muss; ihre Schriftsprache steht der japanischen sehr nahe, doch verstehen die Vornehmen und Gebildeten auch die chinesischen Zeichen. Von dem Chinesen haben sie vor allem die Religion und die Heilkunde, ferner eine Reihe von Geräthen, auch die Zuckermühlen, die Pflasterung der Strassen, den Brückenbau, die Ziegelbereitung, die Musikinstrumente, die Djunken, die Abschliessung ihrer Häuser durch Mauern und als die Inseln noch selbstständig waren, ihr ganzes Beamten-Classenwesen mit den Examina, ihre literarischen Wettkämpfe; dagegen erinnert die feste Abgrenzung der Stände wieder an Japan. Der sog. Liukiuzopf, der erst seit 2 Jahrhunderten bestehen soll, wird mit der Mandshu-Dynastie in China in Zusammenhang gebracht [1]), die Tattoomarken der Frauen auf den Händen sollen mit einer ähnlichen früheren Sitte der Frauen des Kaisers von China zusammenhängen; [2]) die Gräber sind äusserlich durch ihre Hufeisenform den chinesischen sehr ähnlich; die Sitte der Knochenwaschung, d. h. der Gebrauch, nach 3 Jahren das Grab festlich zu öffnen, die Knochen zu reinigen und sie in ein irdenes Gefäss zu thun, findet sich auch jetzt noch in Korea und einigen Theilen Chinas. Wie alle die östlichen Culturvölker haben sie einen Ahnendienst, gerade auf den Liukius nur sehr dünn übertüncht durch Buddhismus und die Lehre des Confucius.

So sehen wir denn, dass die Sitten und Gebräuche der Liukiu-Insulaner grossentheils ältere Formen der chinesischen und japanischen Sitten sind.

So interessant es nun auch für den Orientalisten sein wird, die internationalen Beziehungen der früheren Zeit aufzudecken und vielleicht auch von den Sitten der Liukiu-Insulaner Rückschlüsse auf die früheren Perioden der Japaner und Chinesen zu ziehen, so ist doch andererseits die Hoffnung des Ethnologen, durch Vorfinden eines ursprünglichereren Volkes Aufschlüsse zu erhalten über die Herkunft und verwandschaftlichen Beziehungen, speciell der Japaner, leider bedeutend vermindert; freilich ist es noch denkbar, dass man alte Literaturwerke der Liukiu-Insulaner auffindet, die etwas weiter bringen. Ebenso wenig sicheres lässt sich nun aus dem Körperbau unserer Insulaner schliessen; auch da findet man alle Anzeichen eines

[1]) Satow, Notes on Loochoo, As. soc. of Japan 1873.

[2]) Neumann's Zeitschr., allgem. Erdk. 1856, p. 262 (Bericht eines Chinesen).

Culturvolkes, d. h. starke Variationen der verschiedenen körperlichen Merkmale nach verschiedenen Richtungen hin, so dass, selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, dass die extremen Formen dieser Merkmale Rückschläge oder Erhaltungszustände früher verschiedener Typen sind, man doch keine Anhaltspunkte findet, um zur Entscheidung zu gelangen, wie man die verschiedenen Merkmale gruppiren muss, um die Urformen wieder heraus zu konstruiren. Ich habe eine Reihe von Messungen der Körper und Gesichtsmaasse angestellt, die freilich noch der Bearbeitung harren; doch glaube ich kaum, dass man ein anderes Resultat erhalten wird, als dass sie den Japanern sehr nahe stehen, was man freilich ohne Messungen auch erkennt. Auf diese Aehnlichkeit mit den Japanern hin unterscheidet nun Döderlein auch zwei Typen, indem er nämlich alle japanischen Charactere dem einen Typus, alles möglichst Unjapanische dem andern zutheilt. Betheiligten sich bei der Bildung des Liukiuvolkes nur 2 Typen, und ist der eine davon ein japanischer, was ja bei der Verbindung der beiden Länder nicht unwahrscheinlich ist, so hat diese Eintheilung auch etwas Berechtigung, leider aber stellen die Japaner auch keinen einheitlichen Typus dar. Auffallend aber ist vor allem das häufige Vorkommen viel stärkerer Körper-Behaarung, als die Japaner und andere umliegende Völker (Formosaner, Chinesen, Südseeinsulaner) sie zu haben pflegen; ich kann nicht leugnen, dass sie mich dadurch, wie auch durch den Gesichtsschnitt, häufig an die Ainos von Yezo erinnerten, ohne dass ich eigentlich ausser den Vorrathskammern, die denen der Ainos ähnlich sein sollen, sonst etwas zu Gunsten der Stammverwandtschaft anzuführen wüsste. Da, wie immer sicherer nachgewiesen wird, die Ainos in Japan früher viel südlicher herunterreichten, auch wahrscheinlich einen Bestandtheil der jetzigen Japaner ausmachen, so wäre übrigens a priori gegen diese Auffassung kaum etwas einzuwenden. Endlich ist es überhaupt garnicht nöthig, einen besonderen Liukiustamm dazu anzunehmen; man könnte sich ja die Sache auch so vorstellen, dass zu einer Zeit, als die Ainos noch in Japan eine grössere Rolle spielten als jetzt, sie oder ein Gemisch von ihnen mit den Japanern, die Liukius kolonisirt hätten. Doch das sind alles Theorien, die der thatsächlichen Fundamente bis jetzt entbehren; durch die Meeresströmungen am leichtesten verständlich wäre eine Einwanderung vom Süden aus, sei es von Formosa, sei es von südlicheren Inseln, wie die Philippinen, oder Palau; in der That ist vor wenigen Jahren in Kelung an der Nordostseite Formosas, also ganz nahe bei den Liukius, ein Schiff mit lebenden Palau-Insulanern angetrieben. Trotzdem zeigt die Physiognomie der jetzigen Liukiu-

Insulaner ebenso wenig wie ihre Sitten irgend welche Anklänge daran; da ich Gelegenheit hatte, sowohl die Formosaner als auch die Stämme von Nord-Luzon kennen zu lernen, so glaube ich zu dieser negativen Behauptung berechtigt zu sein. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, dass die Liukius früher einmal eine andere, von Süden gekommene, vielleicht malayisch-polynesische Bevölkerung gehabt haben, die dann später sich entweder bis zur Unkenntlichkeit mit der von Norden gekommenen vermischt hat, oder zurückgedrängt worden ist; diese Annahme würde jedenfalls Denen am besten passen, welche in der jetzigen japanischen Bevölkerung auch einen malayisch-polynesischen Bestandtheil erkannt haben wollen. Wie dem auch sei, nachweisen lässt sich ein an die malayisch-polynesische Race erinnernder Bestandtheil ebenso wenig oder ebenso viel wie bei den Japanern, aber nicht in höherem Maasse.

Ein so wenig gutes Prognosticum wir den ethnologischen Untersuchungen über die Liukiu-Insulaner zu stellen uns genöthigt sehen, um so interessanter werden zweifellos die naturwissenschaftlichen Resultate sein, die aus der Kenntniss dieser Inseln geschöpft werden können. Mit den geologischen Problemen habe ich mich bisher wenig beschäftigt, doch sind auch diese interessant genug; von den zoologischen und botanischen Problemen möchte ich hier nur eins hervorheben, weil es für mich eigentlich wesentlich die Ursache meiner Reise war, und weil ich glaube, dass ich das Meinige durch die Bearbeitung meiner Sammlung zur Lösung derselben werde beitragen können. Die Fragestellung selbst ist einfach genug. Japan besitzt eine Flora, die aus 2 Elementen zusammengesetzt ist, die ich kurz, um keine wissenschaftlichen hypothetischen Ausdrücke zu gebrauchen, die subtropische Flora und die Flora der gemässigten Zone nennen will; erstere ist auf der südlichen Insel vorherrschend und nimmt in der Hauptinsel Hondo die wärmeren Thäler ein, häufig sich mit den anderen Elementen vermischend. Nun gab es aber in einer der jüngsten Perioden, Ende der Tertiär- oder Anfang der Quartärperiode, in Südjapan eine Zeit, vielleicht unserer Eiszeit entsprechend, wo Pflanzen, einer kälteren Formation angehörig, in Südjapan vorherrschten, nämlich vor Allem Buchen, Ahorn, Hainbuchen, Wallnuss und viele andere (Nordenskjöld hat das Verdienst, sie auf seiner Vegaexpedition bei Mogi auf der Südinsel Japans gesammelt zu haben), während jetzt diese Pflanzen nur auf den höheren Bergen der Insel vorkommen und subtropische Elemente ihre Stelle in tieferen Lagen einnehmen. Jetzt ist die Frage: wenn diese subtropischen Formen damals schon da waren, wo sind sie während der Zeit des kühleren Klimas geblieben, oder wenn

sie erst später einwanderten, wo kamen sie her? Es sind zu viele Arten und auch zuviel grossfrüchtige darunter, als dass Einschleppung durch Vögel über weite Seestrecken als hinreichende Erklärung angenommen werden könnte; ebenso kann man nicht die Meeres-Strömungen herbeiziehen, da viele der Arten das Meerwasser nicht vertragen. Japan hat nun nach 3 Seiten hin mögliche Landverbindungen oder wenigstens Inselbrücken, nämlich nach Norden zu nach Sacchalin, nach Korea im Westen und den Liukius im Süden. Die ersten beiden Wege sind nun für unsere Frage völlig ausgeschlossen, da Sacchalin gar keine und Korea sehr wenig dieser subtropischen Typen enthält, noch aus Gründen der geographischen Lage und des Klimas damals enthalten haben konnte. Anders mit den Liukius; die Möglichkeit der Einwanderung von dort lag nahe, doch war die Vegetation speciell darauf hin zu prüfen; waren die Liukius ein Refugium oder der Ausgangspunkt für die subtropischen Formen in dieser jungen Periode, so war anzunehmen, dass dieselben oder höchstens correspondirende Arten sich auch jetzt noch dort erhalten haben würden; war das nicht der Fall, so blieb nur noch die Annahme, dass sich in der betreffenden Periode in Südjapan selbst die subtropischen Elemente doch noch an geschützten Stellen erhalten haben müssten, während neben ihnen die Elemente der gemässigten Zone gediehen. Ein definitives Urtheil wage ich noch nicht auszusprechen; gerade die Grundlage dieser Arbeit, eine Flora von Japan und eine Aufzählung aller Pflanzen, die von China, Korea und Formosa bisher bekannt und gesammelt sind, ist erst jetzt im Werden, ersteres von dem besten Kenner ostasiatischer Pflanzen, Professor Maximowicz in St. Petersburg, letzteres nach den reichen Schätzen der Londoner Herbarien, und wird es erst nach Vollendung beider möglich sein, sich ein sicheres Urtheil zu bilden. Voraussehen lässt sich aber schon, dass die eigentlichen Liukius, d. h. von Oshima an südwärts, kaum die Annahme rechtfertigen, dass sich die japanischen Formen dorthin zurückgezogen hatten. Die Verwandtschaft der Liukiu-Inseln zu Süd-China, Formosa und den polynesischen Inseln ist eine weit grössere als die zu Nord-China und Japan. Von 121 Arten z. B., die ich daraufhin gerade geprüft habe, sind neben 5 den Liukius eigenthümlichen 50 dem Süden und nur 22 dem Norden gemeinsam, während 44 auf beiden Seiten zu finden sind. Dies ist nur ein Theil der Pflanzen von Oshima und Okinawa. Wenn die Südinseln mit betrachtet werden, so ändert sich das Verhältniss noch viel mehr zu Ungunsten Japans. Nach Döderleins Mittheilungen verhält es sich mit den Thieren von Oshima ähnlich, so dass wir kaum berechtigt sind, in dieser so kurz

verflossenen Periode noch eine Landverbindung zwischen den Liukius und Japan anzunehmen. Nun liegt aber zwischen Japan und Oshima noch eine Reihe von Inseln, unter denen auch einige grössere sind, welche eine Japan sehr ähnliche Flora haben, und in der That ist es nicht unwahrscheinlich, dass Japan sich nach dieser Richtung hin damals weiter ausgedehnt hat.

Sehr wahrscheinlich dagegen ist es aus thier- und pflanzengeographischen Gründen, dass die Liukiu-Inseln lange vor dieser eben besprochenen Zeit, und zwar jedenfalls dann noch in einer der späteren Perioden des Tertiär, mit einander mehr oder weniger in Verbindung gestanden haben, auch geologische Facta, wie vor allem die Kohlenlager, sprechen für eine frühere grössere Ausdehnung der Inseln; ferner ist die Kette grösstentheils von Vulkanen begleitet, und wo das nicht der Fall, sind wenigstens Erdbeben häufig, also Hebungen und Senkungen von vornherein wahrscheinlich. Berücksichtigen wir ferner noch die grosse Verwandschaft der Lebewesen von Liukiu und Formosa und die geringe Zahl endemischer Arten auf den Liukius, sowie das merkwürdige Factum, dass viele Organismen Japans den korrespondirenden Arten in Formosa näher verwandt sind als den korrespondirenden Arten Süd-Chinas, weiter, dass Formosa, die Liukius und Japan gerade eine Reihe gemeinsamer oder sich sehr nahe stehender Formen besitzen aus solchen Gruppen, die Meereshindernisse schlecht überwinden, deren Verbreitung also nicht durch den Kuroshiwo (oder ostasiatischen Golfstrom) erklärt werden kann, so kommen wir in der That zu dem Schluss, die Liukius als Reste eines vormaligen Landes zu betrachten, welches Japan mit Formosa, und so indirekt auch mit dem asiatischen Kontinente verband. Aus oben angeführten Gründen würde es dann auch wahrscheinlich sein, dass die Landbrücke nach Japan sich eher gelöst habe, als die nach Formosa, ob aber, wie Döderlein meint, beide Verbindungen vor der Ankunft von Säugethieren in Japan und Formosa schon gelöst waren, erscheint mir sehr fraglich, im Gegentheil möchte ich eher glauben, dass einige, wie z. B. Affe und Schwein gerade den Weg über die Liukius genommen haben; beide kommen auf den Liukius vor, ebenso soll der Maulwurf auf der Hauptinsel sein.

Nachdem ich nun bisher versucht habe, in Kürze einige der interessantesten Fragen der Geographie, Geschichte, Ethnologie und Naturgeschichte dieser Inseln zu berühren, wollen wir jetzt eine Rundfahrt durch die Inseln antreten, um nur das allerwichtigste kurz zu inspiciren. Der nett und ganz europäisch eingerichtete, zwar kleine aber bequeme, und von einem englisch sprechenden Japaner geführte

Dampfer »Min-Maru«, nimmt uns in Kobe auf, um uns nach der Hauptinsel Okinawa zu bringen.

Der erste Hafen, wo wir anlegen, ist Kagoshima, an der Süd spitze von Japan, am Ende einer sehr tiefen Bucht prächtig gelegen, geschützt durch eine 5000 Fuss hohe Vulkaninsel; die Stadt hat eine historische Berühmtheit, da sie der Sitz ist der früher so mächtigen Fürsten von Satsuma, die sich in ganz hervorragender Weise an der neueren Entwickelung Japans betheiligt haben; 1863 wurde die Stadt von den Engländern beschossen und grösstentheils zerstört, auch 3 Dampfschiffe des Fürsten weggenommen. Später ist sie berühmt geworden durch die grosse Revolution gegen die neue Ordnung, Satsuma war merkwürdiger Weise damals der Mittelpunkt der Auflehnung. Seitdem spielt Satsuma politisch keine Rolle mehr, um so bekannter ist die Provinz aber jetzt in Europa durch das herrliche Satsuma-Porcellan, »das schönste und geschätzteste Steingut, das je aus Ostasien gekommen ist«. Jetzt ist es ein Städtchen von 20 000 Einwohnern, in der sich gerade eine kolossale Bauthätigkeit entwickelte, weil nämlich vor wenigen Monaten ein Brand 300 Häuser zerstört hatte, bei der leichten und feuergefährlichen Bauart in Japan ein leider nur zu häufiges Ereigniss. Die ganze Gegend besitzt eine reiche merkwürdig üppige subtropische Vegetation, die einen seltsamen Kontrast bildet zu dem struppigen und ernsten Vegetationscharacter der Nord-Liukius. Auch die japanische Race schien mir hier kräftiger, grösser und weniger schlitzäugig zu sein, als weiter im Norden.

90 Seemeilen südlich Kagoshima passirten wir die Insel Yerabu; der dicke Rauch verkündigte einen thätigen Vulkan, ein anderer ist seit wenigen Jahren erloschen. Schwefel und getrocknete Fische bilden den einzigen Export; viele Hirsche und Wildschweine bevölkern die waldige Insel. Die ca. 2000 Einwohner sind echte Japaner und gehören zum Satsuma-Clan, doch sollen sie arm und träge, die Häuser klein und schmutzig sein; den Transport vermitteln kleine Pferde, wovon das Stück nur 1½—2 $ kosten soll (?).

In der Ferne sahen wir die grosse flache Insel Yakushima, die hauptsächlich prächtige Cryptomerien und andere Hölzer liefert.

Die kleinen vulkanischen Inselchen der nördlichsten Gruppe der eigentlichen Liukius, die Shichito oder 7 Inseln passirten wir des Nachts, die erste grössere Insel war Oshima, ca. 252 Seemeilen von Kagoshima, eine bergige, düstere Insel, aus Urgestein aufgebaut, mit vielen Buchten und einigen guten Häfen, mit 30—50 000 Einwohnern, echte Liukiu-Insulaner, die aber ihren kleinen mit 2 Haarnadeln geschmückten Liukiuzopf zum grossen Theil schon gegen japanische

Haartracht vertauscht haben; die Frauen tättowiren ihre Hände mit hübschen blauen Mustern, auch eine Sitte, die im Aussterben begriffen ist, da die japanische Regierung es verbietet. Was aber leider nicht im Aussterben begriffen ist, das sind die Habus, die gefürchteten Giftschlangen, welche den Liukius ein so schlechtes Renommé verschafft haben. Es ist der Trimeresurus Riukiuanus, eine Schlange von 5—6 Fuss, die auch auf Bäume klettern kann, von Vögeln, Ratten, Fröschen lebt, und selbst nach meinem japanischen Gewährsmann in den Hühnerhäusern den Eiern nachgehen soll (?); sie würde nicht gefährlicher sein, wie andere Giftschlangen auch, wenn sie nicht den Menschen unprovocirt angreifen würde; wenn sie nämlich den Menschen hört, läuft sie für gewöhnlich nicht davon, wie die grosse Mehrzahl der Giftschlangen, sondern legt sich auf die Lauer. Gewöhnlich ist der Biss nach wenigen Stunden oder höchstens 2 Tagen tödtlich, manchmal soll Lähmung erfolgen, kleinere Glieder werden meist nach dem Bisse amputirt; jährlich sterben auf dieser einen Insel ca. 40 Leute daran, 80 werden gebissen; an dem Tage meiner Ankunft war auch gerade ein Mann gestorben, der Tags zuvor beim Batatengraben gebissen worden war. Die erste Frage nach meiner Landung war, ob ich nicht ein Mittel gegen den Schlangenbiss wüsste. Wie ein Fluch lastet diese Plage auf dem Lande, Dörfer werden verlassen, wo sie zu sehr überhand nimmt; meine 2 Kulis waren nicht zu bewegen, vom Pfade in ein kleines, besonders dichtes, und deshalb botanisch viel versprechendes Holz mit mir einzudringen; wir mussten uns im Walde immer auf den Pfaden halten oder wenigstens soweit wir das Unterholz übersehen konnten. Etwas Aehnliches habe ich auf meiner ganzen 4jährigen Reise nirgends gesehen; nur in China wurde ich einmal aus ähnlichem Grunde von meinen Kulis verlassen, aber da hatten die Kulis auch in Erfahrung gebracht, dass das Gehölz einem Tiger als Schlupfwinkel diene. Man erzählte mir, dass, als in Oshima ein Platz zur Erbauung eines Leuchthurmes gesucht wurde, 10 Leute mit grossen Bambusstangen vorangegangen seien, um die Schlangen aufzustöbern. Es steht eine Prämie von 10 sen (25—30 Pf.) auf die Tödtung einer Habu, aber man merkt kaum eine Verminderung. Es giebt 2 Varietäten, die Gold- und die Silber-Habu, je nachdem die Zeichnung mehr gelb oder weisslich ist; die Art ist mit Ausnahme weniger Inseln über die ganzen Liukius verbreitet, aber nirgends so häufig wie in Oshima und Tokunoshima, sowie in einigen ganz kleinen Inselchen. In Formosa kommt eine ganz nah verwandte Art vor, in Japan keine. — Auch von Pflanzen erreichen viele sehr characteristische hier ihre Nordgrenze, nämlich die Sago Cycadee (Cycas revoluta),

häufig fälschlich Sagopalme genannt[1]), ferner eine echte Palme, die durch die ganzen Liukius und Formosa vorkommt, eine Verwandte der malayischen Zuckerpalme, die erst jetzt einen lateinischen Namen erhalten hat, nämlich Arenga Engleri Becc; (sie wird verschiedentlich in Beschreibungen der Liukiu-Inseln als Caryota angeführt). Ferner vor allem eine werthvolle Gespinnstfaser, nämlich ungefähr dieselbe, aus welcher der Manillahanf bereitet wird, Musa Baschio, eine Bananenart, die vielfach gebaut und deren Faser zu billigeren aber sehr dauerhaften Geweben verarbeitet wird. Die Cycas ist fast die wichtigste Pflanze der Liukiu-Inseln, sie heisst dort Sotetsu, wächst an den steilen Abhängen und bildet durch den Sago im Innern des Stammes kleine Proviantmagazine für Zeiten der Noth. Der Sago ist nicht so gut wie der Sago aus der echten Sagopalme des malayischen Archipels, auch wachsen die Pflanzen viel zu langsam, als dass sich der Anbau für den Export rentiren könnte; die Pflanze ist aber sehr wichtig für den häufig eintretenden Fall, dass Taifune die Haupternten zerstören. Früher gab es deshalb in Okinawa einen eigenen Beamten, der die Anpflanzungen zu kontrolliren hatte; jetzt ist bei der vortrefflichen Verbindung mit Japan die Sache nicht mehr so dringend. Neuerdings werden junge Pflänzchen der Cycadeen massenhaft exportirt nach Japan und auch nach Europa, speciell auch von einem deutschen Gärtner in Yokohama; derselbe hatte mir vorher die Liukius, die er selbst besucht hatte, um den Handel einzurichten, in so schwarzen Farben wie möglich geschildert, den Schmutz, die Schlangen, den Mangel an Comfort etc., wie es scheint, aus leicht zu errathenden Gründen; ich kann nur sagen, dass für den, der mit japanischer Kost zufrieden ist, oder sich selbst Proviant mitnimmt, bis auf die Taifunzeit das Reisen in und nach den Liukius jetzt absolut nicht mit Schwierigkeit verbunden ist. Als Nahrungsmittel dient hier wie auf der ganzen Kette vor allem die Batate oder Süsskartoffel. Dieselbe hat eine merkwürdige Geschichte; sie wurde 1610 von Luzon nach China, von dort dann nach den Liukius eingeführt, weshalb sie auf den Liukius Kala-imo oder chinesische Kartoffel genannt wird. 1698 wurde dann ein Korb voll nach Satsuma dem Daimio zum Geschenk gesandt; sie heisst deshalb in Satsuma Liukiu-imo, also Liukiu-Kartoffel; von dort verbreitete sie sich in Japan wieder als Satsuma-imo und wanderte als solche wieder zurück, so dass man jetzt auf den Liukius Kala-imo und Satsuma-imo als Varietäten unterscheidet. Reis wird nicht sehr viel und in schlechter

[1]) Sie wächst auch noch in den Thälern der Süd-Insel von Japan wild, doch ist es zweifelhaft, ob sie dort ursprünglich heimisch ist.

Qualität gebaut. Hauptexportartikel ist Zucker; im Jahre 1878 z. B. fast 5 Mill. kg von der einen Insel allein. Eine kurze Zeit lang, Ende der 70ger, bestand hier auch eine Zuckerraffinerie des Fürsten von Satsuma, mit Hülfe einer europäischen Firma von Nagasaki eingerichtet; man baut auch den sog. wilden oder Berg-Indigo (Yama-ai), eine Acanthacee, hier sowohl wie auf den meisten übrigen Liukius, ebenso sind neuerdings auf den Bonin-Inseln Pflanzungen davon angelegt. Die Pflanze, die in der That verdient, dass man sich mehr mit ihr beschäftigt, soll einen viel besseren Indigo enthalten, als die gewöhnlichen Indigo liefernden Arten Japans; der Indigo soll in der That an Güte dem indischen nahe kommen [1]).

Eine Tagereise bringt uns dann nach der Hauptinsel Okinawa, nach dem mehrfach beschriebenen Hafen Nafa, ca. 400 Seemeilen von Kagoshima. Welche Mühe und Zeit hat es Hall, Beechey und Perry gekostet, nur die Erlaubniss zu erlangen, ans Land zu gehen; wie wurden sie fortwährend von Kundschaftern umschwärmt, die jeden Verkehr mit den Eingeborenen verhinderten und sie fast in jedem Haus durch ein Thee-Gastmahl aufzuhalten wussten. Wie anders ist es jetzt; schreiend erwartet uns am Lande eine Unmenge von Frauen, die sich sofort unsere schweren Gepäckstücke auf den Kopf laden und damit in den engen Strassen verschwinden, wobei es natürlich nicht ohne Streit untereinander abgeht; sie sollen über 1 Centner auf dem Kopf tragen können. Ein kleines japanisches, sehr primitiv eingerichtetes Hôtel, natürlich nach Landesbrauch ohne Stuhl und Tisch, bietet uns gewünschte Unterkunft. Die älteren Expeditionen, auch Capitain Hernsheim noch, haben Frauen kaum zu Gesicht bekommen; wir dagegen plaudern und handeln mit ihnen auf den Märkten; wenn wir die Insulaner in ihren Häusern aufsuchen, werden wir auch von den Frauen begrüsst, freilich ziehen sie sich dann gleich zurück; nur vor dem photographischen Apparat haben sie noch etwas Scheu, doch das ist fast bei allen Völkern Ostasiens der Fall. Dass dort jetzt ein kleiner japanischer Photograph ansässig ist, beweist wenigstens, dass auch diese Neuerung schon Anklang findet. Der Hafen ist mit Djunken belebt, und, ein ungewohnter Anblick, selbst 2 kleine japanische Handelsdampfer, der eine dem Fürsten von Satsuma gehörig, lagen schon in dem Hafenkanal, so dass wir einen Tag draussen im Aussenhafen warten mussten. Hier wie auf den ganzen Liukius

[1]) Nachträglich erfahre ich, dass auch in Süd-China eine Acanthacee (wohl jedenfalls dieselbe) wegen der blauen Farbe kultiviert wird; es ist Strobilanthes flaccidifolius Nees, in Indien als Room oder Assam Indigo, in China als Sam Yip bekannt.

sind die Böte sehr primitiv, theils grosse schlecht gefügte platte Fahrzeuge, die fortwährend auszuschöpfen sind, theils Böte aus einem Stamm, wozu das Holz aus Kagoshima kommt, die aber auch meist nicht dicht sind, mit Paddelrudern, endlich auch gezimmerte Böte, die aber in der Form der eben erwähnten Kategorie nachgebildet sind. Das Segeln ist sehr unbequem, indem das Segel durch eine Reihe von Querstangen aus Bambu gespannt wird und vom Ende jedes Bambus eine Schnur ausgeht, wodurch man eine verwirrende Menge von Schnüren zu bemeistern hat; Steuer besitzen die Böte nicht. Auch das Fischen geschieht sehr primitiv, meist mit Angeln auf den Korallenbänken, oder mit Handnetzen zum Auswerfen in den schlammigen Theilen des Hafens, wobei die Fischer knietief durch den Schlamm waten. Die besseren japanischen Systeme werden verworfen, wurde mir versichert, weil dann der Fang zu schnell ginge; es scheint mir sehr begreiflich, da der Mann doch auch seinen Tag verbringen will; die Hauptarbeit thut nämlich die Frau, selbstverständlich schwerere Arbeiten wie Pflügen etc. ausgenommen. Sehr originell beschreibt ein Chinese die Arbeitstheilung folgendermaassen: »Die Frauen ernähren die Männer; diese sitzen auf den Matten im Schatten eines grossen Baumes und fächeln sich, in der linken Hand halten sie eine Tabackspfeife und in der rechten den Theetopf; niemals gedenken sie der Anstrengungen und Leiden der Frauen«. Doch gilt dies alles nur von den höheren Ständen und namentlich den Adeligen. Die Gärten sind nach chinesischer Art abgeschlossen, die Mauern dazu bestehen aus fein ineinander gefügten Korallenkalkblöcken. Auch der Hafen ist durch 4—8 Fuss hohe Mauern eingefasst; in derartiger Arbeit sind sie den Japanern überlegen; selbst vor den Eingängen der Gärten befindet sich meist noch eine Mauer, um auch das Hineinsehen zu verhüten. In der Stadt tragen die Häuser Ziegel nach chinesischem Muster, in den Dörfern Strohdächer nach japanischer Art. Jinrikshas (von Männern gezogene Wägelchen) giebt es auch schon in Nafa. Früher gab es keine Läden, jetzt sind eine Reihe japanischer Läden hier, wo uns vor Allem auch Bass Pale Ale und namentlich Flensburger Stockbier anheimelt. Auf den Märkten fällt uns eine schwarz und weiss quer gestreifte Seeschlange, die Erabu unangi, d. h. der Aal von Erabushima, Platurus fasciatus, vor Allem auf, die getrocknet und geräuchert für 40 Pfg. bis 1,20 Mk. verkauft wird. Es ist eine Schlange mit stark entwickelter Giftdrüse; die Taucher fangen sie auf den Korallenriffen mit der Hand und beissen ihnen, was ich selbst gesehen habe, das Genick durch; die Schlange soll aber trotz ihres Giftes nie beissen.

Die Industrie ist recht bedeutend; Glasflaschen werden auf der Insel selbst, in Tsuboia, hergestellt; Steingut, aber nur gewöhnliches, auf einer Insel nahe Okinawa (früher wurden auch feinere Porzellansachen auf den Liukius hergestellt); feine Porzellanerde wird in der südlichsten Gruppe gefunden; von Töpferei habe ich vor Allem die grossen Kruken zu erwähnen, die das Regenwasser aufnehmen, das von den seitlich unterhalb der Dächer befestigten Bambusrinnen aufgefangen wird, die Ziegel werden auch in Okinawa gemacht; auch gewöhnliche Lacksachen werden angefertigt, sowie Messing und Zinnarbeiten. Vor Allem wird viel gewebt, in Hausarbeit und in Fabriken; eine, die ich in Shuri besuchte, beschäftigte über 60 Frauen; das Garn wurde ebendort auch mit Indigo gefärbt; hier wurden fast nur grobe Stoffe gefertigt, meistens aus Manillahanf. Zum Rothfärben geht das Tuch meist nach einer kleinen benachbarten Insel Kumeshima; jede Insel hat ihre Specialität und eigenen Muster. Die Baumwolle wird fast gar nicht gebaut, aber in grossen Quantitäten eingeführt, speciell englische Garne, auch gefärbte. Der Export aller Zeuge nach Japan ist zwar nicht sehr bedeutend, aber immerhin bemerkenswerth.

Ein grösserer Exportartikel ist Awamori, ein Branntwein, bereitet aus italienischer Hirse und Reis, auch aus Hirse allein. Er wird in grossen Kruken zu 18 Litern exportirt; eine solche Kruke kostet ca. 4 Mark. Es war eine der wichtigsten Ladungen für das zurückkehrende Schiff und schon bei der Ankunft warteten unser am Strand ungeheure Reihen derselben.

Der Hauptexport des ganzen Okinawa-Ken besteht aber aus Reis, natürlich je nach der Ernte sehr verschieden viel, in einem Jahre betrug der Export z. B. 6 Mill. Liter; viel geringer ist der Export von Weizen, Hirse, Bohnen, Sesam; Zucker in demselben Jahre 30 000 kg, dagegen enorm der Export von Bataten, fast 150 Mill. kg., ferner neben dem Awamori und den Stoffen noch Seegras, Lacksachen, billige Matten, gesalzenes Schweinefleisch etc. Hauptimportartikel dagegen ist Baumwolle, Taback, Thee, Oel, Sake (Reisbier), Maccaroni, Papier, Nesselgras, Seegras, Metalle und bessere Sorten von Reis.

Die frühere Residenz Shuri ist ½ deutsche Meile von Nafa entfernt, höchst malerisch einige hundert Fuss über dem Meere gelegen. Die Residenz ist jetzt von einer japanischen Garnison eingenommen; der Berg, auf dem dieselbe liegt, ist auf sehr kunstvolle Weise durch mächtige Mauern, die an einigen Stellen bis 60 Fuss hoch sind, terrassirt; auch diese Mauern sind ausserordentlich kunstvoll und solide ineinander gefügt und haben einem kolossalen Seiten-

druck der Erde Widerstand zu leisten; ein lebhaftes kleines Pony mit einem Zaum aus Zeug und mit riesigen Messingschuhen als Steigbügel brachte mich dahin. Ein schöner Hain mit Brunnen befindet sich zwischen Residenz und Stadt, angenehme Kühlung spendend und voll von interessanten Pflanzen.

Doch schon zu lange verweilen wir auf der noch relativ am besten bekannten Hauptinsel. Wir benutzen, da unser Schiff hier sein Endziel hat, den seltenen Glücksfall, dass gerade ein kleiner privater Steamer im Hafen liegt und besuchen mit ihm die südlichen Inseln. Der Dampfer heisst zwar Taijumaru, aber nirgends ist etwas von dem Namen zu lesen, dagegen prangt hinten gross und deutlich der Name Wilhelmine Emma, Glasgow, eine kleine Aufmerksamkeit des Zufalls. Wir legen in Kerama an, einer kleinen Insel westlich von Okinawa, wo es sehr viele Hirsche giebt, früher den Königen gehörend; sie sollen aus Japan importirt sein. Die ca. 500 Fuss hohen Inseln bestehen unten aus dunklen Schiefermassen und Conglomerat, oben ist Gneiss und darüber liegen crystallinische Schiefer; sehr originell sind die ganz gemauerten Schweineställe, zu denen einige Stufen hinunterführen. Die Schweine spielen eine sehr grosse Rolle in den Liukius und sind sehr billig; in Miyako kosten sie nur 10 Mark, in Okinawa 12—16 Mark. In Shuri sollen nach japanischen Quellen täglich über 100 Schweine geschlachtet werden, daneben auch ein Paar Rinder; Milch wird von den Liukiu-Insulanern nicht genossen.

Die nächste Station war die kleine Insel Kumeshima, wo von Japanern nur ein Gouverneur lebt. Sie besteht aus ca. 3 bis gegen 800 Fuss hohen aber dicht bewaldeten Hügeln, an die sich nach Westen hin eine flache bebaute Ebene anschliesst; hier wird viel Reis gebaut, gefärbt und gewebt.

Viel wichtiger ist Typinsan oder Miyakoshima, ca. 130 Seemeilen von Okinawa entfernt, eine dicht bevölkerte flache Insel aus gehobenem Korallenkalk bestehend, voll von tiefen Grotten, in denen sich süsses Wasser ansammelt. Ich hatte von der Regierung in Okinawa einen Begleiter mitbekommen, ob als Spion oder als Fremdenführer, ist mir unklar geblieben, jedenfalls verschwand er bald darauf, nachdem er sich von meiner gänzlichen Ungefährlichkeit überzeugt zu haben schien. Als dieser mich in Miyakoshima angemeldet hatte, wurde ich sofort den Hügel hinaufgeführt, wo mitten unter prächtigem Pandanusgebüsch ein Marmorstein auf einem Granitsockel stand, auf dem ich Folgendes las: »Im Juli 1873 ist das deutsche Schiff R. J. Robertson, geführt von Kapitain Hernsheim aus Hamburg, an den Felsen der Küste von Typinsan gestrandet. Die Besatzung wurde mit Hilfe der

Uferbewohner gerettet, in Sicherheit gebracht und während 34 Tage gastlich aufgenommen, bis sich am 17. August 1873 die Heimreise bewirken liess. In Anerkennung dieses rühmlichen Benehmens haben Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preussen, die Aufstellung dieses Denkmals zur bleibenden Erinnerung angeordnet«.

Auch ein Fernrohr wurde im japanischen Amtsgebäude bewahrt, gleichfalls ein Geschenk des Kaisers. Zwei goldene und eine silberne Uhr, Abschieds-Geschenke der Schiffbrüchigen, sollen noch in Shuri aufbewahrt werden.

Auch mich nahmen die »Uferbewohner« sehr freundlich auf und zeigten das Wenige, was dort zu sehen war, namentlich die Bereitung des Awamori-Branntweins, die sehr einfach ist, ferner die Schuppen, wo gewebt wird, wobei mir auffiel, dass die Frauen immer eine Pfanne mit glimmender Hirsespreu unter dem Webstuhl stehen haben, um das Zeug trocken zu halten; hier wird auch Hanfzeug verfertigt und namentlich feines Nesseltuch, wovon das Stück von 28 Fuss Länge, wie schon erwähnt, manchmal mit 60 Mark bezahlt wird. Trepang wird von hier nach China exportirt, aber da keine directe Verbindung existirt, über Japan; auch hier wird wenig Reis, wenig Manillahanf und sehr viel Bataten gebaut. Es leben auf der engeren Gruppe 50 Japaner, darunter 21 Angestellte; da letztere zusammen nur 20,000 Mark Gehalt beziehen, so kann man die Kosten der Verwaltung nicht übermässig gross nennen. Dagegen muss die Gruppe jährlich 40,000 Mark in Produkten, d. h. in Hirse und Reis, nach Japan abliefern. Ein Hafen ist eigentlich nicht vorhanden, man ankert zwischen 2 Inseln weit vom Lande in 16 Faden Tiefe. Auf der Gruppe sind 4 Schulen, 3 davon auf der Hauptinsel, doch ist das für die 32,000 Einwohner nicht genügend, es wurden deshalb mehr geplant; die Lehrer sind natürlich Japaner und das System ganz das in Japan gebräuchliche; die Kinder schienen mir aufgeweckt und begabt; die Aermeren brauchen nichts zu bezahlen, dagegen müssen die Wohlhabenderen Schulgeld erlegen.

Am interessantesten aber ist die Art der Tättowirung der Hände. Während sich in Okinawa nur verheirathete Frauen tättowiren lassen und zwar nach einem bestimmten Muster, tättowiren sich die Schönen von Miyako immer die Muster der von ihnen gefertigten Stoffe auf den Arm, und zwar schon von früh an, so dass Heirathskandidaten in der Lage sind, sich den häuslichen Fleiss ihrer Herzensdamen wörtlich am Finger abzuzählen. Das einzige Missliche ist, dass eine Kontrolle nicht existirt, so sah ich kleine Mädchen, die sicher noch

keine Kimonos weben konnten, schon mit Webzeichen versehen. Bei der fleissigsten Dame zählte ich auf Hand und Arm 53 Muster, doch höre ich, dass manche Damen die hübschen Muster sich doppelt eingraviren, oder sich auch die Muster ihrer Freundinnen einprägen.

Die Männer tragen als Amulet gegen Krankheiten eine kleine Schnur aus der Rheafaser am Handgelenk, einen Monat am rechten, den andern Monat am linken Arm, auch eine alte japanische Sitte; auch brennen sie sich manchmal schrotkugelgrosse Flecken an verschiedenen Körpertheilen ein und färben sie dann noch häufig mit Indigo, gleichfalls ein Gebrauch Japans. Hier sind ganz besonders viel Krähen und ein milanartiger Raubvogel, der zu bestimmten Zeiten im Herbst kommt, viel gefangen und von den Kindern als Spielzeug benutzt wird.

Ueber die nächste Insel Ischikagi will ich kurz hinweggehen; diese Insel bildet mit Iriomotte die Untergruppe Yerama, die 15,000 Einwohner mit ca. 250 Japanern zählt, davon kommen auf die Hauptinsel 10,000. Ischikagi ist sehr bewaldet und hat wohl den höchsten Berg der gesammten Liukius, den Omotodake, der 1680 Fuss hoch ist. Exportirt wird neben Reis und Hirse hauptsächlich Holz, namentlich Eiche und Kiefer, Manillahanf ist viel vorhanden. Dort wächst der beste Taback in den Liukius, der in Kagoshima in kleine Cigarren verarbeitet wird; auch Hanfzeug wird exportirt. Die Perlmuttermuschel, Jakogai genannt, die von Okinawa in ziemlichen Quantitäten exportirt wird, wird auch hier von Leuten aus Okinawa manchmal gesammelt. Hier sah ich unter Anderen auch Scorpione und Landschildkröten. Theile der Insel sind recht ungesund durch Fieber, während die nördlicheren Gruppen der Liukiu-Inseln davon ziemlich verschont zu sein scheinen.

Ischikagi hat gar keinen Hafen, man liegt eine Stunde weit vom Lande zwischen der Insel und einer kleineren gegenüber. Als wir ans Land fuhren, schlug gerade nicht weit von uns ein Kanoe mit Taback und Branntwein beladen um; obgleich unsere 5 Ruderer sofort ihr schnellstes Tempo aufsetzten, waren doch unterdessen schon 4 Kanoes an der Küste klar gemacht und mit Blitzesschnelle beim Rettungswerke, d. h. natürlich des Tabacks und Branntweins, während sich um die Leute im Wasser kein Mensch kümmerte. Sie hatten es als vorzügliche Schwimmer, wie alle Liukiuleute, auch nicht nöthig, sondern schwammen wie Pudel hinter den Böten her. Die Bevölkerung der Insel soll aber abnehmen, deshalb sind Familienväter mit 5 Kindern steuerfrei; die Zahl der Männer soll so überwiegen, dass man den Plan hatte, Japanerinnen zu importiren.

Iriomotte, die letzte grössere Insel, ist schrecklich ungesund; sie war vor 20 Jahren eine Strafkolonie des Königreiches Liukiu, damals war sie noch ungesunder. Eine 67jährige Frau erzählte, als sie dorthin kam, waren 80 Häuser in ihrem Dorf, jetzt nur noch 20. Ganz Iriomotte hat nur 2000 Einwohner. Die Insel ist ganz gebirgig, mit Spitzen bis 1450 Fuss hoch, wunderbar schön und dicht bewaldet, mit reizenden tropischen Landschaften, Mangrove-Waldungen und Wasserfällen; leider kommen aber lästige Springblutegel hier vor und wie überall Mosquiten und Fliegen in Massen. Der Hafen von Funaoki im Norden ist mässig geschützt und in der Mitte bis 28 Faden tief. An der andern Seite ist die »Seymourbucht«, nur 13 Faden in der Mitte und mit vielen Untiefen. Die Insel besteht grösstentheils aus Sandstein, die Flötze von Kohlen führt, an der Ostseite der Insel soll anderes Gestein, wahrscheinlich Schiefer zu Tage treten. Seit 5 Jahren wird die Kohle exploitirt, durch die Mitsiu-Compagnie in Tokio, aber in sehr primitiver Weise; nicht einmal Karren und Schienen zum Hinausbefördern der Kohlen waren da; das Flötz ist nur 70 cm dick, Arbeiter waren 103 dort, theils Japaner, theils Leute von Okinawa, doch sollen sie allmählich bis auf 1000 vermehrt werden; sie sind aber schwer zu erlangen, oder theuer, weil die Gegend so ungesund ist, wenngleich der Gesundheitszustand in diesem Jahre einigermaassen gut war. Die Idee ist, die Kohlen direkt nach Hongkong zu verschiffen, damals war in dem ganzen Jahre nur zweimal ein Dampfer von 800 Tonnen nach Hongkong abgegangen, ausserdem nahm unser Dampfer für eigenen Gebrauch Kohlen ein; doch war es beabsichtigt, eine monatliche Verbindung mit Hongkong herzustellen. Die Tonne kostet zwar nur 1,20 $, also noch keine 4 Mark, ist aber sehr schlecht, und die Beförderung auf's Schiff so primitiv und zeitraubend, dass es kaum rentiren kann. So versprach bei dem Leuchtthurmdampfer 1886 der Chef der Grube für den Nachmittag 100 tons, nach 26 Stunden waren aber erst eben 12 tons geschafft, so dass der Dampfer es aufgab, auf den Rest zu warten. Die Konkurrenz mit dem energisch aufstrebenden benachbarten Kelung in Formosa wird ohnehin schwierig sein, doppelt dann, wenn die Japaner dabei verharren, keine Chinesen in die Liukius hinein zu lassen.

Hier erlebten wir einen starken Taifun; es war im October; wir sollten eigentlich schon wieder auf der Fahrt sein. Glücklicherweise hatte sich wie gewöhnlich das Kohleneinladen verzögert, und als die Kohlenböte sich vor dem Sturme retten wollten, war ihnen die Rückkehr zum Dorf abgeschnitten und sie wurden in die Mangrovewälder

des hinteren Theiles der Bucht getrieben; eins davon zerschellte auf einem Heuschobergrossen Felsen in der Bucht, die Leute klammerten sich an den Felsen, machten uns Zeichen, die wir beantworteten und banden sich dann mit ihren Tüchern an der Leeseite des Felsens fest, jede Welle des aufgeregten Hafens spritzte über den Felsen; dies war Morgens. Nachmittags sandten wir ein Rettungsboot mit 5 Mann, um sie abzuholen; pfeilschnell schoss aber dasselbe bei dem Felsen vorbei und verschwand in den Mangrovewäldern. Am nächsten Morgen passirte das Centrum des Sturmes in unserer Nähe, es gab deshalb ruhigere Momente und das Rettungsboot kämpfte gegen den Wind an, holte die Leute von der Klippe und brachte sie an's Schiff. Die Liukiu-Leute, welche 24 Stunden beständig bespült und bespritzt worden waren, tranken in aller Gemüthsruhe einige Awamori-Schnäpse und gingen wieder an die Arbeit. Unsere Lage war so gut, wie sie in den Süd-Liukius sein kann, aber dennoch hatten wir uns dreifach verankert und Dampf aufgesetzt, und ungefährlich war es immerhin nicht, denn wären die Ketten gerissen, oder sassen die Anker nicht gut, so wären wir unzweifelhaft gegen die hohen Felsen geschleudert, die überall die Bucht einfassen. Auf unserer Hinreise hörten wir überall nur freudige Berichte, dass Reis- und Zuckerernte diesmal gelungen seien, da nur 1 Taifun, im August, gewesen und nicht viel geschadet hatte; auf der Rückreise hörten wir klagen, dass z. B. auf Miyakoshima die ganze Zuckerernte verloren sei; dort war der Zuckerbau in grösserem Maassstab erst vor wenigen Jahren von Okinawa aus eingeführt. Im Durchschnitt gehen im Jahre 4—5 Taifune über die Liukius; sie entstehen in den philippinischen Gewässern, gehen dann nach Norden, richten häufig in Luzon z. B. Manilla furchtbare Zerstörungen an, gehen dann bald rechts, bald links bei Formosa vorbei, die links gehenden berühren dann oft Hongkong, die rechts gehenden bilden die Mehrheit, sie ziehen sich über die Liukius nach Japan hin, seltener auch weiter rechts bis zu den Bonin-Inseln, von Japan aus biegen sie dann in den Stillen Ocean ein, nachdem sie manchmal sogar noch in Yokohama Unheil angerichtet haben. Die Mehrzahl fällt in den Hochsommer bis Spätherbst. Auf unserer Rückkehr sahen wir in Miyako einen japanischen Kutter mehrere Fuss hoch über Meeresspiegel auf den Felsen sitzend, durch diesen Sturm dorthin geschleudert. Während des Sturmes noch waren, wie der Gouverneur mir erzählte, Leute von Ikema und Jerabu in ihren ausgehöhlten Stämmen herangefahren, um zu stehlen; die Ikemaleute sollen den Wilden Ostformosas darin nichts nachgeben. Im Allgemeinen dagegen sind die Liukiu-Insulaner ehrlich, mässig, auch im Trinken

von Branntwein, reinlich für den, der von China kommt, schmutzig für die Japaner; sie sind willig, der Autorität folgend, sparsam, das gemeine Volk ist fleissig und ausdauernd, der Adel dagegen war bisher faul und herrisch, andererseits aber auch theilweise klassisch gebildet (natürlich in chinesischem Sinne). Da er an Zahl ungeheuer gross war und der Kastengeist stärker als in Japan, so übte er natürlich einen gewaltigen Druck auf das Volk aus, was sich schon in den äusseren, im wörtlichen Sinne kriechenden Formen ausgeprägte, ohne dass es dem Adel gelang, wie der altjapanische, ein Hort der Nationalität zu sein und das bewegende Element einer nationalen geistigen Entwickelung zu werden. Die älteren Beschreiber der Hauptinsel geben interessante Belege dazu, ohne dass sie natürlich die inneren Verhältnisse verstehen konnten. Jetzt natürlich, in der japanischen Aera, ist die Rolle des autochtonen Adels ausgespielt; man merkt nichts von ihm, oder wenigstens tritt er nach aussen ebenso wenig hervor, wie in Japan die Samurais als solche. Für das Volk ist die Annexion in Wirklichkeit ein Segen; zwar hasst es natürlich die japanische Bureaukratie und Fremdherrschaft, aber man kann durchaus nicht sagen, dass Japan irgendwie seine Stellung missbraucht oder das Land aussaugt. Japanische Kaufleute, Fabrikanten und Compagnien bringen Geld in's Land hinein, die Hilfsmittel europäischer Kultur werden zugänglich gemacht, Hungersnoth durch die Taifune gehört bei den jetzigen Verbindungen zu den Unmöglichkeiten, kurzum, die Liukius sind auf dem besten Wege, den grossen Vorsprung japanischer Kultur langsam einzuholen. Für Japan haben die Inseln nicht so sehr viel Werth; als Auswanderungsgebiet sind sie nicht tauglich, die nördlichen zu bevölkert, die südlichsten zu gebirgig, heiss und ungesund, als Handelsgebiet ist die meist arme und anspruchslose Bevölkerung von 370,000 Einwohnern doch auch von nicht allzu grosser Bedeutung, nur durch die Production von Zucker, den Japan ja doch von aussen beziehen muss, wird es von grösserer Wichtigkeit. Politisch ist es in moralischer Hinsicht eine Art Demüthigung Chinas, die sich jenes Land kaum dauernd gefallen lassen dürfte, wenn es erst im Stande sein wird, seine Blicke auswärtigen Angelegenheiten zuzuwenden. Dem Volke und uns können wir dagegen nur wünschen, dass es den Japanern lange erhalten bleibt, und dass die europäischen Mächte, soweit sie es noch nicht gethan haben, den Besitz auch officiell anerkennen mögen.

Hierzu Siehe: Tropenpflanzer 9ter Jahrgang 1905 Heft 2 Seite 59 ff. „Sir William Willcocks, Die Wiederherstellung der alten Bewässerungswerke am Tigris und die Aufforstung Chaldäas."

Die Verkehrsverhältnisse in Mesopotamien.

Mit einer Karte (Tafel 2).

Von

Dr. **B. Moritz.**

(Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 5. Juni 1890.)

Das Land Mesopotamien, auf das ich mir im Folgenden erlaube Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, gehört trotz seiner verhältnissmässigen Nähe an Europa und trotzdem es als eines der ältesten und für die Kulturgeschichte bedeutungsvollsten Länder ein besonderes Interesse beanspruchen dürfte, noch immer zu den unbekanntesten Theilen von Asien und steht in dieser Hinsicht nur dem benachbarten Arabien nach. Zwar an Reisenden hat es auch hier nicht gefehlt. Zuerst und zumeist waren es Engländer, die in handelspolitischem Interesse die Erforschung des Landes in grossartigem Maassstabe unternahmen. Da sie aber zum grössten Theil in hochofficieller Eigenschaft reisten, so liegen ihre Berichte und Aufnahmen zumeist in den Regierungsarchiven vergraben. Meine Zwecke waren zwar bedeutend harmloser, doch hatte ich unter dem Misstrauen der türkischen Behörden, bei denen die Spionenriecherei jetzt in Aufnahme gekommen ist, nicht selten zu leiden. Es gelang mir im Jahre 1885 im Anschluss an meine Reisen in Syrien auch einen grossen Theil des nördlichen Mesopotamien kennen zu lernen; eine spezielle Mission führte mich dann 1886 nach dem Süden und ermöglichte mir, auf der Rückreise im Hochsommer des Jahres 1887 auch das mittlere Mesopotamien in seiner ganzen Breite zu durchziehen.

Mesopotamien, das Land zwischen den beiden Strömen Euphrat und Tigris, im Norden von den kurdischen Gebirgen begrenzt, im Süden bis zu dem Persischen Meere reichend, zerfällt geographisch in zwei durchaus verschiedene Hälften, das Diluvialgebiet von Nord-Mesopotamien und das Alluvialgebiet von Süd-Mesopotamien, das erstere eine Hochebene, die sich bei einer Länge von etwa 500 km von ca. 400 m Höhe im Norden bis auf 40 m über dem Meere abdacht. Der südliche Theil, von 40 m Höhe bis zum Meeresniveau sich senkend, repräsentirt eines der grössten Alluvialländer, das im Lauf von Jahr-

tausenden durch das von den beiden Strömen mitgeführte und abgesetzte Erdreich entstanden und noch in beständiger Vergrösserung, die ca. 20 m pro Jahr beträgt, begriffen ist.

Die nördliche Hälfte, Ober- oder Hoch-Mesopotamien, wird auf unseren Karten gewöhnlich als Wüste bezeichnet, ein Wort, mit dem man gewöhnt ist, den Begriff einer Sandwüste zu verbinden. Eine solche findet sich aber weder in Mesopotamien, noch in dem benachbarten Syrien, sondern erst auf der arabischen Halbinsel. Im Gegentheil ist diese sogenannte mesopotamische Wüste zum guten Theil kulturfähiges Land, wenigstens in den nördlichen Gegenden, den Strichen zwischen dem kurdischen Grenzgebirge und dem Singar, jenem schmalen isolirten Gebirgsrücken, der sich von Mossul nach Westen bis in die Nähe des Chabur vorschiebt. Hier überdeckt ein rothbrauner Humus den Gipsboden auf weite Strecken, die von zahlreichen Bächen, den Zuflüssen des Chabur durchströmt und von nicht minder reichen Quellen durchbrochen werden, deren Wasser freilich in Folge des Gipsgrundes meist schwefelhaltig, bitter salzig und lauwarm ist, Eigenschaften, die sich aber nur dem europäischen Reisenden, nicht den Eingeborenen, unangenehm bemerkbar machen. Wenn trotzdem dieses ganze Land gegenwärtig Wüste, d. h. nicht kultivirt ist, so liegt dies nur an dem Mangel einer ackerbauenden Bevölkerung, die diese Bodenverhältnisse nicht auszunutzen versteht. Auch im Alterthum können die natürlichen Verhältnisse nicht anders gewesen sein, und doch sehen wir an den zahllosen Ueberresten alter Ortschaften, die freilich nur als unscheinbare Schutthügel einsam aus der Wüste emporragen, dass dieselbe einmal ein reich bevölkertes Kulturland gewesen sein muss.

Diese fruchtbaren Strecken bilden allerdings nur den kleineren Theil des Landes. Je weiter nach Süden man kommt, namentlich von dem Singargebirge an, wo die Senkung der Hochebene schneller zunimmt, nimmt die Humusdecke allmählig an Dicke ab und macht schliesslich einer Kiesschicht Platz, die in wechselnder Stärke den Felsboden bedeckt, häufig in so geringer Mächtigkeit, dass das Gestein daraus zu Tage tritt. Mit dieser zunehmenden Sterilität des Bodens hängt die Verschlechterung der Wasserverhältnisse zusammen.

Während anfangs noch einzelne Quellen existiren, zum Theil von solcher Ergiebigkeit, dass sie in der Regenzeit kleine Bäche von freilich nur kurzem Lauf bilden, scheinen in den südlichen Gegenden Quellen überhaupt zu fehlen. Das zur Winterszeit in einzelnen heftigen Güssen herniederstürzende Regenwasser verdunstet bei der Trockenheit der Luft in wenigen Tagen oder laugt den salzhaltigen Gipsboden aus,

aus dem dann Salzkristalle auf weiten Flächen hervortreten und denselben wie mit einer dünnen Schneeschicht bedecken. Diese Salzseen, deren es vier grössere von einer Ausdehnung von durchschnittlich je 2 □Ml. giebt, bilden das Characteristicum dieses südlichen Theiles von Ober-Mesopotamien und der geologisch gleichartigen syrischen Wüste. Naturgemäs kann sich in diesen sterilen Gegenden nur eine sehr spärliche Vegetation entwickeln, die schnell wieder verdorrt, von der Gluthhitze des Sommers in Staub zerfällt und von den das ganze Jahr hindurch heftig wehenden West- oder Nord-West-Winden davon gewirbelt wird. Schon von Mai an erscheinen diese Steppen als eintönige weissgraue Flächen, in denen die Fata morgana im Verein mit den schimmernden Salzseen ihren bläulichen Wasserschein zaubert. Diese unwirthlichen Einöden, die selbst von der höher organisirten Thierwelt im Sommer verlassen und von den Stämmen nur während der Regenzeit und kurz nachher flüchtig durchzogen werden, bilden den Theil des Landes, der mit Recht als eine Wüste, d. h. eine zum dauernden Aufenthalt für Menschen ungeeignete Gegend bezeichnet werden kann.

In der Breite von Bagdad ändert sich der Character der Landschaft mit einem Schlage. Die Gesteins- und Kiesformation verschwindet und die Hügel, in welche die Hochebene ausläuft, verflachen sich urplötzlich in ein Tiefland von dunklem, schwerem Marschboden. Dieses Tiefland, eine Ebene in fast idealem Sinne des Wortes, insofern es von keiner natürlichen Schwellung des Terrains unterbrochen auf einer Strecke von 500 km nur um 40 Meter zum Niveau des Persischen Meeres sich senkt, ist jenes Alluvialgebiet von Süd-Mesopotamien, ein Land, geographisch und historisch von ganz anderem Interesse als die einförmige nördliche Hälfte, die in der Weltgeschichte nie eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Während in Ober-Mesopotamien die Natur selbst der culturellen Entwickelung durch die Beschaffenheit des Bodens und die Wasserverhältnisse eine bestimmte Grenze vorgezogen hat, ist der Alluvialboden von Süd-Mesopotamien das denkbar günstigste, weil leicht zu bearbeitende und ergiebigste Kulturland, und es handelt sich hier nur darum, ihn durch genügende Bewässerung zu befruchten. Denn selbst der fruchtbarste Boden verliert seine Zeugungsfähigkeit in einem Lande, das von der Sonne während sechs Monate im Jahr mit einer Hitze von durchschnittlich 45° R. verbrannt wird und dessen Bodentemperatur in der Kernzeit des Sommers bis auf 60° R. steigen kann. Dass man sich dieser Aufgabe schon im Alterthum bewusst war und sie mit vollem Verständniss gelöst hat, beweist die von den alten Schriftstellern

so viel gepriesene Ergiebigkeit des Landes, das jährlich zwei bis drei Ernten mit 300 fältigem Ertrage des Getreides einbrachte, beweisen vor allem aber die Zahlen, die uns das Interesse alter und mittelalterlicher Schriftsteller an dem Lande über die Steuerträge desselben erhalten hat. Zwar möchte ich von den Angaben der ersteren absehen, theils weil sie nicht detaillirt genug sind um kontrollirt werden zu können, theils weil die damaligen Maasse und Münzen sich nicht mit der nöthigen Sicherheit auf die unsrigen zurückführen lassen; doch möchte ich die Notiz des Herodot erwähnen, dass zur Zeit der alten Perserkönige die Einkünfte derselben aus Babylonien den dritten Theil der Gesammteinkünfte ihres ungeheuren, von den Grenzen Indiens bis zu der Westküste Klein-Asiens und nach Aegypten reichenden Reiches bildeten. Sichere Zahlen haben wir erst aus dem Mittelalter. Demnach waren um das Jahr 550 n. Chr. — wiederum unter persischer Herrschaft — von den 24½ Millionen Hektar Gesammtareal des Landes gegen 22 Millionen angebaut, die dem Grosskönige 232½ Millionen Mark einbrachten. Mit der Eroberung des Landes durch die Muhamedaner begann der Verfall, nachdem in den langen Kriegen durch Vernachlässigung der Wasserbauten ausgedehnte Ländereien verödet waren. Kaum 90 Jahre später um 640 waren nur noch 7 Millionen Hektar bebaut, also nur noch ein Drittel, der Ertrag demgemäss auch auf 68 Millionen Mark gesunken. Um die Blüthezeit des Chalifats unmittelbar nach dem Tode des mit Unrecht berühmten Harun il Raschid betrugen die Einkünfte nur noch 65 Millionen, wovon 57 Millionen in Naturalien, nämlich 4¾ Millionen Centner Weizen und 4 Millionen Centner Gerste. Der letzterhaltene Bericht datirt aus dem Jahre 965, einer Zeit des wüstesten Verfalls. Obwohl das angebaute Terrain damals noch bedeutend abgenommen hatte, wusste die Raubsucht orientalischer Machthaber noch immer 56 Millionen daraus zu erpressen. So befand sich das Land auf der schiefen Bahn des unaufhaltsamen Verfalls, und dieser hatte sich längst vollzogen, als die vielgeschmähten Türken erschienen, die überhaupt erst seit 200 Jahren hier sitzen.

Das berühmte Wort von Napoleon über Aegypten, dass bei einer guten Verwaltung der Nil die Wüste, bei einer schlechten die Wüste den Nil erreiche, hat auch hier ihre volle Gültigkeit. Heutzutage erreicht nicht nur, sondern umgiebt die Wüste die beiden Ströme, die Lebensadern des Landes, die jetzt durch völlige Einöden fliessen. Vielleicht besser als durch lange Schilderungen dürfte dieser gegenwärtige Zustand der Verödung durch die einfache Thatsache illustrirt werden, dass an dem das ganze Jahr hindurch selbst für grössere

Dampfer schiffbaren Tigris erst reichlich 20 deutsche Meilen unterhalb Bagdad die erste feste Ansiedlung kommt, und dass überhaupt auf der ganzen, etwa 850 km langen Flussstrecke zwischen Bagdad und Basra ausser temporären Zeltlagern nur drei Ortschaften mit festen Häusern existiren, von denen höchstens die mittlere, Amâra, den Namen eines Städtchens verdient.

Ich bemerkte soeben, dass das Wohl und Wehe des Landes von der Regelung der Wasserverhältnisse abhängig ist. Sobald die Wasserbauten, Canäle und Dämme verfielen, welche diese Regelung besorgten, verdorrte das Land zur Wüste oder verwandelte sich in Sumpf und thatsächlich ist ganz Süd-Mesopotamien gegenwärtig weiter nichts als Wüste und Sumpf.

Die Wüste nimmt gegenwärtig etwa zwei Drittel des ganzen Landes ein. Da die Spuren der alten Bearbeitung längst verschwunden sind, so erscheint sie als eine glatte ebene Fläche mit wenig oder gar keinem Pflanzenwuchs; nur an tiefer liegenden Stellen, wo sich Regenwasser sammeln oder die Ueberschwemmung hindringen kann, zeigt sich eine spärliche Vegetation, die Nahrung der genügsamen Wüstenthiere. Im Ganzen aber sind solche Stellen selten, da der Boden besonders in der Nähe grosser Ruinenfelder einen starken Bittersalzgehalt besitzt, der keinerlei Vegetation mit Ausnahme einer Kalipflanze aufkommen lässt. Aus dieser fast tischgleichen Wüstenebene erheben sich als Zeugen der früheren Kultur Schutt- und Trümmerhügel, in einer Zahl, die sich nur begreifen lässt, wenn man bedenkt, dass Süd-Mesopotamien seit dem 3. vorchristlichen Jahrtausend bis an das Ende des 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung eines der am dichtesten bevölkerten Länder der Erde gewesen ist. Man hat die Bevölkerung des Landes, dessen Grösse der von Bayern, Würtemberg und Baden gleichkommt, auf etwa 20 Millionen berechnet, wogegen die heutige Bewohnerzahl noch nicht ½ Million erreicht.

Ausser den Hügeln sind es nur noch die Dämme alter Kanäle, die über die Ebene emporragen und sie in langen Linien durchziehen, bis sie mit dem flachen dunstigen Horizont verschwimmen. Nicht selten erreichen diese Dämme eine Höhe, die der von mässigen Hügeln gleichkommt. So hatten die Dämme eines Kanals von 50 m Breite, den ich in dem östlichen Theil des Landes auffand, eine Höhe von reichlich 15 m bei entsprechender Stärke.

Nichts beweist den anormalen Zustand, in den das Land gerathen ist, besser als der Gegensatz von Wüste und Sumpf. Während der eine Theil desselben durch Wassermangel der Kultur entzogen ist, ist der andere durch den Ueberfluss an jenem Element demselben

Schicksal verfallen. Gegenwärtig nehmen die Sümpfe bei normalem mittlerem Wasserstande etwa ein Drittel der Oberfläche des ganzen Landes ein.

Allerdings existirten einzelne solcher Sümpfe schon im Alterthum, aber keineswegs in so ausgedehntem Maasse wie jetzt, wo mehrere derselben einen Flächenraum von 25—50 □Meilen bedecken.

Die Existenz derselben beruht auf den regelmässigen jährlichen Ueberschwemmungen des Euphrat und des Tigris, ohne welche sie in wenigen Jahren verschwinden müssten. Zum Glück für das Land tritt die Schwellung der beiden Ströme nicht zu gleicher Zeit ein, sodass die Ueberfluthung, zumal da sie sich über grosse Strecken vertheilt, ziemlich allmählich vor sich geht. Der Tigris, dessen Lauf mehr Gefälle hat und bedeutend kürzer als der des Euphrat ist, fängt schon Ende Februar an bei Bagdad zu steigen. Anfang März beginnen dann im Tieflande die Kanäle und Sümpfe sich zu füllen. Das Hochwasser des Euphrat, das einen Weg von 2800 km zu durchlaufen hat, langt in Babylonien erst einen vollen Monat später an. Nun erfolgt ein rapides Steigen des Wassers. Die Kanäle und Sümpfe treten über, überschwemmen die Felder und meilenweit dringt die Fluth in die Wüste vor.

Mit Ende April, wo halb Babylonien unter Wasser steht, kommt das Steigen desselben zum Stillstand. Bei der zunehmenden Hitze, die schon im Mai den höchsten bis Ende September sich gleichbleibenden Stand von 40—50 Grad R. erreicht und bei den beständigen trockenen Westwinden muss der Fall des Wassers bald eintreten. Im August ist es in den kleinen Flüssen schon soweit verschwunden, dass z. B. der bei Schatra etwa 150 m breite Schatt el-hai keinen Tropfen mehr hat, und die Einwohner des Ortes gezwungen sind, in dem trockenen Bett des Flusses Brunnen zu graben. Langsamer mag das Wasser auf dem überschwemmten Lande verschwinden, da es meist keinen Abfluss hat, sondern allmählich verdunsten muss. Erst Ende August oder Anfang September hat sich der tief aufgeweichte Boden der Ueberschwemmungsgebiete wieder so weit gehärtet, dass man ohne Furcht, in dem zähen Schlamm zu versinken, sich darauf getrauen darf; nur in den tiefer liegenden Gegenden, den perennirenden Sümpfen, die dann, wie bemerkt, noch ein Drittel des Landes ausmachen, hält sich das Wasser in beständiger langsamer Abnahme bis zum nächsten Frühjahr.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ist der Character der beiden Landestheile der: Ober-Mesopotamien vom Gebirge im Norden bis in die Breite von Bagdad ist zum guten Theil von Natur

eine Wüste, von der nur ein Streifen im Norden, ferner die östlichen und westlichen Ränder des Landes, die Stromthäler des Euphrat und Tigris kultivirbar sind. Süd-Mesopotamien dagegen, ein Kulturland im idealsten Sinne, ist jetzt eine künstliche Wüste, in der nur an Rändern der Ströme und der wenigen noch funktionirenden Kanäle sich Reste einer Kultur erhalten haben. So gleicht das Land einem absterbenden Körper, in welchem das Blut sich allmählich auf die letzten grossen Adern zurückgezogen hat. Vielleicht wäre der Tod, die völlige Verödung des Landes, ohne das Dazwischentreten der Europäer auch wirklich erfolgt.

Als Mesopotamien in unserem Jahrhundert hauptsächlich durch die Bemühungen der Engländer der Kenntniss und dem Interesse Europas näher gerückt war, tauchten auch bald die verschiedensten Projekte zur Hebung des Landes auf. Die einfachste Lösung wäre zweifelsohne die gewesen, wenn England damals es kurzer Hand annektirt hätte, wo es ihm so leicht gewesen wäre. Statt dessen begnügte es sich, den Handel zu monopolisiren, wohl in der Erwartung, dass ihm das Land dann früher oder später von selbst zufallen müsste. Darin dürften sich die Engländer aber getäuscht haben, denn inzwischen haben die Türken, die bis vor 40 Jahren hier nur nominell herrschten, sich nicht ohne Erfolg bemüht immer festeren Fuss zu fassen, und auch andere Nationen haben Interesse im Lande erworben oder behaupten wenigstens solche zu haben.

Deutschland allein hat sich wie um den Orient im allgemeinen, so um Mesopotamien im besonderen nie gekümmert und nie versucht, zu demselben in irgend welche Beziehung zu treten. Ist doch überhaupt erst einmal der Versuch gemacht worden, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums hierauf zu lenken, und dieser Versuch ist nicht mit Unrecht ohne Erfolg geblieben.

Als vor einigen Jahren die Kolonialbewegung ins Leben getreten war und nun allenthalben nach Kolonialgebieten gesucht wurde, veröffentlichte einer der bedeutendsten Orientkenner das Projekt, Mesopotamien durch eine massenhafte Ansiedlung deutscher Kolonisten zu bevölkern und es dadurch der Kultur wieder zurückzugeben.[1])

Jedenfalls hat dies Projekt insofern eine sichere Unterlage, als die unbestreitbare Thatsache vorliegt, dass man es hier mit einem eminent ertragsfähigen Lande zu thun hat. Es schwebt also nicht in der Luft wie so manche Kolonisationsvorschläge bezüglich afrikanischer

[1]) »Babylonien, das reichste Land in der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart. Ein Vorschlag zur Kolonisation des Orients von Dr. A. Sprenger, Heidelberg 1886.«

oder anderer Länder, von deren Vorgeschichte man nichts weiss, und deren Rentabilität darum von der einen Seite mit derselben Entschiedenheit bestritten, mit der sie von der andern behauptet wird. Das Projekt krankt aber, abgesehen von verschiedenen kleineren Mängeln, an zwei Kardinalfehlern: erstens muss vom politischen Standpunkt aus bezweifelt werden, ob die türkische Regierung eine solche Masseneinwanderung, die, wenn sie Erfolg haben wollte einen Staat im Staate bilden müsste, begünstigen oder auch nur dulden würde, und das ist nach den Präcedenzfällen der deutschen Kolonien in Palästina nimmermehr zu erwarten; zweitens muss bezweifelt werden, ob deutsche Kolonisten bei den oben geschilderten Temperaturverhältnissen arbeitsfähig bleiben würden.

Als das nächste Mittel zur Hebung des Landes muss vielmehr die Verbesserung der Verkehrsmittel bezeichnet werden, und zwar in Bezug auf Schnelligkeit wie Bequemlichkeit und vor allem Billigkeit.

Der heutige Verkehr ist das gerade Gegentheil hiervon, äusserst langsam, beschwerlich, kostspielig, zeit- und stellenweise sogar gefährlich oder ganz unmöglich.

Der Brennpunkt des ganzen Verkehrs von Mesopotamien, die natürliche und zugleich politische Hauptstadt des Landes ist noch immer das alte Bagdad. Freilich erinnert die heutige Stadt kaum noch mit einigen dürftigen Resten an ihre glanzvolle Vergangenheit. Die Jahrhunderte langen Kämpfe der Perser und Türken um den Besitz Bagdads, in denen es mehrmals dem Erdboden gleichgemacht wurde, dazu von Zeit zu Zeit Pest, Cholera und verheerende Ueberschwemmungen haben aus der Weltstadt der Chalifen, der Metropole nicht blos des asiatischen sondern des Welthandels, jetzt eine unansehnliche türkische Provinzialstadt gemacht. Zwar schliessen die Stadtmauern noch immer einen Raum von 4 □km ein, aber mehr als die Hälfte desselben ist von öden Schuttfeldern oder Gärten eingenommen, und die Einwohnerzahl auf etwa 90,000 reducirt [1]). Man darf wohl

[1]) Diese Zahl konnte bis Mitte 1889 als annähernd richtig gelten. Ende Juli v. J. brach im südlichen Theile des Landes, angeblich in einem Dorfe nahe bei dem unteren Schatt il hai, eine Choleraepidemie aus, die sich schnell über ganz Babylonien verbreitete und hauptsächlich die städtische, theilweise aber auch die Landbevölkerung furchtbar dezimirte. Einzelne kleinere Städte sollen mehr als die Hälfte ihrer Einwohner verloren haben. In Bagdad selbst wurde die Cholera trotz der umsichtigen Maassregeln des Generalgouverneurs Mustafa Assim Pascha durch einen englischen Flussdampfer, der den Befehl zur Umkehr ignorirte, eingeschleppt. Die Stadt wurde sofort von dem grösseren Theil der Bevölkerung verlassen; nur der Regierungsapparat, die Beamten und das Militär sowie die ärmeren Leute blieben zurück. Unter den letzteren hat dann die Cholera am meisten gewüthet und binnen zwei Monaten gegen 10,000 Opfer gefordert (vergl. auch Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1890 No. 2).

behaupten, dass die Stadt gegenwärtig ihre Bedeutung, ja vielleicht ihre Existenz dem Handel verdankt, denn von einer nennenswerthen Industrie ist keine Rede. Der Handel des Landes, der sich hier in Bagdad concentrirt, wird im Import jährlich auf über 15 Mill. Mark geschätzt, wovon der Löwenantheil natürlich auf England für Zufuhren an Baumwollstoffen, Eisen, Kupfer u. s. w. entfällt. Für den Export ist es mir nicht möglich eine Werthziffer beizubringen. Er setzt sich hauptsächlich aus folgenden Rohprodukten zusammen (1887):

Wolle.... 20,000 Ballen, wovon 20—30% weiss [1]);
Datteln .. 200,000 Kisten,
100,000 Körbe,
100,000 Ledersäcke; in Bagdad freilich nur 1/8 hiervon auf den Markt, fast alles in Basra;
Sesam..... 20,000 Sack,
Galläpfel .... 4000 » ausschliesslich nach England. Die Qualität derselben ist so gut, dass die minderwerthige Waare aus Klein-Asien, die über Smyrna nach Europa geht, unter dem Namen Mossuler Galläpfel in den Handel kommt,
Pers. Gummi ..... 500 Kisten;
Von Fellen hauptsächlich Lammfelle 500,000 Stück.

Getreide und Reis, Artikel, die die Hauptprodukte des Landes bilden sollten, kommen heutzutage nicht mehr zum Export, obwohl wenigstens Getreide noch vor einigen Jahren nach Indien ausgeführt worden sein soll.

Hier in Bagdad laufen die Verkehrslinien des Landes zusammen. Es sind freilich nicht viel: in der Hauptsache zwei Strassen, die die Stadt mit Konstantinopel verbinden, die eine über Syrien, speziell Aleppo, den Euphrat hinab, die andere durch Kleinasien via Diarbekr und Mossul am Tigris entlang; eine dritte Strasse verbindet Bagdad mit dem Hafen Basra, und eine vierte Querlinie führt von Persien über Bagdad nach Kerbela und weiter nach Mekka.

---

[1]) Da die Wolle der wichtigste Exportartikel Mesopotamiens und Syriens ist und bis auf lange hinaus bleiben wird, so dürften einige Bemerkungen hierüber am Platze sein.

Der Preis der Wolle stellt sich loco Basra pro Batman (= 15,3 kg) auf 100 Piaster (= 18,50 ℳ.). Die Qualität derselben kommt den ordinären australischen Sorten nahe.

In Syrien erreichte im vergangenen Jahre 1889 der Wollexport, nach einer Mittheilung des Herrn Konsul Lütticke in Damaskus, folgende Ziffern: Ueber Alexandrette wurden ausgeführt 3,666,560 kg, über Tripolis 1,217,740 kg, über Beirut ca. 1,000,000 kg. Im laufenden Jahre ist der Werth der Wolle in Aleppo 1500 Piaster pro Kantar von 250 Okka (1 Okka = 1 1/4 kg), in Hama und Homs 1100 Pi. pro Kantar von 200 Okka und in Damaskus 1050 Pi. pro Kantar von 200 Okka.

I. Euphratlinie.

Die natürliche, zugleich bequemste und billigste Verkehrsstrasse nach Syrien wäre der Euphrat selbst, ein Strom von durchschnittlich 400 m Breite und 5 m Tiefe, der auf einer Länge von ca. 900 km einen Niveauunterschied von 250 m, mithin ein durchschnittliches Gefälle von 1 m auf knapp 4 km hat, Eigenschaften, die den Strom für die Berg- wie für die Thalfahrt vorzüglich geeignet erscheinen lassen. Und thatsächlich ist auch diese natürliche Verbindungslinie des vorderen Orients, der östlichen Mittelmeerländer, mit Mesopotamien und weiter Indien schon in den ältesten Zeiten, dann das Mittelalter hindurch bis zum Beginn der Neuzeit lebhaft benutzt worden. Noch im Jahre 1573 ist ein deutscher Arzt, der med. doct. Leonhart Rauwolf aus Augsburg, mit einer kleinen Flotte syrischer Frachtschiffe von Biregik nach Bagdad hinabgefahren. Dann erst scheint der inzwischen in Aufnahme gekommene Seeweg nach Indien um das Kap und der Verfall der türkischen Macht, welche die Euphratlinie nicht mehr vor den Arabern schützen konnte, diesem uralten Verkehr den Todesstoss versetzt zu haben. Heutzutage ist die herrliche Wasserstrasse verödet und ausser einigen wenigen Fähren von primitivster Konstruktion trägt der Strom gegenwärtig kein Fahrzeug. Erst durch die Engländer wurde in unserem Jahrhundert die Aufmerksamkeit Europas wieder auf diese alte Verkehrsstrasse gelenkt. Seitdem das englische Reich in Indien eine immer grössere Bedeutung gewonnen hatte, wurde die Nothwendigkeit einer schnelleren Verbindung mit demselben in England zu einer brennenden Frage. Die zweimalige Recognoscirungsfahrt, die der Oberst Chesney 1831 und 1836 im Auftrage und auf Kosten der Indischen Regierung mit zwei Dampfschiffen ausführte, ergab das Resultat, dass der Euphrat in seinem Lauf von Syrien bis in die Breite von Bagdad fast das ganze Jahr hindurch schiffbar ist, dagegen das letzte Drittel des Stromes bis zu seinem Zusammenfluss mit dem Tigris einer Beschiffung stromaufwärts durch grössere Fahrzeuge für absehbare Zeit hinaus verschlossen ist. Denn einige Meilen unterhalb von Hille, dem alten Babylon, hat der Euphrat schon seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden sich ein neues Bett zu graben gesucht, durch welches gegenwärtig fast seine ganze Wassermasse in die grossen Sümpfe von Negef abfliesst. Aus diesen sammelt er zwar wieder sein Wasser, aber nur um ca. 20 Meilen weiter abwärts bei dem Städtchen Suk il schijuch von neuem in einem ungeheuren Sumpf zu verschwinden, der selbst für einheimische Schiffe nur zur Zeit des höchsten Wasserstandes passirbar ist.

Nachdem die Unmöglichkeit der Verwerthung des Euphrat als Verbindungslinie mit Indien erwiesen war, erkaltete vorläufig in England das Interesse für denselben und mit Einrichtung der Ueberlandpost durch Aegypten und der Dampfschifffahrt auf dem Rothen Meere schufen sich die Engländer eine andere indische Linie, die sie durch Besetzung von Aden, Ankauf des Suezkanales und schliesslich durch die Occupation von Aegypten allmählich immer mehr befestigen.

Aber Mesopotamien verloren sie dabei nicht aus den Augen, und die Erwerbung der Insel Cypern, des Schlüssels von Syrien und der Hinterländer, lässt über die Ziele der englischen Politik keinen Zweifel. Schon lange vor diesem epochemachenden Ereigniss war das Projekt einer ca. 920 engl. Meilen langen Eisenbahn von Alexandrette am Euphrat entlang bis zum Persischen Meer auf's Tapet gekommen und zu diesem Zweck unter Leitung von Sir W. P. Andrew die Euphrates-Railway-Company in's Leben getreten. Unzweifelhaft hat dieses Projekt den Vorzug der schnellsten Verbindung mit Indien und einen weiteren in dem Umstande, dass Zweig- (Lokal) bahnen nach Syrien und Klein-Asien sich leicht an die grosse Linie anschliessen können.[1])

Wenn dasselbe bis heute noch nicht zur Ausführung gekommen, so liegt dies daran, dass inzwischen das Projekt zu einem Konkurrenzunternehmen, dem Bau einer sich an den Tigris anlehnenden Bahn aufgetaucht war. Als die Türkei Ende der 60er Jahre auf das Drängen der europäischen Mächte wieder einmal Anläufe zu Reformen nahm und ihr hierfür hauptsächlich der Bau von Eisenbahnen und die Gründung von Banken empfohlen wurde[2]), liess sie in Syrien, Mesopotamien und Klein-Asien Vorstudien für Eisenbahnlinien anstellen. So wurde denn türkischerseits eine Euphrat- und eine Tigrislinie vermessen. Der damit beauftragte Ingenieur, der nebenbei bemerkt höchst leichtfertig gearbeitet hat,[3]) glaubte in seinem Bericht nachweisen zu können, dass die Euphratbahn finanziell unrentabel und technisch unausführbar sei, Behauptungen, deren Grundlosigkeit sich

[1]) A. Dumont hat in einem am 6. Januar 1888 vor der Pariser Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage die Länge dieser Linie auf 1400 km und die Kosten (wohl zu niedrig) auf 250 Millionen Francs berechnet.

[2]) Aus jener Zeit stammt ein Bonmot des damaligen Grosswesirs Fuad Pascha. Als ihm ein Gesandter wieder einmal hart zusetzte, erwiderte er: Attendez, Excellence, nous aurons l'un et l'autre, des banques et des routes, enfin la banqueroute.

[3]) Wenigstens zeigen sich die Resultate von »Ingenieur Jos. Cernik's Technische Studien-Expedition durch die Gebiete des Euphrat und Tigris« Peterm. Mittheil. Ergänzungsband X, in fast allen Punkten, wo sie kontrolirt werden können, als in hohem Grade unzuverlässig.

unschwer darthun lässt. Dagegen kann allerdings nicht geleugnet werden, dass die Tigrisbahn manche Vorzüge vor der Euphratlinie voraus hat, zunächst den, dass sie ausgedehnte kultivirte Gebiete erschliesst und eine Anzahl grösserer Städte berührt[1]), während die Euphratbahn im Allgemeinen durch unkultivirte Gegenden führen und nur wenige kleinere, obwohl für den Handel nicht unbedeutende Städte berühren würde[2]). Ihr Hauptvorzug aber wäre der, dass sie Konstantinopel und weiter Europa am schnellsteu mit dem hinteren Asien verbinden würde. Selbstverständlich würde diese Verbindung am meisten den mitteleuropäischen Interessen zu Gute kommen, nicht aber den englischen, und dies ist wohl der eigentliche Grund des Widerstandes der Engländer gegen das Tigrisprojekt. Der Ausführung des Letzteren steht auch noch der Kostenpunkt entgegen. Abgesehen von der ungeheuren Länge der Linie würden technische Schwierigkeiten ernstester Natur die Kosten fast in's Unberechenbare steigern.

Bei dieser Lage der Dinge dürfte die Verwirklichung eines der beiden Projekte noch lange auf sich warten lassen (wenn auch in diesem Augenblicke die Aussichten für die Tigrisbahn wieder günstiger zu sein scheinen) zum Schaden des Weltverkehrs, wie besonders des unglücklichen Landes, das ohne bessere Verkehrsmittel sich aus seinem gegenwärtigen Zustande nicht empor zu arbeiten vermag.

Um auf den heutigen Verkehr zwischen Syrien und Bagdad zurückzukommen, so ist er gar nicht unbedeutend. Irgend welche Werthziffern beizubringen, ist mir leider nicht möglich; ich beschränke mich darum auf die Bemerkung, dass jährlich 2—3000 Lastthiere auf der Strecke verkehren. Diese Zahl ist verhältnissmässig hoch, wenn man berücksichtigt, dass vor 25 Jahren es überhaupt noch keinen Verkehr auf dieser Strasse gab. Erst Ende der 60er Jahre war sie von den Türken geöffnet worden[3]), und bis dahin hatten die syrischen

[1]) Diarbekr mit 42,000, Mardin mit 25,000 (?), Mossul mit ca. 45,000, Erbil mit etwa 10,000, Kerkuk mit 15,000, Tuz mit 5000 (?), Kifri mit 4500 Einwohnern.

[2]) Die bedeutendste davon ist Dêr an dem Knotenpunkt der Linie Aleppo-Bagdad und Damask-Mossul. 1886 hatte die Stadt gegen 8000 Einwohner. Die Provinz (Sangak) Zôr, deren Hauptstadt Dêr ist, gehört zu den wenigen Theilen der Türkei, die noch hohe Einnahmen ergeben. Dieselben betrugen 1886 13,000 L. T., die Ausgaben nur 3000. Einen grossen Theil dieser Einnahmen bilden die Abgaben der Beduinenstämme (ca. 5000 L. T.), für welche Dêr auch der grosse Markt ist.

Ein zweiter nicht unbedeutender Ort ist Ana, der nördlichste Punkt im Euphratthale, wo die Dattelkultur im Grossen betrieben wird.

Schliesslich zu nennen ist noch Hit, das aus seinen unerschöpflichen Naphtaquellen schon seit den frühesten Zeiten ganz Babylonien mit Asphalt versorgt.

[3]) Nicht aus eigener Initiative, sondern auf Drängen der Engländer, die zur Zeit als der damals noch von ihnen mit missgünstigen Augen angesehene Suezkanal sich seiner

Karawanen den ungeheuren Umweg nach Norden über Urfa, Diarbekr und Mossul einschlagen müssen, um die räuberischen Stämme der Wüste zu umgehen. Gegenwärtig aber circuliren die Lastzüge auf der neuen Strasse in vollkommener Sicherheit, wenigstens ist aus den letzten Jahren kein Beispiel bekannt geworden, dass dieselben ausser von den türkischen Behörden unterwegs irgendwie belästigt worden wären. Die Dauer der Reise beträgt nach der Jahreszeit 25—30 Tage, wenn man täglich etwa 6—7 Stunden marschirt. Reisende mit leichtem Gepäck können bei einer Marschleistung von etwa 10 Stunden pro Tag die ganze Strecke wohl auch in 15 Tagen zurücklegen. Die Miethe eines Thieres schwankt je nach der Nachfrage zwischen 10 bis 12 Medjidi = 40—48 Mark; da dem Thier nicht mehr als 2 Centner aufgeladen werden, so kommt demnach die Beförderung eines Centners auf 20—24 Mark zu stehen. Das ist ein Frachtsatz, den natürlich nicht jede Waare aushalten kann, und begreiflicherweise hält auch nicht jede Waare diese Art des Transportes aus, das zweimalige Auf- und Abladen pro Tag, wobei die arabischen Packknechte nichts weniger denn sorgfältig verfahren.

Dass diese Art des Verkehrs auf die Dauer nicht angänglich bleiben kann, ist selbst den Eingeborenen klar geworden, und da, wie vorhin erwähnt, die Erbauung einer Eisenbahn noch lange auf sich wird warten lassen, so wird nichts anderes als die Einrichtung einer Dampfschifffahrt übrig bleiben. Anläufe zu einem solchen Versuch haben selbst die Türken schon mehrmals unternommen; vor zwei Jahren hiess es sogar, dass der Sultan für eigene Rechnung Dampfer auf dem Euphrat wolle laufen lassen, nachdem er ihn hatte von neuem aufnehmen lassen. Daraus ist nun freilich nichts geworden, aber einer europäischen, speziell deutschen Gesellschaft würde die Erlangung einer Konzession gewiss nicht schwer werden. Ich kann hier auf dieses Projekt nicht näher eingehen, möchte aber nur noch darauf hinweisen, dass die Verhältnisse auch insofern günstig liegen, als in der Syrischen

---

Vollendung näherte, das Projekt der Euphratbahn in aller Hast zur Ausführung zu bringen suchten. Bevor aber an die Vorarbeiten gegangen werden konnte, galt es, die ganze Strecke erst zu erobern. 1869 gelang es den von Aleppo und Damask aus operirenden Truppen die Beduinenstämme in die Wüste zurückzuwerfen. Mit der Erstürmung der Araberstadt Dêr und ihrer Erhebung zum Hauptort der neu eingerichteten Provinz Zôr war die Pacificirung des nördlichen Theiles der Euphratlinie beendigt. Zu gleicher Zeit hatte Midhat Pascha von Bagdad aus den Anschluss im Süden bewerkstelligt. Gesichert wurde die neue Strasse dann durch Anlage einer Reihe von Wachthäusern im Zwischenraum von 6 – 8 Stunden, die mit 3—6 Mann Gensdarmerie (Saptije) belegt sind. Der Schutz, den diese Posten gewähren, ist freilich, hauptsächlich bei dem kläglichen Zustand des Materials, ein rein illusorischer.

Wüste nur wenig Stunden vom Strom sich ein grosses Steinkohlenlager — Abû Fejjâd — befindet, das noch wenig ausgenutzt wird.

Der untere Euphrat freilich ist für den Verkehr nicht zu verwerthen, wenigstens solange nicht eine europäische Macht das Land in Besitz genommen hat.

2. Obere Tigrislinie.

Etwas besser liegen die Verkehrsverhältnisse auf der östlichen Linie, der des Tigris, insofern als der Strom für die Schifffahrt benutzt wird, wenn auch lange nicht in dem Maasse wie es sein könnte und sollte. Besonders unvollkommen ist der Verkehr auf der oberen Strecke zwischen Bagdad und Mossul entwickelt. Mossul, eine Stadt von 40—50,000 Einwohnern, in der die alten Karawanen-Strassen von Persien, Klein-Asien, Syrien und Bagdad zusammentreffen, ist trotzdem für den Importhandel von sehr geringer Bedeutung, wohl aber für den Export. Denn hier kommen die meisten Quantitäten jener Rohartikel auf den Markt, die dann via Bagdad nach Europa gehen; zunächst Wolle, die nicht nur von den arabischen Stämmen der Wüste, sondern auch von den Kurden östlich und nördlich von Mossul hierher geliefert wird, sodann fast die gesammte Quantität der Galläpfel und der grösste Theil der Felle. Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Gegend von Mossul wegen ihrer Produktion an Getreide (Weizen) und der Billigkeit desselben im ganzen Orient berühmt ist, daher ihr arabischer Name »bilâd il ruchs«-Land der Billigkeit. Die producirten Getreidemassen sind aber bisher, wie in Syrien, aus Mangel an Kommunikationsmitteln, meist an Ort und Stelle im Freien liegen geblieben und verdorben.

Der Wasserverkehr nach Bagdad beschränkt sich auf die Kellekflösserei, wie sie schon vor 3000 Jahren üblich war. Diese Flösse bestehen aus aufgeblasenen und zusammengebundenen Hammelfellen, die mit Stangen und Brettern bedeckt werden. Begreiflicherweise können solche Flösse nur eine Thalfahrt machen. Die Dauer derselben hängt in erster Linie von dem Wasserstande, in zweiter von dem Winde ab, eine Fortbewegung durch Ruder ist seltener üblich. Sie beträgt bei hohem Wasser ca. 4—5, bei niedrigem (August-Oktober) häufig 10—12 Tage. Abgesehen von der wenig soliden Beschaffenheit der Flösse, die keine Gewähr für eine sichere Beförderung von Frachtgütern bieten, stellt sich die letztere auch garnicht sonderlich billig. Gewöhnlich miethet man ein solches Floss von seinem Besitzer, wofür es eine ziemlich feste Taxe giebt. Der Modus dasselbe zu kaufen, ist viel ungewöhnlicher, da man sich nachher in Bagdad mit seinem Verkauf zu befassen hat, wobei zumal für einen Europäer ausser Zeit-

verlust wenig herauskommt. Als Miethe zahlt man für jeden Schlauch (aufgeblasenes Hammelfell) des Kellek den Preis von 5 P. T., für ein Kellek mittlerer Grösse von 250 Schläuchen (25 Reihen à 10) somit 12½ L. T., für 2 Fährknechte die es steuern à ¾ L. T., zusammen = 260 ℳ. Ein solches Floss hat eine Durchschnittsgrösse von 7,50 m Breite und 8,25 m Länge = 62 Quadratmeter. Frisch aufgeblasen trägt ein Schlauch einen Centner. Da aber bei dem primitiven Verschluss die Luft schnell entweicht und nur bei den am Rande des Flosses befindlichen Schläuchen wieder erneuert werden kann, unterwegs auch viele derselben durch Aufstossen reissen, so ladet man selbst bei Hochwasser nicht mehr als ½ Centner, bei niedrigem Wasserstande gar nur ⅓ Centner pro Schlauch. Wenn demgemäss ein Floss von 250 Schläuchen im Durchschnitt nur 85 Centner trägt, so würden die Transportkosten eines Centners sich auf ca. 3 ℳ stellen.

Dieser Wasserverkehr ist natürlich nur stromabwärts nach Bagdad möglich. Nach Mossul kann man von Bagdad nur zu Lande gelangen. Der nächste Weg, an dem Westufer der Tigris entlang, führt durch meist unbewohnte und wenig sichere Gegenden und wird darum fast garnicht benutzt. Gewöhnlich schlägt der Verkehr einen Weg ein, der in einem grossen Bogen nach Osten über die Städte Kifri, Kerkuk, Altyn Köprü und Erbil nach Mossul führt. In der günstigen Jahreszeit (April—Oktober incl.) erfordert er eine Dauer von 12 Tagen. Die Miethe eines Lastthieres (das auf dieser Strecke mit bis 2½ Centner beladen werden kann) beträgt dann ca. 18—20 ℳ, sodass der Transport eines Centners auf 7—8 ℳ zu stehen kommt. In der ungünstigen Jahreszeit stockt der Verkehr oft wochenlang, da die von dem kurdisch-persischen Grenzgebirge herabkommenden Nebenflüsse des Tigris, die dann zu reissenden Strömen anschwellen, mit einer Ausnahme keine Brücken tragen. Ein noch schlimmeres Verkehrshemmniss ist die durch kurdische Räuberbanden verursachte Unsicherheit, deren theilweise Beseitigung den Türken erst im Jahre 1887 gelungen ist.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn grade in diesen verhältnissmässig gut angebauten und stark bevölkerten Gegenden der Verkehr noch recht gering ist, wenn namentlich Mossul trotz seiner für den Handel denkbar günstigsten Lage den Eindruck einer todten Stadt macht, deren Einwohner den grössten Theil des Tages in den Kaffeehäusern verträumen, während die Basare leer stehen.

Die Einrichtung einer regelmässigen Dampferverbindung zwischen Mossul und Bagdad könnte allein Abhülfe schaffen. Zwar ist die Schiffbarkeit des Tigris auf dieser Strecke in praxi noch nicht vollständig nachgewiesen, da die englischen Explorer (Kapitän Jones 1846)

nur bis zur Hälfte kamen — wo der kleine Dampfer ältester Konstruktion mit zu schwacher Maschine die Strömung nicht zu bewältigen vermochte — aber wirkliche Hindernisse, deren Beseitigung der heutigen Ingenieurkunst unmöglich wäre, finden sich nicht. Der Wasserstand ist zu allen Jahreszeiten ein vollständig genügender. Grade zwischen beiden Städten empfängt der Strom mehrere recht bedeutende Zuflüsse. Was die Strömung anbelangt, so beträgt der Niveauunterschied zwischen Mossul (250 m) und Bagdad (40 m) 210 m, die sich auf eine Stromlänge von ca. 450 km vertheilen, sodass das mittlere Gefälle fast 0,50 m pro km beträgt.

Dass der Strom als schiffbar anzusehen ist, bewiesen auch die alle paar Jahre wiederholten Versuche der englischen Lynch Cie., die Koncession zu erlangen. Bei dem jetzigen politischen Verhältniss zwischen England und Türkei dürften aber alle Anstrengungen vergeblich sein. Dagegen war vor ca. 10 Jahren einer holländischen Gesellschaft die Koncession wirklich ertheilt worden, aber wegen des plötzlich eingetretenen Todes des Inhabers, auf deren Namen sie lautete, ohne Folgen geblieben.

3. Untere Tigrislinie.

Am meisten den Bedürfnissen entsprechend sind die Verkehrsmittel auf der dritten wichtigsten Linie, die Bagdad mit dem Persischen Meere verbindet. Hier existirt seit nunmehr 50 Jahren eine regelmässige Dampfschifffahrt auf dem Tigris. Es ist dies das einzige praktische Resultat, das die früher besprochenen Bemühungen der Engländer zur Folge gehabt haben. Die Koncession der englischen Euphrates and Tigris Steam Navigation Co. (gewöhnlich Lynch Cie.) datirt aus dem Jahre 1837.

30 Jahre lang durfte diese Compagnie (Gesellschaft auf Aktien) sich erlauben in rücksichtsloser Ausnützung ihres Monopols durch Stellung ungeheuerlicher Preise das menschenmöglichste zu leisten, ohne dass die steigende Abneigung der Eingeborenen ihren Geschäften irgendwie Abbruch gethan hätte. Da versuchte 1869 der bekannte Midhat Pascha, damals Generalgouverneur von Bagdad, durch Errichtung einer Konkurrenzlinie, »des Oman«, die Engländer zu verdrängen. Aufstellung einer äusserst niedrigen Fahrtaxe für Passagiere und Güter, vielfache Gewährung von Freibillets an mittellose Fahrgäste, sobald dieselben ein amtliches Dürftigkeitszeugniss vorweisen können, grossartige Liberalität in Bezug auf Zulassung von Freigepäck waren und sind die Mittel, durch die diese nationale Linie das Publikum zu gewinnen bestrebt war. Aber der Oman konnte dem Schicksal

aller ausschliesslich türkischen Unternehmungen und Institutionen, dem Krebsschaden einer ungeordneten Verwaltung, nicht entgehen. Kaum hatte Midhat Pascha seinen Posten in Bagdad verlassen müssen, als der Oman nach kaum 18 Monaten ein Defizit von 60 000 L. T. = 1 100 000 Mark aufwies. Zwar wurde Anfang 1873 ein türkischer General, europäischer Herkunft, zum Direktor ernannt, der obwohl Militär, wenig von der Sache verstehend, doch binnen kurzer Zeit Ordnung schaffte und namentlich die Schulden tilgte. Nachdem er aber bei Ausbruch des russischen Krieges seinem ursprünglichen Beruf zurückgegeben und auf den Kriegsschauplatz geschickt war, ist der Oman rettungslos verkommen und der englischen Konkurrenz definitiv unterlegen. Von seinen ursprünglichen 12 Dampfern besitzt er nur noch 4, die schon deshalb keinen regelmässigen Dienst thun können, weil sie selten zu einer Fahrt hinreichend Kohlen haben. Auch diese 4 Schiffe dürften in nicht zu ferner Zeit ausgedient haben, sodass dann die Engländer das Feld behaupten werden, falls sie inzwischen nicht einen europäischen Konkurrenten bekommen. Sollte dieser Fall jedoch nicht eintreten, so würde dies ein schwerer Schlag für den Verkehr sein, denn allein wären die Engländer nicht im Stande denselben zu bewältigen. Als nämlich 1887 ihre Koncession ablief, wurde sie zwar von der Regierung in Constantinopel wieder verlängert, da man sich selbst dort von der Unzulänglichkeit des Oman überzeugt hatte, jedoch so beschränkt, dass der Lynch nur noch mit 2 Dampfern fahren darf, von denen der eine noch einen eisernen Schlepper anhängen darf. Diese beiden Schiffe, Medjidi und Chalife, unterhalten gegenwärtig eine einmalige wöchentliche Verbindung zwischen Bagdad und Basra, wo sie direkten Anschluss nach Indien haben. Und zwar wird derselbe vermittelt durch Dampfer einer Zweiglinie der P. & O. Line, die von Basra über Buschir, Maskat, Caratschi nach Bombay gehen und dort an die europäischen Postschiffe Anschluss bekommen. Ausserdem unterhält die englische Firma Jones Prices & Co. in London via Cardiff-Marseille mit 4 Dampfern monatliche Fahrten nach Basra. Mit der P. & O. Line steht Lynch in Uebernahmeverbindung, wie er auch von der indischen Regierung für Beförderung der Post eine Subvention von 1000 L. erhalten soll.

Die beiden Schiffe der Kompanie sind Raddampfer älterer Konstruktion, beide 270′ (engl.) lang und 36′ breit, Tragfähigkeit 400 Tonnen, Maschinen 120 Pferdekraft, Tiefgang je nach der Ladung 3½—4½′ (äusserstes Maximum).

Die Frachtsätze richten sich nach der Höhe des Wasserstandes, von 8—15 Para pro Occa = 1,280 klgr. Durchschnittssatz 10 Para = 4,3 Pf.

Angenommen, dass die Schiffe nur mit halber Ladung = 200 Tonnen fahren — obwohl ein Durchschnittssatz von 3/4 Ladung = 300 Tonnen dem Thatbestande mehr entsprechen würde, stellt sich die Rentabilitätsberechnung folgendermaassen:

1)	200 Tonnen Ladung = 160 000 Occa zum Durchschnittssatz von 10 Para pro Occa	40 000 P.T.
2)	Passagiere, 200 Deck- à 40 P.	8 000 »
	5 Cajütenpassagiere à 250 P. und Verpflegung pro Tag à 60 P. = 430	2 150 »
		rund 50 000 P.T.

Unkosten:

1)	Kohlen für 3 Tage	6 000 P.T.
	Thalfahrt pro Tag 10 Tonnen	
	Bergfahrt » » 15 »	
	à Tonne = 200 P. = 37 M.	
2)	Verpflegung der Mannschaft und der Passagiere I. Klasse	4 000 »
3)	Löhne der Mannschaft	10 000 »
		20 000 P.T.

Summe der Einnahmen	50 000 P.T.
» » Ausgaben	20 000 »
Nettogewinn pro Reise	30 000 P.T.

oder bei 80 Reisen im Jahr (mit beiden Schiffen) = 16 000 Lst. (1 Lst. = 147 P. T. Bagd.)

Demgemäss hat die Gesellschaft pro anno durchschnittlich 20 % Dividende [1]) ihren Aktionären zahlen können. Dieselben haben dabei aber statutenmässig nicht das Recht, von der Gesellschaft Rechnungsvorlage fordern resp. die Bücher einsehen zu dürfen. Wie rentabel diese Dampferlinie ist, erhellt schliesslich auch aus den Bemühungen der Kompagnie zur Erbauung einer Eisenbahn von Bagdad nach Basra; dass derartige Bemühungen von Engländern heutzutage auf keinen Erfolg zu rechnen haben, ist schon früher bemerkt worden.

4. Linie Bagdad—Kerbela.

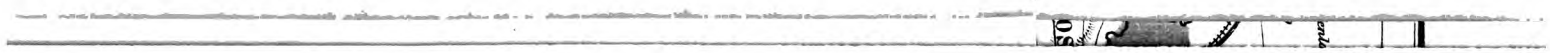
Innerhalb des Landes ist nur noch eine Strasse von Bedeutung, die Strasse von Persien über Bagdad nach Kerbela und Mekka. Diese

[1]) Pro 1885 21 %, pro 1886 15 %, ein Minus, das sich zum grössten Theile aus der inzwischen erfolgten Steigerung der Kohlenpreise erklären dürfte.

Linie kommt weniger für den Handel als für den Personenverkehr in Betracht.

Mekka hat bekanntlich für die Muhamedaner noch eine höhere Bedeutung als Jerusalem für die Christen und Juden. Jeder Muslim ist von Religionswegen verpflichtet wenigstens einmal in seinem Leben dorthin zu pilgern. In den Augen der Schiiten aber, der zweiten grossen Confession des Islam, die hauptsächlich in Persien und Indien verbreitet ist, steht die Stadt Kerbela, ca. 100 km südwestlich von Bagdad an der rechten Seite des Euphrat, fast in demselben Ansehn der Heiligkeit wie Mekka. Denn hier liegt Hussein, Sohn des Chalifen Ali, des angeblichen Stifters der schiitischen Confession, begraben, und der grosse mit vergoldeten Kupferplatten bedeckte Dom, in dem das Grab sich befinden soll, ist der Magnet, der Jahr aus Jahr ein Schaaren von Pilgern aus der schiitischen Welt Persiens und Indiens anzieht. Aus beiden Ländern bewegt sich der Strom dieser Wallfahrer fast ausschliesslich über Bagdad, das für die Perser mitten auf dem Wege liegt und für die Inder vermittelst der Tigrisdampfer bequem zu erreichen ist. Nach zuverlässigen Angaben wird der Pilgerverkehr zwischen Bagdad und Kerbela pro Jahr auf mindestens 100 000 Personen veranschlagt. Begreiflicherweise sind im Lauf der Jahrhunderte durch die frommen Pilger, unter denen der persische Hof und die indische Fürstenwelt stets zahlreich vertreten ist, grosse Massen von Geld nach Kerbela gekommen. Viele und zwar meist wohlhabende Pilger lassen sich für immer in der heiligen Stadt nieder, obwohl sie häufig Geschäfte halber nach Bagdad gehen müssen. So ist Kerbela, zumal seitdem die Türken ihre Herrschaft in diesen Gegenden befestigt haben, eine der wenigen Städte des Orients geworden, die gedeihen und sich vergrössern. Um die Alt-Stadt sind jetzt neue Stadtviertel entstanden von fast europäischem Aussehn mit breiten und sich rechtwinklig schneidenden Strassen, die selbst über Trottoirs und Petroleumbeleuchtung verfügen. Der Zahl der Bevölkerung nach — über 50 000 — nimmt Kerbela die zweite Stelle unter den Städten Mesopotamiens ein, rangirt also gleich nach Bagdad, das aber an Wohlhabenheit weit zurückstehen soll.

Von Wichtigkeit ist die Stadt auch für den Verkehr mit Arabien. Hier rüstet sich die grosse oft aus tausenden von Kameelen bestehende Pilgerkarawane nach Mekka aus, die nach altorientalischem Herkommen zugleich Handelskarawane ist, Kerbela ist ferner der Markt für das ganze nordöstliche Arabien, und die Beziehungen der Geschäftswelt reichen durch die innerarabischen Plätze bis an die Westküste dieses Landes.



Allgemein ist unter den Pilgern die Klage über die Beschwerlichkeit der Reise von Bagdad nach Kerbela. Obwohl dieselbe in nur drei Tagen gemacht wird, so ist sie doch namentlich für die schon von der langen Landreise ermüdeten Pilger aus Persien, wie für die durch Eisenbahnen und Dampfschiffe verwöhnten Inder, im Winter bei der verhältnissmässigen Kälte und im Sommer bei der enormen Hitze nicht ohne Beschwerde und dabei wie jede Landreise im Orient ziemlich theuer. Zur Erleichterung des Verkehrs ist denn auch schon einmal ein Anlauf genommen worden. 1884 hatte der kommandirende General des 6. Armeekorps in Bagdad, Hidajet Pascha, eine regelmässige (pro Tag eine) Omnibusfahrt zwischen beiden Städten eingerichtet, vermittelst deren man den Weg in 15 Stunden machte. Trotz der überaus mangelhaften Beschaffenheit der Wagen waren diese stets gedrängt voll. Als aber der General im November 1886 plötzlich versetzt wurde, kam das Unternehmen zum nicht geringen Bedauern des Publikums zum Stillstand. Seitdem projektirt man die Erbauung einer Bahn, entweder einer Pferdebahn wie sie schon seit 20 Jahren zwischen Bagdad und einem Vororte besteht und florirt, oder, was entschieden praktischer wäre, einer Dampfbahn. Technische Schwierigkeiten liegen absolut keine vor, da das Terrain fast eine mathematische Ebene bildet und von einem Brückenbau über den Euphrat vorerst natürlich abgesehen wird[1]).

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass für den Orient eine neue Zeit angebrochen ist, seit dem er begonnen hat sich der europäischen Kultur zu erschliessen. In Klein-Asien dringen die Eisenbahnen, vor allem die mit deutschem Kapital erbaute Linie Ismid-Angora[2]), immer tiefer in das Innere des Landes ein. In Palästina sind die Vorarbeiten zur Jerusalembahn abgeschlossen, und auch in Syrien scheint es mit der lange geplanten Hauranbahn endlich Ernst werden zu wollen. Die Rückwirkung dieser Unternehmungen auf Mesopotamien wird nicht ausbleiben. Hoffen wir, dass der deutsche Unternehmungsgeist, der sich schon auf so manchen Gebieten des Ostens mit Ehren bewährt hat, sich auch in diesem solange vernachlässigten Lande bethätigen möge.

[1]) Vgl. auch die Mittheilungen Grattan Geary's hierüber in der »Mail« v. 26. Juli 1878 nach »Globus« 34, 157 f.

[2]) Von derselben wurde die erste Strecke von 40 km (Ismid-Adabasar) am 2. Juni d. J. eröffnet.

Der Columbia und sein Stromgebiet.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Die wenigsten grösseren Ströme Nordamerikas haben bisher eine verhältnissmässig so geringe Beachtung gefunden und sind so mangelhaft geschildert worden, wie der Columbia, einer der interessantesten Stromläufe der neuen Welt, gleichzeitig der zweitgrösste sämmtlicher in den Stillen Ozean mündenden Ströme dieses Kontinents. St. Lorenz, Hudson, Mississippi, ja selbst der ferne Colorado und Sacramento haben ihre eigene Literatur, aber meines Wissens ist über den Columbia noch keine Monographie verfasst worden. Die Ursache hiervon ist nicht recht erklärlich, denn die Mündung des Stromes wurde schon 1792 durch den Kapitän Gray des amerikanischen Schiffes »Columbia rediviva« entdeckt, und er war es auch, der dem Flusse den Namen seines Schiffes beilegte. Zwölf Jahre später, 1804, durchforschten die kühnen Kapitäne Lewis und Clarke von der Landseite aus Theile des Stromgebietes des Columbia und legten zwei Nebenflüssen des Columbia ihre Namen bei, aber seit jener Zeit scheint kein Geograph dem ganzen Flusslaufe gefolgt zu sein, und nur einzelne Theile des Stromes wurden von verschiedenen Reisenden besucht. Zu seinem Bekanntwerden trug in den letzten Jahren die Erbauung der beiden neuesten Pacificbahnen, der Northern Pacific und der Canadian Pacific viel bei, denn die erstere schliesst sich dort, wo er anfängt, die Grenze zwischen Washington und Oregon zu bilden, an das Bahnnetz des letztgenannten Staates an, und durchfährt auch schon vorher einen grossen Theil des Stromgebietes. Die Canadian-Pacific-Bahn übersetzt ihn nach ihrem Eintritt in British-Columbia zweimal. Aber der ganze, gegen 2000 km lange Stromlauf mit seinen Nebenflüssen ist noch nicht ausführlich geschildert worden. Theilweise mag daran wohl der Umstand Schuld sein, dass der Oberlauf des Columbia in bisher schwer zugänglichen Theilen der Felsengebirge auf canadischem Gebiete liegt, der Mittel-

und Unterlauf jedoch in den Vereinigten Staaten, ferner dass die Zustände in jenen entlegenen Gegenden des Nordwestens bis zur Herstellung der Transkontinentalbahnen kaum besonders einladend waren. Heute noch sind grosse Gebiete Indianer-Reservationen, andere hingegen gänzlich unbewohnt; aber auch unter günstigeren Verhältnissen wäre der Columbia wahrscheinlich von den grössten Pionieren der amerikanischen Forschungsreisen, von den Handelsleuten, kaum beachtet worden, denn er war nie und wird nie eine grosse Verkehrslinie werden.

An pittoresker Schönheit, an Romantik und Grossartigkeit seiner Ufer kann sich gewiss kein Strom der neuen Welt, weder in Nord- noch Südamerika mit dem Columbia irgendwie messen, ja selbst in der alten Welt wüsste ich keinen zu nennen. Weder Hudson noch Rhein, mit denen der Columbia von jenen verglichen wurde, welche seinem Unterlauf gefolgt sind, erreichen den Columbia, und ich stehe nicht an, die Szenerieen längs dieses Stromes zu den herrlichsten zu zählen, die ich in Nordamerika gesehen habe. Der Yellowstone-park, das Cañon-Land des Colorado sind interessanter, die Gegenden am Hudson und am Puget Sound sind lieblicher, aber sie erreichen nicht die Grossartigkeit der Columbia-Landschaft in ihrer Vereinigung gewaltiger mit ewigem Schnee bedeckter Berge, Riesen-Cañons mit tausende Fuss hohen, senkrecht abstürzenden Felswänden, hier und da belebt von mächtigen Wasserfällen, Wäldern von californischen Riesentannen, Kaskaden, Stromschnellen und Felseninseln in dem wasserreichen grossen Strome selbst. Im Unterlaufe durchbraust der Columbia Felsenthäler, die sich an Grossartigkeit mit dem Lauterbrunner Thal messen können, aber den Vorzug haben, dass sie von einem der gewaltigsten Ströme des Kontinents belebt werden. Eine Beschiffung des ganzen Stromes vom Ursprung bis zur Mündung ist leider der vielen Wasserfälle und Stromschnellen wegen nur schwierig auszuführen, aber abgesehen von diesen, sind die zwischenliegenden Flusstheile bis hinauf an seinen Ursprung mit Dampfern befahrbar.

Der Oberlauf des Columbia gehört unstreitig zu den geographisch interessantesten der Erde, denn er zeigt Phänomene, die sich bei keinem anderen Flusslauf wiederholen. Schon an seiner Quelle ein schiffbarer Fluss, entspringt er einem langgestreckten, zwischen 50° 10′ und 50° 20′ n. B. und unter ca. 116° w. L. v. G. gelegenen Gebirgssee, dem oberen Columbia-See, 1010 m über dem Meeresspiegel, am westlichen Abhang der am weitesten gegen Osten vorgeschobenen Felsengebirgskette gelegen, welch' letztere gleichzeitig die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean bildet. Dieser 17 km lange und durchweg etwa 2 km breite See liegt eingesattelt

zwischen den Palliser Bergen im Osten und der Purcell Range im Westen und empfängt deren Abflüsse. Der eigentliche Fluss entströmt dem oberen Columbiasee an seinem nördlichen Ende und erreicht nach 12 km den etwa 16 km langen und ebenfalls 2 km breiten unteren Columbiasee, den er durchfliesst. Nach seinem Austritt aus demselben strömt er 250 km weit durch eines der nordwestlich laufenden Längenthäler der Felsengebirge, die Kootenay Range im Osten, die mit ewigem Schnee bedeckte, vergletscherte Selkirk-Kette im Westen, bis zu dem auf 51° 30′ n. B. gelegenen Athabaskapass (?). Hier empfängt er seinen nördlichsten Nebenfluss, den aus der nördlichen Verlängerung des Columbiathales südwärts fliessenden Canoefluss, wendet sich plötzlich, einen spitzen Winkel bildend, direkt südwärts und behält diese Hauptrichtung vom 52. Grad bis zum 46. Grad n. B. bei. Das Thal des oberen Columbia liegt nahezu in einer geraden Linie mit jenem des oberen Kootenay, das sich in südöstlicher Richtung daran schliesst, dann auch, wie schon erwähnt, mit jenem des Canoeflusses und noch weiter nördlich mit dem Thale des oberen Fraserflusses, zusammen ein nahezu ununterbrochenes Längenthal von nordwestlicher Richtung und von etwa 720 km Länge! Diese Depression ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen von Britisch Columbien und wird durch die auffällig flachen Wasserscheiden gegen Nord und Süd hervorgerufen. So ist beispielsweise die Wasserscheide zwischen der Südspitze des oberen Columbia-Sees und dem Kootenayfluss vollkommen eben und dabei nur 2400 m breit, sodass See und Fluss mit Leichtigkeit durch einen Schiffahrtskanal verbunden werden konnten. Ebenso merkwürdig flach und schmal ist die Wasserscheide zwischen dem Canoefluss und dem Cranberry-See, aus welchem der südliche Arm des Fraserflusses entspringt.

Noch etwa 140 km bevor der obere Columbia den Canoefluss aufnimmt, erhält er den von der Hauptkette der Felsengebirge herabkommenden Kicking-Horsefluss, und an dessen Mündung war es, dass ich den Columbia auf der Fahrt von den canadischen Prairieen nach dem Stillen Ozean zum ersten Mal erblickte. Wir waren mittelst der Canada-Pacific-Eisenbahn dem Thal des Bogenflusses entlang auf die Höhe der Felsengebirge gekommen. Die Szenerie wurde immer wilder und grossartiger. Es scheint, als hätte hier eine furchtbare Macht den Gebirgsstock gehoben und in Stücke zerbröckelt, deren jedes an Grösse eine engl. Kubikmeile umfasst. Sie liegen auf- und nebeneinander, die kühnsten Formen in die Lüfte streckend, so steil und glatt, dass kaum der Schnee hier einen Halt findet und in grossen

Lawinen in die engen Schluchten und tiefen Thäler hinabstürzt. [1]) Einige der letzteren werden durch klare, hellgrüne Gebirgsseen ausgefüllt, deren Tiefe noch niemand erforscht hat, anderen haben die rauschenden Gebirgswasser hinreichend Erde und Schlamm zugeführt, dass zwerghaftes Nadelholz in ihnen Nahrung findet. Die wenigsten der kühn emporstrebenden 3000 bis 3600 m hohen Spitzen haben Namen erhalten; nur die gewaltigsten Wahrzeichen, wie der Castle Mountain und Mount Lefroy, sind von den Erbauern der Bahn getauft worden. Endlich erreichten wir die Höhe des Kicking Horse-Passes, eingefasst von schneebedeckten Höhen. Am anderen Ende des sumpfigen Sattels entströmt demselben ein winziges Flüsschen, die ersten Wassertropfen, die nicht mehr dem Stromgebiete des Atlantischen Ozeans angehören. Es ist die Quelle des Kicking-Horseflusses.

Würde die Herkunft des Namens Kicking Horse nicht mit Bestimmtheit auf ein ausschlagendes Pferd zurückzuführen sein, so könnte man vermuthen, die Entdecker des Flusses hätten damit die Wildheit des Flusses kennzeichnen wollen: so stürmt und tost und schäumt der mit jedem Kilometer an Wassermenge zunehmende Fluss den westlichen Abhang der Hauptkette hinab, dem Columbia zu. Die Fluthen bohrten, wuschen, sägten sich eine wahre Teufelsschlucht durch die Felsen, und von den mehrere tausend Meter hoch zu beiden Seiten in den kühnsten Formen emporsteigenden Felsen stürzen rauschend und schäumend andere wasserreiche Gebirgsbäche in die Schlucht.

Wohl mögen die Pioniere der Eisenbahn lange gezögert haben, ehe sie sich entschlossen, die Schienenstränge da hinein zu lenken; aber es blieb ihnen kein anderer Weg übrig. Die ganze Kette zeigt auf Hunderte Kilometer Nord und Süd keine günstigere Stelle und selbst hier erforderte es die kühnsten und gewagtesten der bisher bekannten Eisenbahnbauten, um die Züge von der Kammhöhe in das Thal des Columbia hinabzuführen. Während sich die Steigung von Calgary am Ostabhange zur Kammhöhe, also 570 m auf 198 km vertheilt, muss der Abstieg zum Columbia, 834 m, innerhalb 98 km gemacht werden. Die Eisenbahn windet sich deshalb, tief in die Felsen eingeschnitten, längs der Abgründe dahin, den Fluss hinüber und herüber, durch lange Tunnel mit einem Fall von 2,8 bis 3,96 m auf 100 m. Für diesen Abstieg muss dann auch eine zweite Lokomotive angekoppelt werden, und beide Lokomotiven halten mit reversirtem Dampf den Zug zurück.

Erst nach dreistündigem »Hangen und Bangen auf schwebender Bahn« fuhren wir endlich bei Golden City in das Thal des Columbia

[1]) Siehe Hesse-Wartegg's, »Canada und Neufundland« Herder'sVerlag, Freiburg i/B. 1888.

ein, dort wo der Kicking-Horsefluss in den letzteren mündet. Aber die wenigen, ärmlichen Hütten und Zelte der »goldenen Stadt« interessirten uns weniger, als die gewaltigen Felsmauern der berüchtigten Selkirk-Kette, welche jenseits des Columbia dräuend ihre schneebedeckten, vergletscherten Grate und Spitzen in die Wolken streckten. Unser nunmehriger Reisebegleiter, der Columbia, hatte im Lauf der Jahrtausende seine Wellenbatterien vergeblich gegen die Felsen gerichtet, vergeblich seine Fluthen als Mauerbrecher verwendet. Die Felsen gaben nicht nach, und er musste sich seinen Weg statt durch die Felsen, um sie herum bahnen, und fliesst deren westlichen Abhang entlang wieder gegen Süden, nur 100 km in gerader, westöstlicher Richtung von seinem Oberlauf entfernt. Die gerade Entfernung von seinem Ursprung zur Südspitze des Pfeilsees (Arrow Lake) beträgt nur 150 km, die Länge des wirklichen Stromlaufs bis dahin etwa 750 km.

Aber was der Strom in den Jahrtausenden nicht vermocht hat, das hat die Kunst der Ingenieure in wenigen Monaten gethan: die Ueberschreitung der Selkirkkette mit der Eisenbahn. Wohl folgt die letztere von der Mündung des Kicking-Horse-Passes dem Columbia noch auf einige 30 km abwärts, dann aber wendet sich die Bahn durch den Cañon des Biberflusses westlich direkt auf die Gebirgskette, um dieselbe am Rogers-Pass zu überschreiten. Vom Columbia bis zu der auf 1304 m über dem Meere gelegenen Höhe dieses einzigen Passes der Selkirks, steigt die Bahn auf einer Strecke von 35 km 510 Meter und findet am westlichen Fuss der Kette, 72 km von der Passhöhe, den Columbia wieder.

War der Uebergang über die erste östliche Kette der Felsengebirge schon ungemein schwer herzustellen, so ist er doch kaum zu vergleichen mit den grossartigen Hindernissen, welche sich dem Bahnbau hier entgegenstellen. Ich fand auf meinen Reisen nirgends eine Gebirgswüste von so unbeschreiblicher Wildheit, Felsen von solcher Kühnheit und Grossartigkeit der Formen, Gletschermassen und Lawinenbahnen in solcher Menge in so grosser Nähe von der Eisenbahn. Als würde Mutter Natur selbst das grausige Gebirgsbild bereuen, das sie hier geschaffen hat, bedeckte sie einzelne Abhänge mit Riesencedern; aber auch diese fielen an manchen Stellen verheerenden Waldbränden zum Opfer, denen sie mit ihren kerzengeraden hohen Stämmen so reiche Nahrung gewähren. Auch während ich diese bei aller Grossartigkeit doch ungemein trostlosen Gebirge durchfuhr, beleuchteten brennende Bäume wie mit Riesenfackeln unsere Bahn. Wie Zunder fangen die morschen Stämme Feuer, die Flammen schiessen durch das hohle Innere aufwärts und züngeln aus Spalten und Astlöchern hervor, so dass im

Handumdrehen der ganze Riesenbaum an vielen Stellen gleichzeitig in Brand gerät. Endlich kann der verkohlte Stamm die grosse Last nicht mehr tragen: ächzend und krachend stürzen Stamm und Krone, beim Sturz Lawinen von Funken durch die Finsterniss sendend, während die Flammen die dichten Rauchwolken wie mit Abendrothglut durchleuchten. Bald haben die Stämme der nächststehenden Bäume Feuer gefangen, dann rasen die Flammen auch durch ihre Aeste und Zweige, verbrennen das Holz, versengen die Nadeln, verbreiten Verderben ringsum. Ein Waldesabhang fällt zum Opfer, ein zweiter folgt, und so fort, bis kalte starre, baumlose Felsmauern dem Flammenmeer Halt gebieten. Nichts bleibt von solchen Waldbränden übrig, als die kurzen, schwarzgebrannten Stümpfe, die, wie klagend, kahle verkohlte Aeste gegen den Himmel strecken.

Aber diese Bäume haben noch andere, stärkere unbarmherzigere Feinde als das Feuer: die Schneelawinen. Es ist, als wollte die Natur hier oben, inmitten von Felsen, Schnee und Eis, wirklich alles Leben ersticken und zerdrücken. An zahlreichen Hängen sah ich die Bahnen solcher Schneestürze genau verzeichnet. In der Selkirkkette bedurfte es der Erbauung von 29 km langen Schneetunnels, um die Eisenbahn gegen die Lawinen zu schützen. Die Bahn ist an besonders gefährlichen Stellen in den Felsen gehauen und die schweren dicken Balken des Schutzdaches wurden in die Ebene des Abhangs gelegt, so dass sie den herabstürzenden Massen keinen Widerstand entgegensetzen und diese über sie hinweggleiten. An anderen Stellen mussten grossartige Brücken über die beiden Gebirgsbäche gebaut werden, deren Schluchten die Bahn bei der Ueberschreitung der Felsenkette folgt. Der »Mountain Creek« wird auf einer hölzernen Brücke von 180 m Länge und 54 m Höhe gekreuzt, und über den tiefen Cañon des Stony Creek führt eine hölzerne Bahn von 135 m Länge, die auf Holzpfeilern von 90 m Höhe ruht, die höchste bisher gebaute Brücke dieser Art. Der Zug hielt gerade auf dieser Brücke, um die Lokomotive mit Wasser speisen zu lassen, und wir sprangen aus den Waggons, um nicht nur das kühne Werk der englischen Ingenieure, sondern auch die wilde Schlucht zu bewundern, durch welche der wasserreiche Bergstrom in 30 m hohem, schäumendem Wasserfalle dem Columbia zueilt.

Auf der Höhe des Rogers-Passes erreichten wir die Quelle des Biberflusses, dem wir bisher gefolgt waren. Hier wechselt der Charakter der Gebirges. An die Stelle der Schluchten und Katarakte treten schneebedeckte Höhen, die bis zu 3600 m emporsteigen, und zwischen ihnen eingesattelt liegt ein massiger Gletscher, der bis unmittelbar an den Pass hinabreicht. Die blaugrünen Krystallflanken des Eisriesen

winkten mir so verlockend zu, dass ich einen unfreiwilligen, durch einen Unfall an der Maschine bedingten Aufenthalt benutzte, um über das Gerölle und den Schutt der Moräne bis zu den Eismassen emporzuklettern und dort einen besseren Ueberblick über die weiten Eis- und Schneefelder des Kammes zu haben. Keines der Gebirge, das ich in verschiedenen Welttheilen gesehen, besitzt alpinen Charakter in so hohem Grade wie die Selkirk-Kette — ja ich würde sie am liebsten mit den gewaltigen Mischabels, den Monte Rosa und das Matterhorn mit einbegriffen, vergleichen. Ein noch namenloser Berg besitzt ganz die kühnen Formen des letztgenannten Berges, und ebenso sind die Gletschermassen auch hier von der gleichen Ausdehnung. Wie dort das Zermatt- und das Saas-Thal die kühne Gebirgskette einfassen, so sind es hier die beiden Parallelthäler des Columbia, zu welchen die Eisenbahn von der Höhe des Rogers-Passes mittelst Spiraltunnels hinabsteigen muss, denn der Fall beträgt innerhalb 3,2 km über 200 m!

Etwa 35 km südlich von der zweiten Ueberschreitung des Columbia durch die Eisenhahn erweitert sich der Strom zu einem an 150 km langen und durchschnittlich 5 km breiten See, dem Arrow-lake, welcher das ganze Thal zwischen der Selkirk-Kette und ihrer westlichen Parallelkette, der Golden Range ausfüllt. Weitere 30 km gegen Süden vereinigt sich der Columbia mit dem Kootenay. Die beiden Flüsse, deren Quellen nur 2 km von einander liegen und die, wie gesagt, durch einen Canal verbunden wurden, kommen erst nach einem Laufe von je 700 km zusammen, obschon die Quellen von dieser Vereinigung nur 130 km entfernt sind!

Gerade so wie der Columbia einen spitzen Winkel gegen Norden beschreibt, so thut es auch der Kootenay gegen Süden, und das Knie des letzteren Flusses reicht weit über die canadischen Grenzen tief in den Staat Montana hinein. Er wendet sich jedoch wieder in nordwestlicher Richtung nach Britisch Columbien zurück und durchfliesst die südliche Hälfte des grossen, über 100 km langen Kootenay-Sees, um, verstärkt durch die Zuflüsse des letzteren, etwa in der Mitte des westlichen Ufers wieder herauszutreten; 50 km weiter westlich ergiesst er sich in den Columbia.

Auf diese Weise umschliessen die an ihren Quellen wie an ihrer Mündung vereinigten Flussläufe eine gewaltige Felseninsel — die ganze Selkirk-Kette, die wie eine natürliche Citadelle von allen Seiten mit tief eingeschnittenen Wassergräben umgeben ist, ein Phänomen, das sich in dieser Art wohl nicht noch einmal auf der Erde vorfindet. Früher müssen die Flussläufe noch viel bedeutender gewesen sein,

denn in den Thälern des Kootenay wie des Columbia finden sich hoch oben an den Thalwänden unzweifelhafte Gletscher-Spuren, während die Thalsohle zahlreiche erratische Blöcke zeigt, aus denen zu schliessen, die Richtung der Gletscher eine nordsüdliche war. Ungeheure Moränen lassen an vielen Stellen auf die Grösse und Ausdehnung der Gletscher schliessen, die sich heute bis auf ca. 1350 m Höhe zurückgezogen haben.

An der Grenze der Verein. Staaten, gegenüber dem canadischen Grenzort Shepherd und weniger als 70 km vor der Einmündung des Kootenay erhält der Columbia vom Osten her seinen zweitgrössten Nebenfluss, nach seinem Entdecker »Clarke Fork of the Columbia River« genannt. Auf manchen Karten ist dieser grosse Wasserlauf auch als Flathead oder auch Pend d'oreille-Fluss bezeichnet, indessen dürfte es doch nur ein schuldiger Tribut gegenüber dem heroischen Entdecker Kapitän Clarke sein, wenn in Zukunft der Name Clarke Fork auf allen Karten eingeführt würde. Der Name Flathead rührt von den Indianern her, deren einstiges Gebiet und jetzige Reservation er in seinem Oberlaufe durchfliesst. Pend d'oreille jedoch ist einer der ungemein zahlreichen französischen Ortsnamen, welche sich im ganzen Canada sowie im Westen und Nordwesten der Ver. Staaten bis auf den heutigen Tag erhalten haben und an die kühnen Reisen der französischen Canadier zu einer Zeit erinnern, als noch kein Anglosachse in jenen Gegenden erschienen war. Gerade im Stromgebiete des Columbia sind diese Namen sehr häufig, und obschon in Bezug auf den Clarke Fork in Anbetracht des historischen Moments die Beibehaltung dieses Namens statt Pend d'oreille empfohlen wird, so wäre doch eine Umtaufung anderer französischer Namen in diesem Gebiete durchaus nicht wünschenswerth, ja in Bezug auf die vielen indianischen Namen sogar eine Unthat, der sich die Engländer und besonders die Amerikaner leider nur zu häufig schuldig machen. All' diesen willkürlichen Aenderungen sollte man mit aller Entschiedenheit entgegentreten, denn die indianischen Namen haben nicht nur grössere Berechtigung, sie sind auch gewiss poetischer und klangvoller als die englischen. So hat der Columbiastrom an seinem rechten Ufer noch die Zuflüsse Okinakane, Yakima, Klikitat, durchwegs indianische Namen; die linksseitigen Zuflüsse jedoch haben schon französische und englische Namen, weil sie von den weissen Trappern und Händlern viel häufiger besucht wurden: so der grösste Nebenfluss des Columbia, der Snake River (Schlangenfluss) mit seinen Nebenflüssen Salmon River, der sich aus dem Taylors Creek (!) und Mormon Fork zusammensetzt, Clearwater River, Smoke Creek und Crab Creek; ferner an der Südseite des Columbia neben dem Umatillafluss der

Birken-, Butter- und Weidenfluss; weiter stromabwärts der John Dayfluss, dann die Rivière des Chutes und endlich der letzte, der Willamette.

Doch zurück zu dem herrlichen Clarke Fork, dessen Mittellauf ich auf einer Strecke von etwa 200 km auf der Northern Pacific-Eisenbahn entlang fuhr. Als der eigentliche Quellauf des Clarke Fork ist wohl der Bitter Rootfluss anzusehen, der in der gleichnamigen Bergkette, keine 50 km von dem Stromgebiete des Missouri, im westlichen Montana entspringt, auf 114 ° ö. L. den Missoulifluss und auf 115 ° den Flatheadfluss empfängt. Der letztere entströmt dem Kootenay-Pass und dem Boundary-Pass der Felsengebirge hart an der canadischen Grenze und durchfliesst auf seinem südlichen Laufe ein ähnliches Längsthal, wie der ihm nahe Kootenay. Nach einem 120 km langen Lauf erweitert er sich zu dem inselreichen schönen Flathead-See, etwa 50 km lang und 20 km breit, verlässt denselben an seinem südlichen Ende und mündet 50 km weiter südlich in den Clarke Fork, der, seine nordwestliche Richtung beibehaltend, 130 km weiter nach Idaho eintritt. Dort durchfliesst er den nördlichen Arm des herrlichen Pend d'oreille-Sees, dieses Vierwaldstätter Sees des amerikanischen Nordwestens, an dessen nördlichem Ufer die Pacificbahn entlang läuft.

Die in Gestalt eines ununterbrochenen Hochgebirgszuges die Grenze zwischen Montana und Idaho bildenden Bitter Root Mountains lagern sich den Felsengebirgen westlich in einer Länge von über 300 km vor und bilden eines der am meisten geschlossenen Kammgebirge des ganzen Systems, mit einer Kammhöhe von etwa 2700 m. Ihre höchsten Punkte, wie der Pack Saddle und der weithin sichtbare Lolo Peak, sind mit ewigem Schnee bedeckt, obschon sie kaum über 3500 m emporragen. Dem Unternehmen der Pacificbahn stellte sich diese Gebirgsmauer ohne irgend welchen praktikablen Pass ungemein hinderlich entgegen, so dass sich die Ingenieure genöthigt sahen, die Bahnlinie im weiten Bogen nördlich um die Bitter-Root-Kette herumzuführen, dort, wo der Clarke Fork selbst seinen Durchbruch durch die Gebirge vollzog.

In dem nördlichen Winkel des neuen Staates Idaho wechselt die Gegend ihre landschaftliche Physiognomie. In die Ausläufer des Coeur d'alêne-Gebirges hineingebettet, liegen hier ausser dem genannten Pend d'oreille noch der schöne Coeur d'alêne, der Ocolala und ein ganzes Netz kleinerer Bergseen, welche durch Flussläufe mit einander verbunden sind.

Es war an einem schönen warmen Septembertage, als ich längs der romantischen Nordufer des vielbuchtigen Pend d'oreille-Sees, dem

Kalispelm-See der Indianer, dahinfuhr, bald auf dem aus dem harten Felsufer gesprengten Bahnbett, bald auf langen, noch von frischem Harz duftenden »Trestle«brücken, und schon prangten die Felsenketten rings um den See in weissem Schneekleide, während die bergigen Ufer der zahlreichen Buchten mit prachtvollen Nadelwäldern bedeckt waren, und so das Alpenbild vervollständigten, das hier so viele tausend Kilometer von der Schweiz entfernt, dem staunenden Besucher im Herzen der Felsengebirge vor Augen tritt. Jenseits des Sees, der Bahn gegenüber, gewahrte ich die imposante, senkrecht aus dem See emporsteigende Felswand des Granite Point und dahinter, an 1800 m über den Seespiegel in die Lüfte ragend, den Granitberg selbst, überragt von dem schneeigen Gipfel des Pack Saddleberges und der im Abendroth der untergehenden Sonne erglühenden Coeur d'alêne-Kette.

Bis zum Eindringen der Eisenbahn war der ungeheure Urwald des Pend d'oreille mit seinen stolzen Douglas-Tannen, Cedern und Tamarackbäumen durchaus jungfräuliches Gebiet. Der alte »Mullanweg«, der von Montana nach Washington führend, dieses Gebiet berührte, war der Frühlingsfluthen wegen selten vor Mitte Juli passirbar und verschneite in seinen höheren Stellen wieder vier Monate später. Was sich aber an Jägern und Trappern von den entlegenen Posten der Hudsonbai-Gesellschaft hierher verirrt hatte, war zu vereinzelt, um als »weisse Besiedlung« gelten zu können. Deshalb herrschten auch hier die Indianer ganz unbeschränkt: die Flatheads, Nezpercé's, Kootenays (vielleicht vom Courtnez?) Piegans u. s. w., die sich heute grösstentheils auf der ihnen von der Regierung eingeräumten Flathead-Reservation, 1½ Millionen Acres umfassend, niedergelassen haben. Diese Reservation wird von der Eisenbahn mitten durchzogen, und häufig genug sieht der Reisende schon vom Waggonfenster aus die einstigen Landesherren. Westlich vom Pend d'oreille-See übersetzt die Eisenbahn auf einer stattlichen Brücke den nach seinem Ausfluss Pend d'oreillefluss genannten Clarke Fork, der wie gesagt nach Nordwesten fliessend, sich bei Fort Shepherd mit dem Columbia vereinigt, und wendet sich südwestlich dem ausgedehnten Spokane-Plateau zu, durchflossen von dem, seiner grossartigen Fälle wegen bekannten Spokanefluss. Dieser fällt im nordöstlichen Winkel des Staates Washington in den Columbia, dort wo der letztere plötzlich seinen südlichen Lauf aufgiebt und sich in einem scharfen Winkel nach Westen wendet.

An seinem rechten Ufer erhält der Columbia auf seinem Laufe durch Washington, von der canadischen Grenze bis nahe an jene Oregons, nur Einen bedeutenden Nebenfluss, den merkwürdigen Okanagan oder Okinakane (erstere Schreibart ist die richtige). Derselbe ist

der Abfluss des langgestreckten gleichnamigen Sees in Britisch Columbien, eines der Längenthäler der Felsengebirge westlich von den Pfeilseen des Columbiathales erfüllend, und fliesst ebenso wie der Kootenay und der Columbia in direkt südlicher Richtung, noch eine Reihe von vier kleineren, reizenden Bergseen bildend: den Lac du chien, Lac Vasuix, Lac des chutes und Osoyoos-See, der bereits zur Hälfte auf Washington-Gebiet liegt. Von der Mündung des Okanaganflusses in den Columbia nimmt auch der letztere eine südliche Richtung an, die er bis nahe an die Grenze Oregons beibehält.

Hier an dieser Strecke durchströmt er das grosse »Columbia-Plateau«, einen der interessantesten Theile seines Stromgebietes. Ein fast rundes Becken von etwa 500 km Durchmesser bildend, wird das, irrthümlich Plateau genannte, Becken rings von Bergketten umschlossen, die ihre Flussläufe von allen Seiten konzentrisch nach dem Columbia senden: den Clarke Fork, Spokane und Lewis Fork (Schlangenfluss) von Osten, Okanagan von Norden, Pisquasse und Yakima von Westen, Wallawalla, Umatilla und Butterfluss von Süden. Alle Flussläufe haben sich durch die harten Felsschichten am Rande des Thales enge, oft mehrere Tausend Fuss tiefe Cañons gegraben und sind zahlreicher Fälle und Stromschnellen wegen der Schiffahrt von geringem Nutzen. Die meisten dieser Ströme drängen sich an der Südseite des weiten Thalkessels, an der tiefsten Stelle desselben zusammen, und unmittelbar westlich von derselben bricht sich der Columbia die Bahn durch das sich ihm entgegenstellende Kaskadengebirge, um den Ozean zu erreichen. Von der genannten tiefsten Stelle des weiten Beckens erhebt sich der Boden sanft ansteigend nach allen Richtungen den Gebirgen zu, eine ausgedehnte, mit losem Sand und Steingerölle bedeckte Wüste bildend, so dass die sie durchschneidende Eisenbahn ähnlich wie gegen Schneeverwehungen durch Holzwände gegen Sandverwehung geschützt werden musste. Selbst das Städtchen Ainsworth, an der Mündung des grossen Schlangenflusses in den Columbia, ist noch buchstäblich auf losen, weissen Flugsand hingebaut. Aber je weiter man sich von diesem Mittelpunkte der Flussläufe nach allen Richtungen hin entfernt, desto fruchtbarer wird das Land, bis es in einem 30 bis 60 km breiten, die Wüste umgebenden Gürtel den fruchtbarsten Ackerboden, den berühmten »Wheat belt« (Weizengürtel) des Columbia erreicht. Jenseits desselben, auf einer mittleren Höhe von etwa 700 m, beginnt wieder die Waldregion.

Das breite Wüstenbecken wird von einer mächtigen Basalt- und Lava-Schicht eingenommen, durch welche sich die Flüsse ihren Weg

gegraben haben und gerade die senkrechte Klüftung der Basaltschichten veranlasste die tiefen »Cañons« oder Schluchten, an deren Grunde die Flüsse dem Columbia zueilen. Nur im Columbia, dann nahe der Mündung des Spokaneflusses und an einzelnen Stellen des Schlangenflusses wurden die Basaltschichten ganz durchwaschen und das Urgestein, der Granit, blosgelegt, während die Flussläufe sonst sich noch in den Basaltschichten befinden. Kalk- oder Sandsteinschichten zeigen sich nirgends.

Die ausgedehnte Wüste, von tausendfachen Lavazacken und Graten durchzogen, war einst wohl ein grosser Süsswassersee, der seinen Abfluss wie jetzt durch das Columbiathal gegen Westen hatte, oder, wie manche behaupten, gegen Süden durch das Sacramentothal. Als dann das grosse, ganz vulkanische Kaskadengebirge aufgeworfen wurde und dessen Vulkane die glühenden Lavaströme weit über das ganze Land ergossen, dürfte dieser Abfluss des Binnensees versperrt worden sein. All' die gewaltigen Schneegipfel dieser Gebirge, wie Mount St. Helens, Mount Hood, Takoma, Adams, Jefferson, the three Sisters u. s. w., waren damals thätige Vulkane und heute sieht man an den hohen, senkrechten Ufern der Flussläufe im Columbiagebiet die horizontalen Lavaschichten der successiven vulkanischen Ueberfluthungen in verschiedener Mächtigkeit. Als diese Lavamassen den Abfluss des Binnensees versperrten, stauten sich dessen, durch die zahlreichen Zuflüsse fortwährend vermehrte Wassermassen zu einem grossen Binnenmeere, welches das ganze weite Becken ausfüllte und endlich an der niedrigsten Stelle einen Abfluss gegen das Meer zu fand. Das Bett dieses Abflusses wurde durch die Gewalt des Wassers immer tiefer in die Felsen eingerissen, bis es endlich mit der tiefsten Stelle des Seebodens in einer Höhe lag und der ganze Binnensee abgeflossen war. Der Spiegel dieses Sees musste einst 600 bis 700 m über dem Meere gewesen sein, denn auf dieser Höhe finden sich im Umkreis des einstigen Sees massenhafte Knochenreste vorgeschichtlicher Thiere, wie die Gebeine riesenhafter Mastodons, die Gerippe des kleinen dreizehigen Pferdes und anderer ausgestorbener Arten, ganze Wagenladungen durcheinander geworfen. Die höher gelegenen Theile des einstigen Seebodens erhielten durch die zahlreichen Zuflüsse grosse Schlamm- und Erdmassen, die sich vor den Mündungen ablagerten und heute den fruchtbaren Gürtel bilden, von welchem schon die Rede war. Als aber der Seespiegel später naturgemäss viel rascher sank, konnte sich nur eine dünne Erdschicht auf dem Boden ablagern, und selbst diese wurde nachher durch die Flüsse fortgespült. Daher die heutige grosse Wüste des Columbia-Beckens. Oberhalb des Durchbruchs

des Columbia erhält derselbe von Nordwesten her noch den Zufluss des Yakima, etwas weiter stromabwärts von Osten jenen des gewaltigen Schlangenflusses oder Lewis Fork, den grössten Nebenfluss des Columbia, welcher mit seinem 1450 km langen Laufe der bedeutendere Hauptfluss des Columbiagebietes ist und nach seiner Vereinigung mit dem Columbia auch seine westliche Richtung beibehält. Die ursprüngliche Bezeichnung, welche die Erforscher dieses Gebietes, Lewis und Clarke, den beiden Stromläufen gaben, war die richtige: Clarke fork of the Columbia River und Lewis fork of the Columbia River. Aber dieselbe wurde später willkürlich geändert, und der Name »Columbia« wie wir gesehen haben, einem aus Canada herabkommenden Nebenflusse des Clarke Fork gegeben, während man auch von dem Lewis Fork heute nur mehr als Schlangenfluss spricht. Auch dem Missouri ist das Unrecht widerfahren, als Nebenfluss des Mississippi bezeichnet zu werden, während er doch unzweifelhaft den Hauptstrom des ganzen zentralen Stromgebietes Nordamerikas bildet.

Ich sah die Quellläufe des Schlangenflusses, dort Shoshonefluss genannt, in dem seiner szenischen Wunder wegen berühmten Yellow Stone Park. Westlich von dem grossen Yellow Stone-See, nur vier Kilometer von diesem entfernt, befindet sich die Wasserscheide des Kontinents und der dort gelegene »Two Ocean Pond« d. i. Teich der zwei Ozeane ist als die eigentliche Quelle des Lewis Fork und somit auch als die Quelle des Columbiastromes anzusehen, denn der dem Two Ocean Pond entspringende Flusslauf, ist von der Mündung des Columbia am weitesten entfernt und an 3000 m darüber erhaben. Dieser Flusslauf ergiesst sich in den grossen 2600 m über dem Meere gelegenen Shoshone-See, dessen Abfluss 5 km weiter südlich den Lewis-See bildet und am südlichen Ende dieses Sees als Lewis Fork of the Columbia wieder heraustritt.

Das Gebiet des Schlangenflusses bildet den heutigen Staat Idaho. Er durchfliesst den südlichen Theil des Staates seiner ganzen Breite nach in einem weiten gegen Süden konvexen Bogen und bildet von 43° 40′ n. B. an die Grenze zwischen Idaho und Oregon bis an die Nordgrenze des letzteren Staates. Sein Bett ist tief in die weite Basaltebene des südlichen Idaho eingeschnitten, und an vielen Stellen bildet er beträchtliche Wasserfälle, deren oberster der 10 m hohe »American Fall« ist. Einige dreissig Kilometer weiter abwärts bildet er den grossartigen »Shoshone Fall«, einen der schönsten und grössten Fälle Amerikas, denn der dort 230 m breite Strom stürzt sich über die schwarzen Basaltstufen in ein wildes Felslabyrinth gegen 65 m tief hinab, donnernd und rauschend, und besonders im Frühjahr so

beträchtliche Wassermengen enthaltend, dass dieselben nach dem Urtheil von Clarence King jene des Niagara erreichen. Unterhalb des Falles erweitert sich der Strom zu einem seeartigen, von Felsen umschlossenen Becken, aus welchem ungeheure Massen von Wasserstaubwolken emporsteigen und vom Wirbelwind häufig bis zu 300 m emporgetragen werden. Noch weiter stromabwärts, etwas oberhalb der Mündung des Mac Arthurflusses befindet sich noch ein dritter Wasserfall, der »Salmon Fall«.

Das Land, welches der Schlangenfluss in Idaho durchzieht, ist auf hunderte Kilometer in der Runde eine wüste Hochebene mit wellenförmiger, häufig durch trockene Flussläufe zerrissener Oberfläche, mit nackten Felstrümmern oder Treibsand bedeckt. Artemisia ist beinahe die einzige hier gedeihende Pflanze, die hier baumartige Grösse, mit Stämmen von 30 cm Durchmesser und einer Höhe von 3 bis 5 m erreicht. Die Zuflüsse des Schlangenflusses verschwinden an vielen Stellen in tiefen Crevassen, um unterhalb der Basaltschichten weiterzufliessen und an anderen Stellen wieder zu Tage zu treten. Diese Wüsten begleiten den Schlangenfluss mit unbedeutenden Unterbrechungen bis an seine Vereinigung mit dem Columbia, der nun ein mächtiger Strom, in westlicher Richtung dem Meere entgegeneilt. Von Ainsworth an haben wir dem Columbia etwa 50 km stromabwärts durch die sandige, von dunklen Lavamassen durchsetzte Ebene des Umatilla zu folgen, um mit ihm am Ostabhange des Cascadengebirges anzukommen. Je weiter westlich man gelangt, desto höher, schroffer, wilder werden die kahlen, baumlosen Vorberge und die dunkelbraunen Basaltfelsen der Cascaden. Schon springen bei jeder Biegung, welche der Strom macht, die dunklen Wände in seine grünen Fluthen vor oder hängen sich dort, wo er sie unterwaschen, wie mächtige Riesen über seinen schimmernden Spiegel. Rascher, bewegter, reissender jagen die eingeengten Wassermassen dahin, um an der Mündung des John Dayflusses in einer ganzen Reihe von Stromschnellen an den schwarzen Klippen vorüberzustürmen, welche hier aus seinem Bette selbst emporsteigen. Noch eine Strecke weiter, bei Celito, stürzt der Fluss bei niedrigem Wasserstande über eine geschlossene Felsstufe von 7 m Höhe, die sich hier quer über sein Bett wirft. Im Frühjahr, wenn die geschmolzenen Schneemassen der Felsengebirge den Columbia anschwellen, verschwindet dieser Fall und nur ein schäumender Wasserstrich zeigt an, wo sich das steinerne Wehr befindet. Dann vollführen auch gelegentlich waghalsige Piloten mit leicht gebauten Dampfern das Kunststück, darüber hinwegzufahren, einer Kühnheit, welche eine

oder der andere sogar über die einige Kilometer weiter unterhalb befindlichen Stromschnellen der »Dalles« ausführt.

Dort erscheint der Strom thatsächlich wie auf seine Kante gestellt. Unmittelbar vorher erweitert er sich zu einem seeähnlichen Becken, über dessen sandiges, linkes Ufer die 3 bis 400 m hohen Wände und Felsspitzen eines ganzen Basaltgebirges in scheitelrechter Jähe aufstarren. Auch am rechten Ufer erscheint der Strom mit demselben schwarzen Gestein, nur von geringerer Höhe, gepanzert. Diese beiderseitigen Basaltwände nähern sich nun weiter abwärts bis auf eine nur einen Steinwurf breite, aber desto tiefer in die Erde klaffende Spalte, und durch dieses Felsenthor drängt sich der ungeheure Strom hindurch, bis er jenseits desselben wieder in seiner früheren Breite weiterfliessen kann. Dieser Durchbruch führt den Namen »the Dalles«, und selbstverständlich kann hier von der Schiffahrt keine Rede sein. Erst in dem unterhalb liegenden Städtchen »Dalles« wird der unterbrochene Dampferverkehr wieder aufgenommen, um jedoch 80 km weiter abwärts neuerdings durch eine Kette von Stromschnellen, die »Cascades«, unterbrochen zu werden, mittelst welcher sich der Columbia den Weg durch die Cascadenkette bahnt. Auf einer Strecke von 10 km hat der Strom hier einen Fall von 30 m. Oberhalb der Cascades ist die Gegend von ganz wunderbarer Schönheit und nirgends in Nord- und Südamerika habe ich Aehnliches wiedergesehen; nur das Yosemite-Thal könnte sich mit jenem des Columbia vergleichen, vorausgesetzt, dass jenes von einem ähnlich grossen, brausenden Strom durchflossen würde. Aber neben den pittoresken grandiosen Bergparthien, den zuweilen mit Riesentannen, Eichen, Fichten und Ahorn bewaldeten Ufern, den zahlreichen Staubbächen, die sich von den Felsen in das Columbiathal hinabstürzen, den mit frischgrünen Balsampappeln geschmückten Inselchen, sind noch andere Merkwürdigkeiten vorhanden, welche diesen Gegenden grossen Reiz verleihen, darunter beispielsweise die von den Fluthen bedeckten Wälder, welche schon Oberst Fremont auf seinem kühnen Zuge 1842 durch diese Gegenden erwähnt. Es sind dies Baumgruppen, die man an manchen Stellen durch das klare Wasser hindurch am Flussgrunde ganz deutlich unterscheiden kann, und die augenscheinlich durch Erdrutschungen von den benachbarten Berghängen in die Tiefe befördert wurden. Die unter den Weissen wie unter den Indianern herrschende Tradition behauptet indessen, die Wälder wären ursprünglich an denselben Stellen gewachsen, wo sie sich noch heute befinden, und die vulkanischen Umwälzungen am Cascaden-Gebirge, welche den Strom aufdämmten, wären die Ursache, dass die Wälder unter Wasser

gesetzt wurden. Hie und da zeigt sich zwischen den zerrissenen, vielfach gespaltenen Uferbergen der Ausblick auf einen der Schneeriesen der Cascades, deren dieser Gebirgszug eine ganze Reihe enthält, und die über die grünen bewaldeten Höhen der eigentlichen Kette im blendenden Schimmer ihres weissen Mantels wie Zuckerhüte in den tiefblauen Himmel des pacifischen Nordwestens emporragen. Dort, wo der Columbia die Cascades durchbricht, ist er von dreien dieser Schneeriesen flankirt: im Süden von dem 3600 m hohen prächtigen Mount Hood, im Norden von Mount Adams und Mount St. Helens. Noch weiter nördlich ragt über diese noch die ewige Schneewacht des 4300 m hohen Mount Tacoma hinweg.

Unterhalb der Cascades giebt der wilde, wüste Basalt Cañon viel schöneren landschaftlichen Bildern Raum. Das herrlichste Waldgebirge, beständig von kühnen Felsengruppen durchbrochen, steigt an beiden Ufern empor und giebt dem von jetzt ab in unbeengter Breite dahinrollenden Strom das Geleit. Die Vegetation ist dort, wo es die Felsen überhaupt zulassen, von erstaunlicher Ueppigkeit. Wir haben die Grenze passirt, welche klimatisch die trockene, wüste Ebene des Mittellaufes von den Küstengebieten trennt und sind nun im Bereiche der warmen Passatwinde, die vom Meere kommend, ihre Feuchtigkeit in der kühlen Luft des Hochgebirges als beständige Niederschläge, Nebel, Regen und Schnee, wieder abgeben. Auf dem rechten Ufer erhebt sich weiter abwärts auf einer Basis von etwa 4 Acres der thurmartig aufsteigende 300 m hohe Castle Rock, auf dessen Scheitel ein Wäldchen jener herrlichen Douglas-Tannen thront, die überhaupt die Waldkönigin der unendlichen Forsten in Oregon und Washington ist. Auf dem linken Ufer aber thürmen sich wieder in düsteren Ablagerungen die berühmten Basaltmassen des Columbia auf, von denen Goethe noch keine Ahnung hatte, als er in dem bekannten Verse der neuen Welt dieses Gestein absprach. Bis zu einer Mächtigkeit von 1200 m treten sie hier in regelmässigen schrägen oder horizontalen Schichten zu Tage, die erstarrten Fluthwellen des Feuermeeres, das einst hier wüthete. Oder sie stehen aufrecht da in langen Reihen sechskantiger Säulen. Oder sie bilden, plötzlich abgebrochen und bis in den Fluss selbst vorgeschoben, mächtige Festen nach der Art des Giant's Causeway in Irland oder der Fingals-Insel. Und hier erscheinen auch wieder jene kleinen Nebenflüsse und Bäche, um von der schwindelnden Höhe der Uferfelsen herabzustürzen, welche dieser Strecke des Columbialaufes so besondere Schönheit verleihen. So stürzt der Multnomahbach über eine scharfe Kante, in silberne Staubwolken aufgelöst, 250 m tief herab. Wohin das Auge

sich wenden mag, überall ist das massige düstere Gebirge von Schluchten zerrissen und in allen rinnt, zittert und rauscht das nasse Element dem Hauptstrome zu. Und nun grüsst uns auch die Loreley des Columbia, das mächtige Vorgebirge des Kap Horn, zur Rechten, eine langgedehnte 70 m hohe Steinwand, die aus dem Flusse selbst senkrecht emporsteigt, um sich in Felsenterrassen landeinwärts noch weiter bis zu einer Höhe von 600 m aufzubauen. Mitten im Strome aber erhebt sich noch der Roosters Rock, ein einsamer steil emporstrebender Felsen, dessen oberes Plateau in früheren Zeiten den Indianern als Grabstätte für ihre Todten diente.

Bei den »Säulen des Herkules«, zwei gigantischen Felsthürmen, sozusagen dem westlichen Thor der Wunderwelt des Columbia, verlässt die Eisenbahn, die vom Walla-Walla bis hierher seinem Riesenthale folgt, den Strom, um sich in südlicher Richtung gegen Portland, die Hauptstadt Oregons zu wenden. Sie liegt an dem letzten bedeutenden Nebenfluss des Columbia, am Willamette, der aus dem Herzen der Cascade-Mountains, nahe dem 43sten Breitengrade kommend, in nördlicher Richtung das fruchtbarste Thal Oregons durchfliesst und in seinem Unterlaufe auch für grössere Seeschiffe fahrbar ist. Er mündet gegenüber dem Fort Vancouver in den Columbia, 185 km oberhalb der Mündung des letzteren in den Stillen Ozean. Auch der Columbia ist auf dieser Strecke zu allen Zeiten für grosse Seeschiffe fahrbar. Von 4 bis 8 km breit, wälzt er seine gewaltige Wassermenge nun durch dicht bewaldetes Hügelland, später durch Prairieen, die zuweilen von den Frühjahrsfluthen überschwemmt werden. Das saftige Grün der bewaldeten Ufer und die üppige Vegetation auf den mitten in den Strom gebetteten Inseln, erinnerten mich lebhaft an tropische Waldszenerieen. Wo immer Wurzeln an den felsigen Ufern Platz finden konnten, haben sie sich eingenistet; Laubholz wechselt mit Nadelholz ab, und nur selten gewahrt man in einer Lichtung das Blockhaus eines einsamen Ansiedlers.

Endlich ist die Mündung des hier bis zu 11 km breiten Stromes erreicht, aber als wollte sich das Land selbst nur schwer von dem herrlichen Flusslauf trennen, schiebt es noch auf beiden Ufern lange felsige Vorgebirge ins Meer hinaus, Cap Disappointment und Point Adams, und legt auch noch eine Barre quer vor die Mündung, welche die Einfahrt für Seeschiffe beträchtlich gefährdet. An dem Südufer der baiartigen Mündung des Columbia liegt heute noch die erste Stadt, die von Weissen im ganzen Stromlaufe gegründet wurde — der ehemalige Posten der Astor'schen Pelzgesellschaft, Astoria, heute die Metropole der kolossalen Lachsfischereien, deretwegen der Columbia

mit Recht berühmt ist, und die einen Gewinn von mehreren Millionen Dollars jährlich abwerfen. — Die Stromschnellen der Cascades und der Dalles ausgenommen, ist der Columbia mit geringen zeitweiligen Unterbrechungen von seiner Mündung bis Kettlefalls, 1160 km landeinwärts, schiffbar. Die genannten Stromschnellen wurden schon vor Erbauung der transkontinentalen Eisenbahn auf kurzen Eisenbahnen umfahren. Bei den unteren Cascaden wird augenblicklich an einem Schiffskanal gebaut, welcher die ununterbrochene Schiffahrt zwischen den beiden durch die Cascaden getrennten Stromstrecken ermöglichen wird.

Geschichte der neuesten Wirren in Mittel-Amerika.

(Juni bis September 1890.)

Von Dr. **H. Polakowsky.**

Die neueste Revolution in der Republik Salvador in Mittel-Amerika und ihre Folgen haben in den letzten Monaten das Interesse der civilisirten Welt in hohem Grade erregt. Ist es doch unzweifelhaft, dass der Isthmus von Amerika, auf dem die fünf Republiken Guatemala, Honduras, Salvador, Nicaragua und Costa-Rica gelegen sind, eine glänzende Zukunft vor sich hat. Dazu berechtigt diese Länder ihre ungemein günstige Lage im Centrum des Weltverkehrs, ihre glückliche topographische Gliederung, welche durch das Ansteigen des Landes von beiden Ozeanen und die zahlreichen Hochebenen und bedeutenden Gebirgszüge alle Klimate und Floren der heissen und gemässigten Zone umfasst, die grossen natürlichen Reichthümer, die enorme Fruchtbarkeit des Bodens und die geringe Bevölkerungszahl. Halb barbarische politische Zustände, welche etwa alle fünf Jahre entsetzliche Revolutionen zeitigen, verhindern aber bisher ein spezielles Eingehen der gebildeten Welt auf ihre Verhältnisse, ein Zuströmen europäischer Kapitalien und Auswanderer. Die Geschichte des neuesten politischen Skandales, der Revolution des Generals Cárlos Ezeta und der dadurch verursachten Wirren, ist so charakteristisch für den heutigen Kulturzustand jener leider in Deutschland noch nicht genügend beachteten Länder, dass eine eingehendere Geschichte desselben von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Wenn der Leser im Laufe dieser Abhandlung oft über den Mangel an politischer Reife, an Moral und Rechtsgefühl, an Verständniss für wahre Freiheit und die Grundzüge des Republikanismus erschrecken wird, so möge er bedenken, dass diese Länder erst seit gestern existiren, dass sie unter der langen spanischen Herrschaft absichtlich in halber Barbarei gehalten wurden, dass der Verkehr mit der übrigen Welt fast ganz abgeschnitten war, den im Lande geborenen Weissen

und Mestizen nur an wenigen Stellen ein höchst einseitiger oder mangelhafter Unterricht geboten wurde und der plötzliche Uebergang zur republikanischen Freiheit mit Nothwendigkeit zu schweren Wirren führen musste. Diese sind für Guatemala erst mit dem Jahre 1850, der definitiven Etablirung der Herrschaft des indianischen Diktators Raf. Carrera, für Nicaragua erst 1858, nach der Vertreibung des Freibeuters Walker und nach allgemeiner Erschöpfung des Landes, zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Noch schlechter lagen die Dinge bei Honduras und Salvador. Costa-Rica hat keine schweren und langen Bürgerkriege, wie die übrigen Staaten, durchgemacht. Die Bevölkerung Costa-Ricas ist eine vorwiegend weisse; auch bei den Mestizen oder Ladinos (Mischlinge zwischen weisser und indianischer Race), welche ca. 70% der Gesammtbevölkerung ausmachen, dominirt die weisse Race bedeutend. Dazu kommt, dass in Costa-Rica zahlreiche europäische Einwanderer seit langer Zeit ansässig sind und einflussreiche Stellen bekleiden, weil der Costaricenser weniger als die übrigen hispanoamerikanischen Nationen an Fremdenhass leidet. Alle diese Momente haben Costa-Rica nicht nur zur politisch reifsten der fünf Republiken Mittel-Amerika's gemacht, sondern dieses kleine Land muss heut neben Chile als das Muster einer amerikanischen Republik bezeichnet werden.

Dass dennoch die Regierung bezüglich der Respektirung der durch die Verfassung und die Gesetze garantirten Freiheiten und Rechte auch in diesem Lande noch bis in die neueste Zeit zu wünschen übrig liess, ist leider eine Thatsache. So sagte der Präsident des Kongresses, Franc. M. Iglesias, in der feierlichen Sitzung vom 8. Mai 1890, als der neue Präsident José J. Rodriguez sein hohes Amt antrat und den Schwur auf die Verfassung leistete: »Ihre freie Wahl durch das Volk ist das erste derartige Beispiel in unserer vaterländischen Geschichte, der nationale Wille hat sich selbständig und energisch ausgesprochen«. (La Gaceta, Diar. Ofic. de Costa-Rica No. 107 v. 10. Mai 1890).

Alle früheren Wahlen waren unter dem Drucke und Einflusse der zeitigen Machthaber zu Stande gekommen. Ich führe gerade dieses Beispiel schon hier an, weil die Revolutionäre in Salvador ihre Schandthaten damit zu beschönigen und zu rechtfertigen versuchten, dass sie den von ihnen schmählich ermordeten Präsidenten Menendez beschuldigten: er habe versucht, Einfluss auf die Wahl seines Nachfolgers auszuüben. Hat er dies wirklich gethan, so that er nur, was alle Präsidenten aller amerikanischen Republiken bisher versucht oder gethan haben, was auch der heutige Präsident von Chile, D. Man. Balmaceda, noch Mitte 1890 versuchte, wodurch die neuesten politischen Wirren, der Kampf zwischen der ausübenden und der gesetzgebenden

Gewalt in Chile veranlasst wurde. Chile wird die erste wahrhaft freie Wahl 1891 haben; ob es dieses Experiment so glücklich wie Costa-Rica bestehen wird, bleibt noch abzuwarten.

Die Wahlbeeinflussung ist entschieden eine Verletzung der Verfassung. Wenn man aber die Geschichte des spanischen Amerikas kennt und also weiss, welche zahlreichen Gesetzes- und Verfassungsverletzungen fast alle Machthaber (mit Ausnahme der Präsidenten von Chile) dieser Länder begangen haben, und wenn man sieht, wie ein Ezeta, der alle Vergehen und Verbrechen, die in allen Gesetzbüchern der Welt berücksichtigt sind — von Verleumdung bis zum Morde seines Wohlthäters und Chef's — begangen hat, durch diese Anklage seine Schandthaten rechtfertigen will, so muss man sich voller Schmerz und Ekel abwenden und kann bezweifeln, ob Länder, die sich einen Ezeta als Regenten gefallen lassen, überhaupt wahrer Kultur und Civilisation zugänglich sind.

Ich sagte: Diese Länder sind seit gestern; 40 Jahre bedeuten im Leben einer Nation nicht mehr als ein Tag im Leben eines einzelnen Menschen. Jeder gerechte Beurtheiler und Kenner jener Länder aber muss zugeben, dass sie, besonders Costa-Rica und Guatemala, in den 40 Jahren, wo sie selbst und in leidlicher Ruhe an dem inneren Ausbaue ihrer Staaten arbeiten konnten, wo sie Verwaltung, Unterricht, Justiz, Heeres- und Steuerwesen erst schaffen mussten, Grossartiges geleistet haben! [1])

In Guatemala stürzten Mig. Garcia Granados und R. Barrios im Jahre 1871 die klerikal-konservative Regierung, die 30 Jahre lang am Ruder gewesen war und nach schweren Kämpfen Ruhe und Ordnung im Lande geschaffen hatte. Bald riss Ruf. Barrios die Macht ganz an sich und herrschte bis zu seinem Tode (1885) als Diktator, mit eiserner Faust jeden Revolutionsversuch niederhaltend. Unter diesen Männern, Carrera und Barrios, die absoluter als der Czar von Russland herrschten, gedieh die »Republik«, machten Ackerbau, Wegebau, Unterricht, Sicherheit für Person und Eigenthum grosse Fortschritte. Barrios vertrieb alle religiösen Orden und zog das riesige Vermögen derselben ein. Aber nur ein kleiner Theil dieses Vermögens kam dem Lande zu gute, das meiste blieb in den Händen des Barrios und seiner Kumpane hängen. Als Barrios starb, hinterliess er ein tief verschuldetes Land mit ungeordneten Finanzen; Geistlichkeit und Aristokratie waren durch die Tyrannei der Regierung des Barrios

[1]) Ich verweise auf meine Schilderung der Zustände in den Republiken Guatemala und Honduras zu Beginn des Jahres 1889 in »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin«, Jahrgang 1889 und 1890.

verbittert, der Kredit des Landes gleich Null, Justiz und Verwaltung durch die Willkür und Habsucht des Barrios, der mindestens 10 Millionen Pesos allein für sich aus den Staatskassen gestohlen hatte, korrumpirt.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen trat der heutige Präsident Guatemalas, Man. Lisandro Barillas, im Jahre 1885 als zweiter Vice-Präsident die Regierung an und wurde auch durch eine leidlich freie Abstimmung mit grosser Majorität bald zum verfassungsmässigen Präsidenten des Landes gewählt.

Er verdiente den Namen eines Liberalen, gab dem Lande eine im spanischen Amerika selten grosse Press- und Redefreiheit, entfernte zahlreiche der unruhigsten Kreaturen des Barrios, gab den politischen Gefangenen die Freiheit, suchte den Klerus und die Aristokratie durch würdigere Behandlung zu versöhnen und ging mit Eifer und glücklichem Erfolge an die Ordnung der Finanzen.

Sobald die Freiheit zur Wahrheit wird, sobald nicht jeder Revolutionär sein Leben, den Verlust seines Vermögens und den Ruin seiner Familie im Falle des Misslingens seines Unternehmens riskirt, finden sich auch im hispano-amerikanischen Amerika (mit Ausnahme von Chile) stets Leute, welche versuchen die Macht durch Gewalt an sich zu reissen, um an die Staatskassen zu kommen und diese zu bestehlen. Die Revolutionsversuche gegen Barillas gingen weniger von den Klerikal-Konservativen (Servilen) als von unzufriedenen »Liberalen«, denen eben die geordnete Verwaltung, wo viel weniger als früher zu stehlen war, nicht passte, aus. Besonders der General Man. Barrundia, früher Kriegsminister unter Barrios, wühlte eifrig gegen Barillas, so dass er bald aus dem Lande gejagt werden musste. Wir werden später sehen, dass dieser Mann versuchte auch in der Tragikomödie der Wirren von 1890 eine Rolle zu spielen und dabei den zehnfach verdienten Tod fand, zum Glücke für die Ruhe Mittel-Amerikas und speziell Guatemalas.

Die Herstellung einer Union der fünf Staaten Mittel-Amerikas war seit 1880 das Ziel, welches die Regierung von Guatemala mit grösstem Eifer erstrebte. Zahlreiche Anhänger dieser Idee, besonders in den liberalen Parteien, lebten und leben in allen fünf Staaten. In der That erfordert der Trieb der Selbsterhaltung diese Union mit gemeinsamer diplomatischer Vertretung, einheitlicher Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, gleichmässiger Heeres-Organisation etc.

1839 zerfiel die Union der Vereinigten Staaten von Mittel-Amerika und gleich darauf begannen die Kriege und die Verhandlungen zur Wiederherstellung derselben. Diese kläglichen Widersprüche, wie die Mehrzahl der ewigen Unruhen und die stete Unsicherheit der politischen Lage, entspringen in erster Reihe dem Mangel an Verständniss für

das Grundprincip des Republikanismus, dass sich die Minorität dem Willen der Majorität zu fügen hat. Dazu kommen Habsucht, Ehrgeiz und Rachgier, drei bei den Mestizen sehr verbreitete Laster. Die Anzahl der Kongresse und Verträge, die zur Wiederherstellung der »Union« seit 1840 abgehalten worden, beträgt über ein Dutzend. Die von Bruderliebe überfliessenden Tischreden, Proklamationen und Verträge hinderten aber nicht, dass sich die fünf Natiönchen, oder wenigstens zwei bis vier derselben, alle fünf Jahre blutig in den Haaren lagen.

Rufino Barrios wollte diesem lächerlichen Schauspiele 1885 mit Gewalt ein Ende machen. Er dekretirte die »Union« und ernannte sich zum Oberbefehlshaber der Armeen aller fünf Staaten. Der Kongress Guatemalas genehmigte dieses Dekret des Diktators, welcher sicher auf den Beistand von Honduras und Salvador rechnete. Präsident von Salvador war eine Kreatur des Barrios, der Dr. med. Raf. Zaldivar, einer der gefährlichsten und gewandtesten Intriguanten, der zugleich sein Amt in selbst für Mittel-Amerika seltener Weise zu seiner Bereicherung missbrauchte. Zaldivar hielt sein dem Barrios gegebenes Versprechen nicht, sondern erklärte sich im Vereine mit Nicaragua und Costa-Rica gegen Guatemala. Die Truppen Guatemalas rückten in Salvador ein, bestanden siegreich einige Gefechte, traten aber den Rückzug an, als Barrios und sein ältester Sohn in der Schlacht bei Chalchuapa (2 April 1885) gefallen waren.

Oberbefehlshaber der Guatemalteken war in jenem Kriege Franc. Menendez, ein Salvadorener. Derselbe setzte den Krieg mit an der Grenze gebildeten Guerillabanden auf eigene Faust fort, schlug die Truppen des Zaldivar und wurde bereits 1885 zum provisorischen Präsidenten ernannt. 1887 wurde er zum verfassungsmässigen Präsidenten gewählt und verwaltete sein Amt bis zu seinem Tode (22. Juni 1890). Er hat sich als befähigt und liberal und als so ehrenhaft und gerecht erwiesen, wie man es von dem Chef einer solchen Karikatur von Republik kaum erwarten kann.

Herr Dr. O. Stoll, dem wir den besten Abriss der neuesten Geschichte Guatemalas (bis September 1885) verdanken, schreibt[1]): »Hier (in Salvador) haben wir also einen Sohn des Landes, der als Führer einer feindlichen Armee gegen sein Vaterland zu Felde zieht, der dann den Bürgerkrieg in diesem Lande anfacht, und ein Paar Monat später von der Majorität des Volkes zum Interimspräsidenten gewählt wird, statt als Hochverräther erschossen zu werden. So lange solche

[1]) O. Stoll, Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—83. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886. S. 496.

Schauspiele in einem Lande möglich sind, bleiben Konstitution und alle geschriebenen Rechtssatzungen ein todter, inhaltsloser Buchstabe«.

Diese Bemerkung ist sehr treffend. Was soll man aber zur Revolte des Ezeta sagen, gegen welche die des Menendez eine wahre Idylle ist? Sicher ist jede Revolution zu verurtheilen, stets als ein Rückschritt jener Länder zu betrachten. Man muss aber zugeben, dass die Befreiung des unglücklichen Landes von der Herrschaft des unfähigen Heuchlers und grossen Diebes Zaldivar der Wunsch der Majorität der anständigen Mestizen war. Nur die Mestizen machen die Politik.

Salvador hatte Ende 1887 nach officiellen Angaben [1]) 663 613 Einwohner. Von diesen sind nach Pedro S. Lamas [2]) 56 % reine Indianer. Diese werden im Kriegsfalle resp. bei Revolutionen von den streitenden Parteien gleich wilden Thieren aufgegriffen und zu »Soldaten« gepresst, durch Geld und Branntwein für die resp. »gute Sache« begeistert und benutzen dann jede Gelegenheit zu desertiren oder zu plündern. Die 30 % Mestizen, bei denen das indianische Blut meist stark überwiegt, missbrauchen diese Indianer zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Rachsucht, und kann man es den Indianern also nicht sehr verübeln, dass sie jede Gelegenheit benutzen, Freund und Feind zu brandschatzen. Um die Sache, die sie als »Soldaten« zu vertreten haben, kümmern sie sich meist nicht, da sie dieselbe nicht verstehen, auch nicht lesen können. Jeder Deserteur wird erschossen; in anderer Weise sind derartige »Armeen« nicht zu erhalten. Bewaffnet werden diese Leute (wie in ganz Mittel-Amerika) mit dem Remington-Gewehr, dessen Gebrauch leicht zu erlernen ist, und dem Haubayonette.

In Guatemala (1 427 000 Einwohner, worunter 58 % Indianer) werden die Indianer nicht zu Soldaten gemacht; nur eine kleine Anzahl derselben wird zum Transporte des Gepäckes und der Kanonen (auf schlechten Wegen, wo Maulthiere nicht zu gebrauchen sind) aufgegriffen. Die Truppen Guatemalas sind deshalb — wie die von Costa-Rica — viel civilisirter und besser, mit europäischen Truppen wenigstens zu vergleichen.

Seit dem Juli 1886 bemühte sich die Regierung von Guatemala eifrig und in der loyalsten Weise eine Union der fünf Staaten auf friedlichem Wege herzustellen. Ich halte diese Bemühungen für zwecklos. Die neueste Geschichte Salvadors liefert den Beweis, dass dieses Land noch so tief in der Barbarei steckt, dass eine innige Vereinigung desselben mit Costa-Rica und Guatemala diese Staaten nur schädigen, inficiren würde, und auch die in Honduras seit dem

[1]) (E. Pector), Notice sur le Salvateur, Paris, 1889.

[2]) Pedro S. Lamas, Aperçu économ. et financ. de l'Amérique Latine. Paris, 1885.

Antritte der Regierung des Generals Luis Bogran (1883) erhaltene Ordnung und die grossen Fortschritte, welche jenes reiche Land seitdem gemacht hat, in Frage stellen würde. Dasselbe gilt für Nicaragua. Als die einzige Frucht der Friedenspolitik des Präsidenten Barillas ist die innige Freundschaft zwischen Guatemala und Honduras zu betrachten; sie wird den Kern zu einer wahren Union geben. Die alten Differenzen und Grenzstreitigkeiten zwischen Costa-Rica und Nicaragua sind beseitigt, und beide Länder werden mehr und mehr durch ihr gemeinsames Interesse an der Erbauung des Nicaragua-Kanales, die seit Mitte 1889 energisch in Angriff genommen ist [1]), befreundet. Das Bestreben der Politik Guatemala's muss zunächst darauf gerichtet sein, die Eifersüchteleien und das Misstrauen zwischen Honduras und Nicaragua zu beseitigen, die Grenzstreitigkeiten dieser Staaten durch Schiedsspruch beizulegen. Guatemala und Costa-Rica werden sich ohne Schwierigkeit verständigen, verlangt doch Guatemala keine Vorherrschaft, kein Uebergewicht, die ihm eigentlich durch seine Macht und historische Bedeutung gebührten. Wird in dieser Weise operirt, so dürfte eine Vereinigung der genannten vier Staaten in etwa zehn Jahren möglich sein. Salvador überlasse man zunächst ruhig seinem Schicksale, der Anarchie oder Diktatur.

Die Regierung von Salvador befolgte auch in den letzten zehn Jahren eine Politik, die dem Interesse Mittel-Amerika's nur gefährlich werden kann. Schon Zaldivar verhandelte, während er seinem Wohlthäter Barrios die grösste Freundschaft und Ergebenheit heuchelte, mit Mexico, erbat dessen Beistand gegen Guatemala. Auch Ezeta, der Anstifter des neuesten Skandales, der ganz Mittel-Amerika vor der civilisirten Welt diskreditirt hat, suchte sich bei der Republik von Mexico anzubetteln und bewies dadurch, dass ihm politische Klugheit oder politischer Anstand vollständig fehlen. Droht doch der Unabhängigkeit jener Länder nur durch Mexico Gefahr, und nimmt die Presse Mexico's meist eine den central-amerikanischen Unions-Bestrebungen feindliche Haltung ein.

Es verlohnt sich nicht, auf den Inhalt der seit 1886 abgeschlossenen Unions-Verträge einzugehen. Dieselben sind in den Memorias de Relaciones Exteriores der fünf Staaten abgedruckt, werden aber nun ein todter Buchstabe bleiben. Im Oktober 1889 tagten die Vertreter der fünf Staaten in San Salvador und einigten sich über einen Unions-Vertrag. Als die Kongresse der interessirten Staaten über die Annahme dieses Vertrages beriethen, dessen Ratificirung durch alle

[1]) Siehe meine Aufsätze in Petermann's Geographischen Mittheilungen, Jahrg. 1887 und 1890 (Heft 7 resp. 9).

Kongresse bis zum Dezember 1890 zu erwarten war, brach die Militär-Revolte in San Salvador aus, zu deren Beschreibung ich jetzt übergehe.

Ich schicke voraus, dass das Bild, welches sich der europäische Zeitungsleser auf Grund der lügenhaften Depeschen aus Salvador von dieser Revolution gemacht hat und machen musste, ein vollständig falsches ist. Nie sind Telegraph und Buchdruckerkunst so schmählich gemissbraucht worden, als durch die »Regierung« des Herrn Ezeta und besonders durch diesen Menschen selbst!

Am 22. Juni 1885 war Menendez an der Spitze seiner siegreichen Revolutions-Armee in San Salvador eingezogen, nachdem der Feigling Zaldivar schon Ende Mai mit seinem Gelde aus dem Lande geflohen war. 1887 wurde Menendez vom Volke zum Präsidenten gewählt, trat sein Amt am 1. März an und hätte dasselbe zu Anfang 1892 niederlegen müssen. Am 22. Juni 1890 feierte Menendez in seinem Palaste, der Casa Blanca in San Salvador, den Tag seines Einzuges im Kreise seiner Freunde und Getreuen. Zu diesen zählte er in erster Linie den General Carlos Ezeta, einen Mann, der seine Carrière und Rehabilitation dem Menendez verdankte.

Carlos Ezeta hatte bereits früher eine Revolution gegen Zaldivar unternommen und denselben zu ermorden versucht. Er entzog sich der Strafe durch Flucht nach Guatemala. Hier erklärte er sich »mit Begeisterung« für das Unionsdekret des Barrios vom Februar 1885 und marschirte mit demselben als Brigadier gegen sein Vaterland. Er ist von martialischem Aussehen, war stets sehr liebenswürdig und nachsichtig gegen seine Untergebenen, unhöflich gegen seine Vorgesetzten, was Viele — darunter auch Menendez — als »Biederkeit« auslegten. Aus demselben Holze ist, was hier nebenbei bemerkt sei, der heutige Diktator Brasiliens, da Fonseca, geschnitzt.

Ezeta's rechte Hand war in neuester Zeit ein Spanier, Pastor Ruiz, der verschiedener Verbrechen wegen in Ceuta gesessen und von dort entflohen war. Er verstand es den Ehrgeiz des Ezeta anzustacheln und denselben zu bestimmen, bis zum letzten Augenblicke die grösste Ergebenheit gegen Menendez zu heucheln. Antonio Ezeta hatte in Salvador den Zaldivar, in Honduras den Soto verrathen. Beiden hatte er gedient. Er hat drei Mal gesessen. Da kann man sich nicht wundern, dass ein solcher Mensch an den General Villavicencio, der die gerechte Sache seiner Landsleute gegen Ezeta vertheidigte, eine Depesche richtete, in welcher er ihn mit »Infamer Hund« anredete. — Liest man alle diese Depeschen, Proklamationen, Leitartikel, Briefe, Dekrete etc., mit denen die Zeitungen Mittel-Amerikas in Folge des Attentates vom 22. Juni angefüllt sind, so erkennt man voller Schmerz

und Ekel, wie unergründlich die Tiefen menschlicher Bosheit, Dummheit und Gemeinheit sind! Wahrlich, gegen diese »Gesellschaftsretter« von Salvador sind die der denkwürdigen Nacht des 2. Dezembers 1851 in Paris die reinen Waisenknaben.

Am 23. Juni sollte eine Parade in der Hauptstadt abgehalten werden. An dieser sollte auch die Besatzung von Sta. Ana, 500 Mann, die C. Ezeta befehligte, teilnehmen. Es war bereits 10 Uhr am Abend des 22sten geworden und Ezeta war noch nicht in der Casa Blanca erschienen. Seine Truppen hatte er in der festen Artillerie-Kaserne in San Salvador einquartirt, wo die Leute von ihren Officieren durch Lügen, grosse Versprechungen, Geld und Branntwein für die bevorstehende »Gesellschaftsrettung« begeistert wurden. Gegen 10 Uhr rückte ein Theil der Truppen des Ezeta mit Musik vor die Casa Blanca. Als der Kommandant der Palastwache fragte, was dies zu bedeuten habe, ward ihm die Antwort: man wolle dem Präsidenten ein Ständchen bringen. General Marcial, Chef des Generalstabes, überbrachte gleich darauf dem Menendez, der sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, einen Brief des C. Ezeta, worin er mit dürren Worten aufgefordert wurde, sein Amt sofort und ohne Widerstand niederzulegen. Als Menendez sich entschieden weigerte, wurde er von Marcial schwer verwundet und dann von den Begleitern desselben getödtet. Er hatte aber noch Zeit und Kraft dem Marcial eine Revolverkugel durch den Kopf zu jagen.

Die Scene, die sich nun im Tanzsaale und in den Salons abspielte, lässt sich eher denken als beschreiben. Die Soldaten des Ezeta drangen in den Palast und verhafteten in Gegenwart ihrer Frauen und Töchter die Personen, die ihnen von den Officieren bezeichnet wurden. Wer Widerstand leistete, sollte sofort erschossen werden. Der todeswunde Marcial stürmte in den Tanzsaal und rief: Den Damen wird kein Leid geschehen. Das weisse Ballkleid einer jungen Dame aus einer ihm befreundeten Familie, die vor ihm auf die Kniee gesunken war, besudelte er mit seinem Blute. Die älteste Tochter des Menendez rief in dieser Noth nach »Don Carlos« (Ezeta), der Hilfe bringen solle. Als die Dame hörte, dass Ezeta eben der Schurke sei, der das Fest in dieser Weise störte, fiel sie in Ohnmacht.

Die kleine Palastwache, die tapfer gefochten hatte, war bald bewältigt, 30 Mann fielen. Patrouillen der Truppen des Ezeta durchzogen die Stadt und riefen denselben noch in der Nacht zum provisorischen Präsidenten aus. Zu »Ministern« ernannte C. Ezeta am Morgen des 23. die Herren Guirola, Figueroa, Delgado und Arriola. Aber schon am dritten Tage legten die letzten zwei Herren ihr Amt nieder —

Figueroa hatte sich sofort geweigert dieses Amt anzunehmen — und flohen aus dem Lande. Guirola allein wollte dem Ezeta Hilfe leisten und wurde also zum General-Minister ernannt.

Das schamlose Lügengewebe der Telegramme, Aufrufe etc. des Ezeta begann mit dem 23. Juni. Der Telegraph wurde mit Beschlag belegt und nur für die Elaborate des Ezeta und seiner Clique gemissbraucht. Erster Helfershelfer war Andres Amaya, General-Direktor der Telegraphen der Republik, der dafür in der »Gac. Ofic.« und in der officiösen »La Revolucion« (No. 6 vom 22. Juli) gebührend gelobt wurde und hiermit an den Pranger gestellt sei. — Die erste grosse Lüge war die, dass Menendez in Folge der Aufregung an einem Herzschlage gestorben sei. Diese Nachricht wurde auch officiell am 24. Juni den Kabinetten der umliegenden Staaten (auch Mexico's) durch ein Rundschreiben des Ministers B. Molina Guirola mitgetheilt. Diese Kreatur des Ezeta, der einzige gebildete Mensch, der in den ersten Tagen nach dem Verbrechen (als der »Erfolg« noch nicht sichtbar war) ihm als Minister dienen wollte, jammerte in gen. Rundschreiben, dass »zu Anfang der Bewegung der bedauerliche natürliche Tod des Menendez eingetreten sei, der die beabsichtigten Verhandlungen mit ihm unmöglich gemacht habe.« Am selben Tage telegraphirte C. Ezeta, nachdem er vorher die vier Präsidenten der übrigen Staaten Mittel-Amerika's in gleicher Weise belogen hatte, an den Präsidenten von Mexico: »nachdem jener Chef (Menendez) in einem kleinen und unvermeidlichen Scharmützel den Tod gefunden hatte.« — Dieser Widerspruch in den Angaben des »Präsidenten« Ezeta und seines würdigen Ministers wurde erst durch die Zeitungen Mexico's bekannt und kam also erst später in die Zeitungen Mittel-Amerika's, die fast sämmtlich beide Dokumente zusammen abdruckten. (So z. B. »La Nacion« von Tegucicalpa am 11. Juli). Den Gnadenstoss erhielt Menendez durch einen Kolbenschlag. So steht es um den »natürlichen Tod« dieses Mannes.

Die zweite grosse Lüge war, dass die »Armee« mit Begeisterung sich für die Revolution erklärt habe. Die Officiere der Hauptstadt wurden meist überrascht, und stellte man sie vor die Alternative: verhaftet zu werden (und natürlich Rang und Stellung im Falle des Gelingens der Revolte zu verlieren) oder zu avanciren und sofort baares Geld zu erhalten. Die Mehrzahl dieser Menschen entschied sich für das Letztere. Die Soldaten wurden dann leicht durch kleine Geldspenden und Branntwein für die »gute Sache« gewonnen und »begeistert«. Bald waren diese Horden bereit jeden zu ermorden, der ihnen Widerstand leisten oder sie ihres würdigen Führers berauben würde. Die

anständigen Bürger verhielten sich aus Furcht vor dieser Soldateska ruhig oder verliessen die Stadt und das Land. Namenloses Unglück wurde durch die That des Ezeta über zahlreiche vermögende Familien gebracht, besonders über solche, von denen ein oder mehrere Mitglieder später die Waffen gegen diese Art von »Regierung« ergriffen. Die Flucht nahm bis Mitte Juli beunruhigende Dimensionen an, so dass Ezeta die Grenzen besetzen, die Häfen sperren liess.

Das Geld zur Bezahlung seiner Soldateska wurde durch Zwangsanleihen eingetrieben, da die Bankhäuser sich sämmtlich weigerten dieser »Regierung« auch nur einen Cent vorzuschiessen. Dieselben mit Gewalt zu berauben wagten die Schurken nicht, da sie fürchteten, dadurch — weil viel fremdes, besonders englisches und amerikanisches Kapital in denselben angelegt ist — mit dem Auslande in Konflikt zu kommen.

Die Entrüstung über die Schandthat der Nacht vom 22. Juni war, zur Ehre der Presse Mittel-Amerikas sei es gesagt, allgemein. Es liegen mir Zeitungen aus Guatemala, Honduras, Nicaragua, Costa-Rica und Panamá vor. Aus Salvador erhielt ich nur die officiöse Zeitung »La Revolucion«, einen der ekelhaftesten und giftigsten Zeitungspilze, die je im spanischen Amerika gediehen, dessen Verbreitung in Europa und Amerika sich aber die Vertreter Salvadors angelegen sein liessen!

Die Regierung von Guatemala legte sofort Nationaltrauer wegen der Ermordung des Menendez an, und das ganze in Guatemala residirende diplomatische Corps (für ganz Mittel-Amerika) beeilte sich dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten seine Aufwartung zu machen und sein Beileid auszudrücken (El Guatemalteco, Diar. Ofic. vom 25. Juni). Die Vertreter der Grossmächte in Guatemala erklärten sofort, dass sie die Zustände in Salvador nicht anerkennen würden und telegraphirten die Thatsachen an ihre Regierungen, dieselben als die Folge einer unwürdigen Militär-Revolte bezeichnend (La Republica, halbofficielles Organ der Regierung von Honduras vom 28. Juni).

Die Dokumente, welche dieser Geschichte als Gerüst dienen, sind den officiellen Zeitungen von Guatemala (El Guatemalteco) und Salvador (La Revoluc. nach der Gac. Ofic.) entnommen und sind dieselben allgemein als wortgetreu anerkannt, von der ganzen Presse (auch in Mexico und Panama) abgedruckt worden. Die Gac. Ofic. von Honduras nahm gar keine Notiz von dem ganzen Skandal, die von Costa-Rica brachte nur einen Bericht über den Empfang des Spezialgesandten dieser Republik in Guatemala und dann zuletzt eine Depesche über den Abschluss des Friedens (in No. 193 vom 20. August). Die »Gac. Ofic. von Nicaragua« konnte ich nicht erlangen. —

Carlos Ezeta theilte die Ereignisse vom 22. der Regierung von Guatemala durch folgende Depeschen mit: — »An General Barillas. — Eine Revolution brach gestern Abend in dieser Republik aus, und bin ich vom Heer zum provisorischen Chef der Exekutivgewalt bezeichnet worden; indem ich Ihnen dies speziell mittheile, ist es mir angenehm Ihnen zu sagen, dass weder die schwebenden Arbeiten der Union noch die herzlichen Beziehungen zwischen dieser und Ihrer Republik hierdurch unterbrochen werden. Es ist kein weiterer Unglücksfall zu beklagen, als der Tod der Generale Menendez und Marcial. — Carlos Ezeta«. Einige Stunden später, als keine Antwort eingetroffen war, telegraphirte Ezeta: »An den General Barillas. — Ich wiederhole Ihnen die Versicherung, dass die neue Regierung von Salvador von den besten Wünschen für Sie und das unter Ihrer würdigen Leitung stehende Volk beseelt ist, nicht nur um die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Nationen zu erhalten, sondern um zusammen eine Politik zu befolgen, die für die Interessen beider Völker vortheilhaft ist. Alle Departamentos haben die Neuordnung der Dinge angenommen, das Land ist ruhig und habe ich alle Maassregeln ergriffen, welche dazu führen, die Ruhe zu erhalten. Ich werde schnell jede Unordnung unterdrücken, wenn dieselbe gegen mein Erwarten vorkommen sollte. — Carlos Ezeta.« (El Guatemalteco vom 12. Juli). Barillas begnügte sich damit auf die erste Depesche zu antworten, dass er den Tod des edeln Menendez tief beklage und Truppen an die Grenze senden werde, damit sich die Anarchie nicht auch nach Guatemala verpflanze [1]). Alle weiteren Depeschen des Ezeta, seines Bruders und seiner Getreuen, liess er unbeantwortet.

Die Presse von Mittel-Amerika bezeichnete den ermordeten Menendez als den rechtschaffensten und befähigtsten Präsidenten, den Salvador seit langen Jahren besessen habe. Menendez hielt sich vollständig sicher, da keinerlei Anzeichen von Missfallen an seiner Regierung vorlagen. Ezeta verrieth seinen Chef aus Ehrgeiz und aus Zorn darüber, dass derselbe eine Person (Dr. Interiano) zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, mit der Ezeta bitter verfeindet war.

Menendez hat besonders viel für Industrie, Eisenbahnen und Fahrstrassen und für den öffentlichen Unterricht gethan. Die »Freiheit der Presse«, die — obgleich durch alle Verfassungen feierlich garantirt — im spanischen Amerika gewöhnlich mit Ausnahme von Chile und Argentinien eine völlige Unwahrheit ist, war in Salvador bis zu einem

[1]) Der Wortlaut dieser Depesche scheint nicht publicirt zu sein, wenigstens kann ich denselben in dem mir vorliegenden Materiale nicht finden.

gewissen Grade zur Wahrheit geworden. — Die Finanzen waren geordnet. Die innere Schuld betrug Ende 1888 = 6544079 Pes., die auswärtige (Garantie für die Kosten der Eisenbahn von Sonsonate nach Sta. Ana) £ 200000. Die Staatseinnahmen beliefen sich im J. 1888 auf 3636539 Pes. (Not. sur le Salvador.)

Ich werde die nun folgenden Ereignisse in chronologischer Folge anführen. Ezeta beeilte sich gleich am 23. Juni Spezialgesandte an die benachbarten Republiken zu senden, die sein Thun erklären und beschönigen und zu diesem Zwecke das Andenken des Menendez verlästern sollten. Nach Guatemala ging Galindo; derselbe wurde von den Ministern überhaupt nicht vorgelassen. Ebenso erging es dem nach Honduras gesandten Individuum. Nach Nicaragua ging Pastor Valle, Privatsekretär und Günstling des Menendez. Er wurde nicht officiell empfangen; dasselbe Schicksal hatte Ezeta's Abgesandter in Costa-Rica.

Präsident Man. L. Barillas erliess am 27. Juni eine Proklamation an seine Mitbürger, in der er die Ereignisse in der Hauptstadt San Salvador vom 22. Juni für einen Schandfleck Mittel-Amerikas erklärt, die Ueberzeugung ausspricht, dass alle Guatemalteken diese Entrüstung über den schändlichen Verrath der Leute, welche die wahren und ersten Beschützer des verfassungsmässigen Präsidenten sein mussten, theilen werden. Die Regierung von Guatemala habe deshalb im Verein mit der von Honduras (Präsident Bogran) erklärt, dass sie die rechtliche Existenz der in Salvador geschaffenen Ordnung der Dinge nicht anerkennen, da dieselbe das Produkt einer schmachvollen Kasernenrevolte, die an die barbarischen Jahrhunderte erinnere, sei. Das Schicksal Salvadors könne Guatemala aus vielen Gründen nicht gleichgiltig sein. Die daselbst entstehende Anarchie könne auch Guatemala in Mitleidenschaft ziehen, und habe die Regierung deshalb zum Wohle Aller und besonders der Bewohner Salvadors, »dessen wahre Rechte und Interessen wir immer respektiren werden«, Truppen an die Grenze gesandt. Er appellirt zum Schlusse an die Hilfe aller seiner Landsleute und aller ehrenhaften Bürger in Salvador und ganz Mittel-Amerika zur Herstellung der Ordnung in Salvador und der Achtung der Gesetze und der Erhaltung des Friedens in Mittel-Amerika, damit auf friedlichem Wege die mit so grossem Erfolge betriebenen Arbeiten des Fortschrittes des Landes und der centralamerikanischen Union fortgesetzt würden.« (El Guatemalteco.)

Durch Dekret No. 431 vom 28. Juni hob Barillas die persönlichen Garantieen (Tit. 2 der Verfassung) für die drei Grenz-Departamentos gegen Salvador auf. — Mar. Guzman, Gouverneur von Sta. Ana, war

einer der ersten Flüchtlinge aus Salvador und erreichte die Hauptstadt Guatemala bereits am 27. Juni.

Die »Estr. de Panamá«, eine der gelesensten Zeitungen in ganz Amerika, deren Wochenausgabe auch in ziemlicher Anzahl nach Europa kommt und dort von verschiedenen Zeitungen zur Fabrikation von »Original-Correspondenzen« gebraucht wird, brachte in ihrer Nummer vom 5. Juli die erste Nachricht über die Revolte in einer Depesche aus La Libertad (Salvador) vom 27. Juni, an deren Schlusse gesagt wird: »Trotz dieser Ereignisse herrscht die grösste Ordnung«. — In ähnlicher tendenziöser Weise waren die meisten der folgenden Telegramme gefärbt, wenn sie nicht direkte Lügen enthielten. Liess doch die »Regierung« des Ezeta wahrheitsgetreue Telegramme überhaupt nicht passiren.

Ezeta erklärte, dass er auf Grund des Art. 36 der Verfassung die ausübende Gewalt übernommen habe. Dieser Artikel besagt aber: »Das Recht der Insurrektion hat in keinem Falle die Aufhebung der Gesetze zur Folge; es ist in seinen Folgen darauf beschränkt, so viel als nothwendig die Personen zu entfernen, welche die Regierung bekleiden und interimistisch die zu ernennen, welche an ihre Stelle treten müssen, bis dieselben in der durch die Verfassung vorgeschriebenen Form ersetzt sind«. — Die designirten Nachfolger und Stellvertreter des Präsidenten sind aber die erwählten Vice-Präsidenten, deren erster der Dr. Ayala ist. Ezeta und seine Clique wollten aber selber im Besitze der Macht und der Staatskassen bleiben und dachte er also in Wahrheit nicht daran, Art. 36 der Verfassung zu respektiren.

Das »Diario Ofic.« der Republik Salvador vom 24. Juni brachte einen Leiter, der mit den Worten beginnt: »Heilbringend für das Land unter vielen Gesichtspunkten war die Administration des berühmten Generales Menendez. Er bemühte sich, das Land zu regeneriren und unterstützte ihn in diesem Werke die liberale Partei«. Weiter wird dann ausgeführt, dass sich Menendez in letzter Stunde vorgenommen habe, die Candidatur eines unfähigen, unbekannten Mannes, eines offenen Feindes des Liberalismus und der Union zu unterstützen, und dies habe die liberale Partei zur Verzweiflung gebracht und das Heer aufgeregt. Da alle gütlichen Vorstellungen vergebens gewesen, habe man zur Gewalt greifen müssen, um die Existenz einer konservativen Regierung zu verhindern. Dem ermordeten Präsidenten werden dann noch einige Krokodilsthränen geweiht und »zur Beruhigung der Salvadorener« wird officiel die Lüge abgedruckt: er sei eines natürlichen Todes gestorben.

Es ist zu diesem Artikel der »Gac. Ofic.«, der ersten literarischen Leistung der Helfershelfer des Ezeta, nochmals zu bemerken, dass sich eine nennenswerthe Opposition gegen den Candidaten des Menendez im Lande nicht bemerkbar gemacht hatte. Trotzdem brachte schon No. 1 der »La Revoluc.« vom 1. Juli die grosse Lüge: »General Ezeta ist im ganzen Gebiete der Republik als natürlicher (nato) Präsident der Nation anerkannt worden«. Es folgt dann eine ekelhafte Lobhudelei des Charakters und der Fähigkeiten des Ezeta und seines würdigen Ministers, des Generales (die Generale sind in diesem Musterstaate ungefähr so zahlreich, wie die Unterofficiere in Preussen im Verhältnisse zur Bevölkerungszahl) B. Molina Guirola. Zum Unter-Staatssekretär wurde Fern. Mejia ernannt, die Redaktion der »Gac.Ofic.« übernahm das Ministerium selbst. Schon in No. 1 der »Revoluc.« beginnt die Publikation der Dekrete, welche die Beförderung der Helfershelfer des Ezeta bestimmen.

Gleich am 23. Juni erliess Ezeta zwei Proklamationen. Die eine war an die Salvadorener gerichtet, schmäht den ermordeten Menendez in empörendster Weise und beschuldigt ihn, dass er einen Staatsstreich vorbereitet habe, um eine Diktatur zu errichten. Anarchie und Bürgerkrieg hätten gedroht, das Land in Ruinen zu verwandeln. — Dies ist eine reine Erfindung. Thatsache ist aber, dass die Schandthat des Ezeta einen grossen Theil des Landes ruinirte, den Bürgerkrieg erregte, die Republik zuerst der Anarchie und dann der Willkür eines ehrgeizigen, mit allen Verbrechen befleckten Generales ausgeliefert hat, unter der sie noch heute seufzt! — Die zweite Proklamation ist an die Soldaten gerichtet und verspricht Ezeta denselben reiche Belohnung für ihre »heroischen Thaten«.

Es verdient hervorgehoben zu werden, dass in allen diesen Proklamationen betont wird: Ezeta und die grosse Majorität der Salvadorener seien Freunde der Union. Zahlreiche europäische Zeitungen behaupteten, die spätern kriegerischen Ereignisse zwischen Guatemala und Salvador seien eben desshalb entstanden, dass Ezeta und sein Anhang der von Guatemala gewünschten Union nicht beitreten wolle. Erst später sagte sich Ezeta (durch seine Presse) von einer Union mit Guatemala los, sehr richtig hervorhebend, dass bittere Feindschaft zwischen den Guatemalteken und Salvadorenern herrsche (d. h. unter der Mehrzahl der Mestizen in beiden Ländern), die durch den neuen Krieg von 1890 noch gesteigert, und dass deshalb eine »Union« beider Nationen ein Unsinn sei.

Sehr richtig führte die Zeitung »Diario de Centro-America« (Guatem.) in ihrem Leiter vom 2. Juli aus, dass nie eine unmotivirtere,

schändlichere Revolution als die vom 22. Juni stattgefunden habe und dass Ezeta, der jetzt den Menendez aller möglichen Schande und Gewaltthaten beschuldigt, sein intimer Freund und Anhänger gewesen sei, und also — wenn diese Angaben wahr wären — sein Mitschuldiger sei. Ezeta wurde von Menendez mit Geschenken überhäuft; die Waffen und das Reitzeug, die er am 22. benutzte, waren Geschenke des Präsidenten. Vergebens war dieser kurze Zeit vor der Katastrophe durch Sam. Mayorga vor Ezeta gewarnt worden.

Am 25. Juni erliess der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten von Guatemala, E. Martinez Sobral, ein Rundschreiben an die Regierungen von Honduras, Nicaragua nnd Costa-Rica, in welchem er energisch gegen die Ereignisse in Salvador protestirt und erklärt: es dürfe nicht zugegeben werden, dass eine Kasernenrevolte eine durch die Verfassung und die Gesetze eines Volkes eingesetzte Regierung ändern könne. Er fordert die befreundeten Regierungen auf, mit ihrem ganzen Einflusse dazu beizutragen, dass die Anarchie in Salvador vermieden werde und daselbst die Ordnung hergestellt werde, die den Interessen Central-Amerikas entspreche. — Die Minister der drei Staaten beeilten sich, den Ideen dieses Circulares beizustimmen. Die Regierung von Honduras erklärte sich bereit, »ihren ganzen Einfluss aufzubieten und die passenden Maassregeln, deren sie fähig sei, zu ergreifen, um die Anarchie in Salvador zu vermeiden.« Der Minister Nicaraguas betonte in seiner Antwort, dass seine Regierung zu friedlichen und brüderlichen Mitteln« zur Erreichung des genannten Zweckes bereit sei. Der von Costa-Rica telegraphirte: »Meine Regierung wird in brüderlicher und freundschaftlicher Weise, wie es die Regierung Ew. Exc. vorschlägt (was nicht der Fall war), zur Wiederherstellung der verfassungsmässigen Ordnung in der Republik Salvador beitragen.« (El Guatemalceto vom 5. Juli).

Aus diesen Antworten geht hervor, dass Nicaragua und Costa-Rica das direkte Einschreiten Guatemalas missbilligen würden. Man musste in Managua und San José de Costa-Rica wissen, dass »brüderliche und freundschaftliche Mittel« bei einem Ezeta, der eben seine Habsucht und seinen Ehrgeiz befriedigen wollte und absolut Nichts zu verlieren hatte, zwecklos seien, da er nur mit Gewalt vom Präsidentenstuhle gestossen werden konnte. Zu verhindern, dass dies durch Guatemala und Honduras geschehe, war die wahre, aber versteckte Aufgabe der Politik der zwei südlichen Staaten Mittel-Amerikas, die in steter Furcht vor einem Uebergewicht der zwei verbündeten Nordstaaten leben.

Am 26. Juni telegraphirte B. Molina Guirola an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Guatemala, ihn von der Errichtung

der provisorischen Regierung in Salvador in Kenntniss setzend. Es wird darin bedauert, dass der »natürliche Tod« des Generals Menendez weitere Verhandlungen unmöglich gemacht habe und der Minister ersucht: den Präsidenten von Guatemala »zur Anerkennung der Neuordnung der Dinge in Salvador zu bestimmen, welche durch die Nothwendigkeit der Friedenserhaltung geboten gewesen sei«. Minister Sobral beeilte sich dem Herrn Guirola zu antworten, dass seine Regierung, wie jedes ehrenhafte und über die wahre Sachlage orientirte Kabinet, die sogenannte Regierung in Salvador nicht anerkennen könne. Er erklärt zugleich, dass seine Regierung weitere Zuschriften der sog. Regierung in San Salvador nicht beantworten werde (El Guatemalteco vom 5. Juli).

Ezeta hatte auch versucht die in San Salvador residirenden Konsuln zu einer Anerkennung seiner »Regierung« zu missbrauchen. Es war ihm dies aber nur bei den Konsuln von Spanien, Peru und Venezuela gelungen. Diese richteten im Namen des Konsular-Corps von Salvador eine Depesche an Präsident Barillas, in der sie ihre freundschaftliche Vermittelung anboten, um die Differenzen zwischen Guatemala und Salvador beizulegen und den drohenden Krieg zu vermeiden. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Guatemalas richtete in Folge dessen am 5. Juli eine identische Note an die Gesandten aller Grossmächte in Guatemala, in welcher er dieselben bat, ihren Konsuln in Erinnerung zu bringen, dass das Völkerrecht denselben nicht gestatte sich in die Staatsangelegenheiten der Länder zu mischen, bei denen sie accreditirt sind. Die Herren Gesandten beeilten sich sämmtlich (mit Ausnahme des spanischen) zu erwidern, dass ihre Konsuln an dem Akte der drei genannten Konsuln nicht beteiligt seien, zum Theil ganz bestimmt gegen diesen Schritt, der fälschlich als im Namen und Auftrage des Konsular-Corps geschehen bezeichnet sei, protestirt hätten, und sie den Konsuln und Angehörigen ihrer resp. Nationen nochmals ganz entschieden strikte Neutralität anbefohlen hätten. Der Gesandte Spaniens, Julio de Arellano, verurtheilte ganz energisch das Vorgehen seines Konsuls und versprach eine strenge Untersuchung des Falles. El Guatemalteco vom 9.—11. Juli bringt alle diese Noten im Wortlaute.

Alle Versuche des Ezeta um Anerkennung seiner »Regierung« waren also vergeblich gewesen. Trotzdem verbreitete seine »Gac. Ofic.« Lügen-Depeschen, die eine baldige Anerkennung durch Mexico, Nicaragua und Costa-Rica in Aussicht stellten. Um sich auf seinem Platze zu erhalten, musste er die Aufmerksamkeit seiner Landsleute durch einen Krieg von seinen Thaten ablenken. Diesen brach er denn auch bald mit Guatemala vom Zaune. Zu diesem Zwecke suchte er zunächst

durch die gröbsten Lügen und durch Appell an die niedrigsten Leidenschaften in seiner Presse den alten Hass gegen Guatemala zu erregen. Die Guatemalteken wurden als geschworene Feinde der Salvadorener, auf deren Wohlstand sie eifersüchtig seien, geschildert. Die Regierung von Guatemala suche Salvador zu unterdrücken, deshalb müssten alle Salvadorener zu den Waffen greifen und nicht eher ruhen, als bis ihre Fahnen auf den Thürmen der Hauptstadt Guatemala wehten. Factisch suchte Guatemala das unglückliche Land von der »Regierung« eines Mörders und Räubers zu befreien.

Bereits Ende Juni hatte Guatemala die Milizen in den Süd- und Ost-Departements (nicht in der Hauptstadt) aufgeboten. Es meldeten sich mehr Leute als nothwendig waren, da Guatemala zunächst nur die Grenzen gegen Salvador schützen und besetzen wollte. Dies geschah in den ersten Tagen des Juli. Die Vorposten der Guatemalteken wurden durch Soldaten des Ezeta, welche über die Grenze hin auf dieselben schossen (so am 6. Juli), zu Feindseligkeiten provocirt. Sie gehorchten aber ihren Anweisungen, erwiderten die Schüsse nicht und zogen sich etwas weiter von der Grenze zurück. Oberbefehlshaber der Guatemalteken war General D. Greg. Solares, Chef des Generalstabes General D. Man. Aguilar, Kommandant der Artillerie D. Cay. Sanchez.

Honduras sandte 4000 Mann an die Grenze gegen Salvador und machte weitere 4000 Mann mobil. Auch Nicaragua sandte einige Truppen an seine Nordwest-Grenze (La Nacion, Tegucig. v. 11. Juli). Welche Kosten und Lasten und Nachtheile aller Art der fast ausschliesslich Ackerbau treibenden Bevölkerung jener Länder hierdurch auferlegt wurden, kann sich der Leser leicht vorstellen. Zum Glücke verhielten sich während der ganzen Wirren alle politischen Parteien in Honduras und Nicaragua ruhig, stützten ihre verfassungsmässigen Regierungen, deren Politik von der Mehrzahl der resp. Bevölkerung gebilligt wurde. Costa-Rica ward, Dank seiner glücklichen geographischen Lage, auch bei diesem Konflikte — wie bei der grossen Mehrzahl aller früheren mittelamerikanischen Bürgerkriege — garnicht in Mitleidenschaft gezogen.

Ezeta rüstete inzwischen eifrigst. Viele einflussreiche Officiere kaufte er direkt. So wird über Honduras officiell gemeldet, dass die Befehlshaber der Kasernen in San Salvador je 10000 Pesos und das Generalspatent erhielten. Das Geld hierfür wurde, nachdem die Staatskassen geleert, durch Zwangsanleihen aufgebracht. Schon hier sei aber bemerkt, dass ein grosser Theil der Soldaten und Officiere in

den Provinzen sich gegen Ezeta erklärte, und jeden Antheil an dem Verbrechen vom 22sten ablehnte.

Am 11. Juli erliess Barillas von der Hauptstadt aus eine Proklamation an die an der Grenze versammelten Truppen (ca. 15000 Mann), die, frei von aller Ruhmredigkeit, den Soldaten sagte, dass sie das Recht und die Verfassung vertheidigen sollten und die Aufgabe hätten, wenn sie zum Kriege gezwungen würden, Verräther und Verbrecher zu züchtigen (El Guatemalteco vom 12. Juli). Guatemala durfte, wollte es nicht die moralische Hilfe Nicaraguas und Costa-Ricas verlieren und event. Mexico zum Proteste reizen, nicht direkt in Salvador einmarschiren, was vom militärischen Standpunkte allerdings das Richtige gewesen wäre und dem ganzen Schwindel der »Regierung« des Ezeta schnell ein Ende gemacht hätte. Die Presse von Nicaragua und Costa-Rica fuhr fort, die Schandthat vom 22. Juni zu verurtheilen, die Absetzung des Ezeta und die Ernennung des Vice-Präsidenten Dr. Ayala zum provisorischen Präsidenten von Salvador zu verlangen, aber — sie hielt eine bewaffnete Einmischung Guatemalas in die inneren Angelegenheiten der »Schwester-Republik« für nicht erlaubt. Auch die Specialgesandten von Costa-Rica und Nicaragua, Dr. J. M. Castro und Dr. Hilb. Larios, die dem Präsidenten Barillas am 16. Juli ihren officiellen Besuch machten und ihre Beglaubigungsschreiben überreichten, beschworen den Präsidenten den Frieden zu erhalten, Mittel-Amerika nicht durch einen neuen Bruderkrieg vor der ganzen gebildeten Welt zu diskreditiren. Barillas antwortete dem Gesandten Nicaraguas, dass die Ereignisse in Salvador ein Hinderniss für den Fortschritt der Staaten Mittel-Amerikas seien, dass sie es unmöglich machten, die feierlichen Abmachungen, die im Unions-Vertrage stipulirt seien, am beabsichtigten Tage zu erfüllen. Die Ereignisse in Salvador dürften deshalb nicht einen Umfang annehmen, der die Zwietracht in Mittel-Amerika hineintrage und alle Arbeiten im Interesse des materiellen Wohlstandes und der Moral jener bevorzugten Regionen vergeblich mache. Er erklärt zum Schlusse, dass er jede Anstrengung machen werde, um Ordnung und Ruhe in Salvador wieder herzustellen und dabei auf die wirksame Unterstützung der Schwester-Republiken rechne. In seiner Antwort an den Gesandten Costa-Ricas spricht der Präsident die Ueberzeugung aus, dass die ganze gebildete Welt seiner Regierung dafür dankbar sein werde, dass sie selbst grosse Opfer nicht gescheut habe, um die Schandthat vom 22. Juni nicht triumphiren zu lassen. Er erklärt zum Schlusse, dass auch er ein Freund des Friedens sei, nur müsse derselbe anständig und würdevoll sein (El Guatemalteco vom 17. Juli, Gac. Ofic. de Costa-Rica vom 2. Aug.).

Auffallend ist, dass beide Gesandte es vermieden, die That des Ezeta energisch zu verurtheilen und der von Nicaragua sogar von »Achtung vor dem Principe der National-Souveränität«, welches Princip garnicht bedroht war, spricht. Er musste doch wissen, dass die Stimme der Nation in Salvador vollständig geknebelt war, jeder sein Leben riskirte, der gegen die neue »Regierung« innerhalb der Machtsphäre der Bayonette des Ezeta schrieb oder sprach! Viele dieser Leute waren in Ketten gelegt, ihre Frauen und Kinder gefangen gesetzt und mit dem Tode bedroht. Besonders A. Ezeta pacificirte in dieser Weise das Land.

Inzwischen war die Anarchie in Salvador vollständig geworden. General Teod. Funes, Kommandant von San Miguel, erklärte, dass er die »Regierung« des Ezeta nicht anerkenne. Er erliess am 25. Juni zwei sehr maassvoll gehaltene Proklamationen, in denen er sich frei von allem persönlichen Ehrgeize erweist und erklärt, dass er nur für das Recht und die Verfassung eintreten wolle. (El Guatemalteco vom 14. Juli.) Bald schlossen sich ihm die Kommandanten von La Union, Zacatecoluca und Chalatenango an.[1]) Die Soldaten des Funes begingen aber bald in San Miguel schwere Insubordinationen, fingen zu plündern an. Diese Meuterei wurde mit Gewalt durch die den Befehlen des Funes gehorchenden Abtheilungen unterdrückt. Es fielen hierbei über 30 Mann. Aber schon in den ersten Tagen des Juli erschien der dem Generale Ezeta ergebene General Moreno mit 400 Mann vor San Miguel, schlug die Truppen des Funes, besetzte die Stadt und am nächsten Tage unterwarf sich das ganze Departamento dem Ezeta. Mehrere angesehene Bürger, die sich weigerten, dies zu thun, wurden erschossen. (El Guatemalteco vom 15. Juli.)

General D. Horacio Villavicencio, der 700 Mann befehligte, erklärte sich sehr entschieden gegen Ezeta und nahm sein Standquartier in Paraje Galan bei Candelaria, nördlich von Sta. Ana. General Monedero sagte sich mit seinen Truppen in Cerro Colorado unter dem Ruf: »Es lebe Ayala« von Ezeta los. Zahlreiche verfassungstreue Officiere sammelten sich um Villavicencio, auf dessen weitere Thaten,

---

[1]) Die beste Karte von Salvador ist die von M. v. Sonnenstern (New-York, 1859), die auch in »Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde«, Berlin 1860, Tafel V reproducirt ist. Die beste Karte von Guatemala ist die Au'sche (Hamburg, Friederichsen & Co.) — Die neuesten vorzüglichen Karten von Guatemala (T. Paschke) und Salvador (G. J. Dawson) sind noch nicht zu erlangen. Die letztere ist zwar bereits seit 2 Jahren fertig, soll aber weder verkauft noch verschenkt werden! Ich verdanke das in meinen Händen befindliche Exemplar der Redaktion von »Petermann's Geographischen Mittheilungen«.

die den Krieg mit Guatemala zum Ausbruche brachten, ich noch später speciell zurückkomme.

General Cisneros, im östlichen Theile des Landes stehend, erklärte sich gegen Ezeta. Dieser sandte den General Caravallo gegen Cisneros, um ihn zum Gehorsam zu zwingen. Bei San Vicente kam es zum Kampfe, die Anhänger des Ezeta wurden geschlagen, Cisneros rückte in San Vicente ein und rief den Ayala zum provisorischen Präsidenten aus. Bei diesen Märschen nahmen natürlich beide Parteien Zwangsaushebungen vor und trieben Kontributionen ein.

Ueber ein Dutzend Generäle und zahlreiche Notable erliessen am 5. Juli von El Coco (Salvador) aus eine Proklamation an ihre Landsleute, in der sie erklärten, dass es eine Schande für ihr Vaterland sei, wenn Ezeta die Macht an sich risse. Sie riefen den Dr. Ayala zum provisorischen Präsidenten aus. (El Guatemalteco vom 16. Juli.) Selbstverständlich nahm »La Revoluc.« und »Gac. Ofic. del Salvador« keine Notiz von diesen Dokumenten.

Während der Inhalt der officiellen Zeitung von Guatemala zeigt, dass die Verwaltung in jenem Staate während dieser Wirren in allen ihren verschiedenen Zweigen ihren gewöhnlichen, geordneten Gang nahm, zeugen die Nummern der »La Revoluc.« für die in Salvador herrschende Anarchie. Mit dem widerwärtigen Inhalte der Leitartikel dieses »freiwillig-gouvernementalen« Blattes will ich den Leser nicht belästigen. Es werden darin mit grösster Frechheit Grundsätze entwickelt, die allen Principien von Recht und Moral Hohn sprechen und wird »das heilige Recht der Revolution« in einer Weise gefeiert, die den Autor zum Ehrenmitgliede eines Anarchistenklubs befähigen. Sonst enthält das Organ des Herrn Ezeta neben den officiellen Dekreten und Proklamationen zahlreiche Abschiedsgesuche, von denen viele nicht bewilligt werden, um die Anarchie nicht auf den Gipfel gelangen zu lassen. Eine andere Reihe von Dekreten zeigt, wie Ezeta die »Freiheit« und den »Fortschritt«, von denen er in seinen Proklamationen redet, versteht. Mehrere hochwichtige Institute wurden aufgehoben, alle Schulen und die Universität des Landes geschlossen, selbst die Armen- und Impfärzte entlassen, um — möglichst viel Geld zur hohen Bezahlung der Soldateska zu gewinnen, damit diese ihrem würdigen Führer gewogen bleibe.

Die »Rekrutirung«, d. h. die Menschenjagd auf die Mestizen und die armen Indianer, die sich nicht freiwillig stellten, wurde inzwischen mit Eifer betrieben. Am 17. Juli hatte Ezeta ca. 20000 Mann unter seinen Fahnen.

Durch andere Dekrete wurde die Beförderung der Kreaturen des Ezeta fortgesetzt. Weiter brachte die »Gac. Ofic.« (u. »La Revoluc.«) die Zustimmungstelegramme der verschiedenen Municipien, die den Ezeta theils als provisorischen, theils kurzweg als Präsidenten (im direkten Widerspruche mit der Verfassung) der Republik anerkannten.

Vom 4. Juli an nahmen die Angriffe gegen Guatemala in der Presse Salvadors einen schärferen Ton an. Die Eitelkeit der »Nation« wurde dadurch zu erregen gesucht, dass man behauptete: Guatemala wolle die Souveränitätsrechte Salvadors beschränken. In No. 3 von »La Revoluc.« wird Barillas bereits als Tyrann bezeichnet und bezweifelt, dass er verfassuugsmässiger Präsident sei. Durch Dekret vom 8. Juli (La Revoluc. No. 4) wurde der Belagerungszustand über das ganze Land verhängt, und alle Männer von 18 Jahren an zu den Waffen gerufen. Wer sich weigert als Soldat zu dienen oder dem Feinde in irgend einer Weise Hilfe leistet, wird nach den Kriegsgesetzen bestraft werden. Niemand darf ohne Pass seinen Wohnsitz verlassen oder aus dem Lande gehen. Eine Proklamation vom selben Tage beginnt mit den Lügen: »Ein Heer bedroht unsere westlichen Grenzen. Die Regierung von Guatemala hat die Absicht sich in die eigenen Angelegenheiten Salvadors zu mischen, ihm einen Herrscher aufzuzwingen.« In einem anderen Artikel wird der Vice-Präsident Dr. Ayala, der in Guatemala Schutz gesucht hatte, in der gröbsten Weise geschmäht. Ezeta und seine Leute hassten diesen im ganzen Lande geachteten Mann ganz besonders, da er berechtigt war die Stelle des C. Ezeta einzunehmen und die vier anderen Republiken Mittel-Amerikas sich mehr und mehr für diese Lösung des Konfliktes aussprachen. Komisch ist der Zorn über die Thatsache, dass auch Man. Delgado, der Kandidat der Liberalen für die nächste Präsidentenwahl, in Guatemala Rettung gesucht und sich dort mit seinem politischen Gegner Ayala vereinigt hatte. Der Redakteur der »La Revoluc.«, dem jedes Ehr- und Schamgefühl abgehen muss, versteht es nicht, wie Männer verschiedener Parteien in der Verurtheilung eines Schurkenstreiches einig sein können. Die Militär-Diktatur wird in den Spalten der »La Revoluc.« als die beste Regierungsform gefeiert. Dies mag für Salvador, dessen Bewohner stets eine bemitleidenswerthe politische Unreife bewiesen haben, bis zu einem gewissen Grade richtig sein, wenigstens sprechen die letzten Ereignisse dafür.

Inzwischen richteten sich die Truppen Guatemalas an der Grenze häuslich ein. Der »El Guatemalteco« brachte täglich Berichte über die Verproviantirung, den Gesundheitszustand etc. der Truppen, schreibt aber nicht, wo die verschiedenen Truppentheile stationirt waren. Er

druckt auch die Schmähartikel der Presse des Ezeta gegen Barillas und Guatemala ab, dieselbe scharf kritisirend und den »Mördern und Verräthern vom 22. Juni« unangenehme Wahrheiten sagend. Dagegen unterdrückte die officielle Presse Salvadors alle Anklagen Guatemalas gegen Ezeta und seine Clique oder entstellte und fälschte dieselben in der empörendsten Weise.

Der Grenzfluss zwischen beiden Staaten führt den schönen Namen »Rio de la Paz«. Dieser Name wirkt aber komisch, da sich die Anwohner des Flusses schon sehr oft bekriegten, er oft von ihrem Blute gefärbt war. — Da Ezeta grössere Truppenmassen an einigen Stellen der Grenze sammelte, sah sich auch Guatemala zu neuen Aushebungen gezwungen und wurden bis Ende Juli 40 000 Mann auf die Beine gebracht. Die »Estr. de Panamá« vom 17. Juli beklagt es in würdiger Weise, dass ein neuer Krieg das schöne Central-Amerika heimsuchen werde, hat aber kein Wort der Anerkennung für die Haltung Guatemalas und bestrebt sich sogar Propaganda für die Anerkennung des Ezeta zu machen. Wird doch in derselben Nummer behauptet, dass die öffentliche Ordnung und Ruhe fest gesichert seien und die provisorische Regierung auf doppelter Kraft, der materiellen und moralischen, ruhe! Die Redaktion der »Estr. de Panamá« sollte sich dieses Missbrauches des Wortes »Moral« schämen. Die schöne Proklamation des Barillas druckt sie ohne ein Wort der Billigung ab. — Die »Gac. Ofic.« von Nicaragua brachte am 9. Juli die officielle Meldung des Chefs der Kabelstation in San Juan del Sur, dass alle in La Libertad (Salvador) aufgegebenen Kabeldepeschen der Censur durch die »Regierung« des Ezeta unterworfen seien. — Die »Estr. de Panamá« vom 31. Juli macht dazu die Bemerkung, dass ihr später mitgetheilt sei, diese Censur sei wieder aufgehoben. Dass dies unwahr ist, wird der Leser aus der Besprechung einiger der zahlreichen Depeschen sehen, mit denen die Welt bis Ende August von La Libertad aus heimgesucht worden ist. Als die Nachricht von grossen Siegen der Salvadorener und vom Marsche derselben auf Guatemala gemeldet wurde, bemerkt aber selbst die »Etr. de Panamá«, dass diese Angaben »etwas übertrieben zu sein schienen«. Sie beleidigt aber die Ehre der Central-Amerikaner, indem sie die Ueberzeugung ausspricht, dass Ezeta im Falle des Sieges über Guatemala der populärste Mann in ganz Mittel-Amerika sein würde.

Ich komme jetzt zu den eigentlichen kriegerischen Ereignissen. Ueber diese zu berichten ist sehr schwer, da sich die ersten officiellen Nachrichten meist vollständig widersprachen, sich beide Theile den Sieg zuschrieben. — Die folgenden Angaben sind nach sorgfältiger

Prüfung eines reichen Materiales niedergeschrieben. Die meisten Berichte vom Kriegsschauplatze enthalten viel patriotische Phrasen, zahlreiche Officiere werden namhaft gemacht und gelobt, der Gegner wird geschmäht. Dagegen fehlen klare Angaben über den Ort des Kampfes, den Verlauf desselben, Marschrouten, Verluste, Hauptquartiere und Rückzugslinien.

Ant. Ezeta, der Oberbefehlshaber der Salvadorener, die der »faktischen« Regierung gehorchten, griff am 16. Juli den Villavicencio bei Paraje Galan an. Der Kampf war für letzteren siegreich, Ezeta's Truppen wichen. Aber bald trafen 2000 Mann Verstärkung ein, das Gefecht erneuerte sich am folgenden Tage und endete mit der Niederlage der Vertheidiger der Verfassung resp. der Sache des Ayala. Dieses Gefecht, welches von der Presse des Ezeta als grosse siegreiche Schlacht gefeiert wurde, kostete jeder Partei ca. 200 Mann, die kampfunfähig gemacht wurden. Wie der »Guatemalteco« vom 18. Juli meldet, ersuchte Villavicencio bereits am 16. Juli per Telegraph um Unterstützung durch die Truppen Guatemalas. Die Regierung befahl aber, dass sich die Truppen Guatemalas von jedem Kontakte mit den befreundeten und den feindlichen Streitkräften Salvadors fernhalten sollten. Dieser Befehl wurde aber von einigen Abtheilungen der Guatemalteken nicht respektirt. Dieselben vereinigten sich mit den Trümmern der Macht des Villavicencio, als sich dieser dicht an die Grenze zurückzog. Von den Truppen des Villavicencio desertirten vom 16. bis 19. Officiere und Mannschaften massenhaft, erklärten den Generälen des Ezeta ihre Unterwerfung, da sie glaubten, ihre Sache nehme eine ungünstige Wendung.

C. Ezeta zeigte durch einen sehr selbstbewussten Brief, geschrieben Sta. Ana am 17. Juli (La Revoluc. No. 5), dem Barillas die Auflösung der Streitkräfte des Villavicencio an. Der Brief gleicht einer Kriegserklärung.

Am 18. Juli begannen die Konferenzen zwischen der Regierung von Guatemala und den Gesandten von Costa-Rica und Nicaragua zur Feststellung eines Vertrages, der den Konflikt zwischen Guatemala und Salvador vermeide. Bereits am 20. Juli hatte man sich auf folgender Basis geeinigt: »Die drei vertragschliessenden Regierungen fordern von Ezeta, dass er den Oberbefehl niederlege. Sie werden bewirken, dass der gesetzmässige Nachfolger des Generales Menendez, Dr. Ayala, die Präsidentschaft in der Republik Salvador übernehme und so die Herrschaft der Verfassung, die am 22. durch die Verschworenen gebrochen worden, wieder hergestellt werde. Die drei Mächte garantiren eine vollständige Amnestie für Alle, welche direkt

oder indirekt bei der Umsturzbewegung, um die es sich handelt, betheiligt waren. Die Truppen von Guatemala, Salvador und Honduras werden entwaffnet, sobald die Regierung des Ezeta aufgehört hat«. Die Regierung von Honduras beeilte sich allen diesen Punkten beizustimmen. (El Guatemalteco vom 22. Juli.) Auf Antrag des Ministers von Guatemala wurde noch ein Zusatz zum Vertrage gemacht, welcher besagt, dass die hier vertretenen Regierungen die friedlichen Verhandlungen zur Herstellung einer centralamerikanischen Union auf Grund des Vertrages vom 15. Oktober 1889 (San Salvador) fortsetzen werden.

Zur Beschaffung der Gelder, welche die Erhaltung der Armee erforderte, erliess Barillas am 22. Juli ein Dekret, wodurch der Exportzoll auf Kaffee vom 1. August an auf 1 Pes. pro Quintal (46 Kilo) erhöht wird; die Grundsteuer wird auf 6 pro Mil (statt der bisher üblichen 3 pro Mil) pro Jahr erhöht; der Preis jeder Flasche Branntwein aus den Staats-Depôts beträgt 5 Centav. mehr; die Freigabe der Salzgewinnung im Lande wird aufgehoben; die Erzeugnisse und Naturprodukte, die aus dem übrigen Mittel-Amerika eingeführt werden, zahlen vom 1. August an keinen Zoll, ausgenommen sind: Salz, Seife, Kerzen, Branntwein und Tabak. Alle diese Abgaben-Erhöhungen gelten nur für ein Jahr. (Guatemalteco vom 22. Juli.) Schon vorher hatte die Regierung, um eine Theuerung zu vermeiden, grössere Quantitäten von Lebensmitteln (Mais und Bohnen) aus Californien kommen lassen und verkaufte dieselben zum Selbstkostenpreise. Durch Dekret vom 21. Juli wurden alle Männer im Alter von 18 bis 50 Jahren, die nicht durch Gesetz vom Militärdienste befreit, zu den Waffen gerufen. Die sich nicht stellen, sollen für Vaterlandsverräther erklärt und als solche nach den Gesetzen behandelt werden.

Um die augenblickliche Geldverlegenheit der Regierung zu heben, musste eine Anleihe von 1 Million Pes. bei den Kapitalisten gemacht werden. Die Regierung gab dafür Schuldscheine zu 100 und zu 50 Pes. aus und verpflichtete sich, dieselben mit 1 % pro Monat zu verzinsen. Die Quoten wurden je nach dem Vermögen der Einheimischen und Fremden vertheilt. Das erste Viertel der betreffenden Summe musste sofort (am 23. Juli), das zweite Viertel am 31. Juli, das dritte und vierte Viertel am 10. und 20. August gezahlt werden. (Guatemalteco vom 23. Juli.) Guatemalteken und Fremde beeilten sich ihre Quote zu zahlen, viele gaben mehr als in den betreffenden Listen ausgeworfen war. Die Deutschen betheiligten sich von allen Fremden in erster Linie durch hohe Geldbeiträge; Franzosen und Spanier meldeten sich zahlreich als Soldaten. Auch viele Mitglieder der

amerikanischen Kolonie meldeten sich bereits am 22. Juli zum Eintritt in die Armee. Am selben Tage erliess auch Barillas im Namen des Ministerrathes die Kriegserklärung gegen Salvador, weil die Truppen dieses Staates in das Gebiet der Republik eingedrungen waren.

Um die Friedensbasis, welche die vier »Schwester-Republiken« vereinbart hatten, werthlos zu machen, liess Ezeta am 19. und 20. Juli seine Truppen über den Rio Chingo gehen und in Guatemala einrücken. Am 20. besetzte eine Abtheilung der Salvadorener nach einem hartnäckigen Gefechte die kleine Stadt Atescatempa, die von allen Streitkräften und waffenfähigen Männern geräumt war. Die Stadt wurde geplündert und dann angezündet, viele Frauen und Kinder wurden ermordet. Die überraschten Guatemalteken zogen sich auf der ganzen Grenzlinie zurück und bezogen feste Positionen bei Chingo. Ein anderer Theil stand bei Yupe und Papapurro. Am 21. und 22. kam es an verschiedenen Stellen dieser Linie zum Kampf, der sehr blutig war (La Nacion vom 23. Juli). Zu bedauern ist, dass eine genauere Beschreibung der Schlachten resp. Gefechte um Chingo und Coco im »Guatemalteco« fehlt. Die Depeschen des Cayet. Sanchez, Oberbefehlshabers der Guatemalteken, über die Gefechte vom 20. und 21. sind unklar, voller patriotischer Phrasen und auch unwahr. Die Guatemalteken schlugen am 22. den Angriff der Salvadorener bei Chingo mit grosser Energie zurück. Letztere verloren ca. 300 Mann und 3 Kanonen und zogen sich nach der Grenze zurück. Diese Angabe wird von verschiedenen Seiten bestätigt. Das Hauptquartier der Guatemalteken war vom 16.—24. Juli in Iutiapa, das ihrer Gegner in Sta. Ana. Am 26. besetzten die Guatemalteken Atescatempa wieder. Es trat Waffenruhe ein, die Salvadorener gingen auf ihr Gebiet zurück. Dazu trugen besonders die Ereignisse in der Hauptstadt San Salvador bei.

Am 23. Juli erliess Mart. Sobral eine Circular-Note an das diplomatische Corps in Guatemala, in welcher er die Gründe auseinandersetzt, die Guatemala zur Kriegserklärung zwingen und zugleich jede Verantwortung für diesen Bruderkrieg abweist. Er verspricht weiter, dass die Interessen der Neutralen respektirt werden sollen (Guatemalteco, 26. Juli). Am 24. erliess Barillas ein Manifest an seine Guatemalteken, in welchem er mit Recht sagt, dass Guatemala Alles aufgeboten habe den Frieden zu erhalten, dass es aber durch den Einfall der Horden des Ezeta zum Kriege gezwungen sei. Die »Nacion« vom 25. Juli brachte die Nachricht der Kriegserklärung und bemerkte zugleich, dass die Diplomatie ihre Thätigkeit begonnen habe, um den Konflikt beizulegen.

Ezeta liess die lächerlichsten Depeschen über seine Siege verbreiten Am 18. Juli, als noch Nichts entschieden war, telegraphirte er nach New-York: »Der Feind (9000 Mann) fiel gestern in Salvador ein. Unsere Streitkräfte warfen ihn zurück und brachten ihm eine vollständige Niederlage bei. Wir haben viele Kanonen und grosses Kriegsmaterial genommen. Ich gebe Befehl auf Guatemala vorzurücken.« Der »Guatemalteco« spricht die Hoffnung aus, dass die durch falsche Telegramme (und Korrespondenzen, z. B. in der »Estr. de Panamá«) getäuschte civilisirte Welt die Wahrheit bald erfahren werde.

Inzwischen erklärten sich in verschiedenen Theilen Salvadors weitere Befehlshaber und Municipien für Ayala. Eine neue Zwangsanleihe von 1 Million Peso, die Ezeta ca. am 20. Juli ausgeschrieben hatte, brachte ihm nur 47000 Peso ein. Um die Verbreitung von Nachrichten über die wahren Zustände in Salvador zu verhindern, wurde die Korrespondenz kontrolirt und selbst den Fremden das Verlassen des Landes verboten. Ende Juli zogen sich die Truppen des Ezeta auch von der Grenze gegen Honduras zurück.

Am 30. Juli telegraphirte Präsident Bogran an Barillas: »Ich habe von San Salvador folgende Depesche erhalten: — 30. Juli 1890. — An General Bogran. — Dem Rufe der Freunde der nationalen Ehre Salvadors und den Hingebungen des Patriotismus folgend, habe ich in dieser Hauptstadt die Herrschaft der Verfassung wieder hergestellt und den gesetzlichen Präsidenten Dr. Raf. Ayala proklamirt. . . Ich bin noch nicht im Besitze der Telegraphen nach dem Westen und bitte Sie, Depeschen an die Präsidenten der drei anderen Republiken zu senden. — Rivas.« General Rivas befehligte in Cojutepeque, Depart. Cuscatlan und war schon vor Wochen von Ezeta nach San Salvador berufen worden. Er hatte demselben erst Anerkennung geheuchelt, erklärte sich aber nach Abmarsch der Gebrüder Ezeta am 29. Juli gegen dieselben, entwaffnete nach längerem Kampfe die dem Ezeta treuen Truppen und proklamirte den Ayala zum provisorischen Präsidenten. Viele angesehene Bürger der Hauptstadt und Umgebung schlossen sich dem Rivas an. Ein Theil seiner Truppen soll aber am 31. Juli an verschiedenen Stellen der Stadt geplündert haben. Auf diese Nachrichten hin kehrte A. Ezeta in Eilmärschen mit 3000 Mann und 30 Kanonen von der Grenze zurück, erreichte San Salvador am 1. August und begann die Beschiessung der Stadt. Nach 40stündigem Kampfe und Zerstörung vieler Gebäude, drang Ezeta in die Stadt ein. Rivas zog sich zurück, wurde im Osten der Stadt erreicht und mit vielen Officieren sofort erschossen. Banden des Ezeta machten auf die versprengten Truppen des Rivas und die fliehenden Familien Jagd. Bereits

am 4. August trat A. Ezeta, der sich während dieser ganzen Wirren entschieden als schneidiger General erwiesen hat, mit der Mehrzahl seiner Streitkräfte den Rückmarsch nach Chalchuapa an.

Viele Flüchtlinge aus San Salvador erreichten Cojutepeque. Dr. Ayala errichtete am 2. August seine Regierung im Departement Cabañas. Die Truppen des Generals Grana hielten zu ihm. Die Anarchie war jetzt im ganzen Lande eine vollständige.

Ein ganz besonders klägliches und für hispano-amerikanische Zustände charakteristisches Schauspiel bieten die Banden von Missvergnügten, welche die angebliche oder wirkliche Bedrängniss ihres Vaterlandes benutzen, um mit den Waffen in der Hand in dasselbe einzudringen, die rechtmässige Regierung zu stürzen und sich an die Stelle derselben zu setzen. Ezeta beeilte sich, diese Alliirten unter seinen Schutz zu nehmen, sie auszurüsten. Die Führer dieser Vaterlandsverräther waren D. Estan. Sandoval und Max. Cerna. Der erstere war ein Günstling des Barrios gewesen und gerirte sich jetzt in einer Proklamation als wüthender Feind der Liberalen. Alles in Guatemala seit 1871 Geschehene müsse von Grund aus zerstört werden.

Auf dem Grenzgebiete Guatemalas sammelten sich inzwischen viele Salvadorener, die vor der Schreckensherrschaft des Ezeta geflohen waren. Der bereits oben genannte Barrundia erschien am 4. August an der mexikanischen Grenze in Casconá. Zum Bedauern der Guatemalteken hob ihn aber die mexikanische Regierung auf. Er hatte 6 Mann und 25 Gewehre bei sich. Wieder in Freiheit gesetzt, bestieg er einen Dampfer, um die Häfen von Salvador zu erreichen. Dieser lief aber in San José am 28. August an und hier sollte Barrundia mit Erlaubniss des nordamerikanischen Gesandten vom amerikanischen Dampfer verhaftet werden. Er widersetzte sich, schoss auf die Beamten und wurde dafür von diesen erschossen. Ezeta's Telegramme liessen diesen Mann als Märtyrer erscheinen und die europäische Presse betete diesen Unsinn nach.

Am 2. August trat das diplomatische Corps in Guatemala zusammen und beschloss, auf Ersuchen der Gesandten von Costa-Rica und Nicaragua, seine nichtofficielle Intervention zur Beilegung des Krieges anzubieten. Da diese Vermittelung von Guatemala sofort angenommen wurde, richteten die Herren Gesandten eine Depesche an Ezeta, um zu erfahren, wie er eine freundschaftliche Intervention aufnehmen würde. Er beantwortete diese Anfrage durch eine Circular Depesche vom 3. August an seine Vertreter in den Departamentos, die mit folgenden Worten beginnt: »In demselben Momente, wo ich meinen Fuss auf die von dem kostbaren Blute der heroischen Soldaten

von Santa Ana geröthete Lafette setze, welche Soldaten soeben das Vaterland aus den Klauen infamer Verbrecher befreit haben, erhalte ich ein vom diplomatischen Corps, welches in Guatemala residirt, unterschriebenes Telegramm, worin dasselbe seine Intervention anbietet, damit wir einen Friedensvertrag mit unseren Feinden schliessen«. Dieser Schritt wird weiter als die letzte Rettung Guatemalas bezeichnet und erklärt, dass jetzt jedes Abkommen unmöglich sei, dass der Krieg fortgesetzt werden müsse. »Freiheit oder Tod ist unsere Parole«, so schliesst der biedere Ezeta. »Sehen Sie, welche Raserei!« bemerkt Bogran zu diesem Ergusse, indem er denselben an Barrillas telegraphirt, (Guatemalteco 4. August.) Jetzt wäre es Pflicht der übrigen Republiken gewesen, sofort den Krieg an die de facto Regierung des Ezeta zu erklären. Es geschah dies nicht und — die ganze Sache verlief im Sande und Mittel-Amerika ist durch die Regierung eines Ezeta geschändet!

Am 3. August gingen die emigrirten Guatemalteken unter der Führung von Cerna, Irungaray, Sandoval und Aguilar bei Ipala über die Grenze und griffen, im Vereine mit einer Abtheilung Salvadorener, eine Truppe von ca. 2000 Guatemalteken unter General Barillas bei Tempixque an. Sie wurden nach fünfstündigem Kampfe vollständig geschlagen (Guatemalteco 4. August). Nach den Depeschen des Barillas (Bruder des Präsidenten) verloren die Gegner 113 Mann an Todten, die Guatemalteken 9 Mann (?). 18 der aufständischen Guatemalteken, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen waren, wurden am 8. August in Jutiapa kriegsrechtlich erschossen.

Inzwischen wurde die Haltung der Regierungen und Presse von Nicaragua und Costa-Rica immer bedrohlicher für Guatemala. Man scheint in diesen Staaten nur vereinzelt eingesehen zu haben, dass das Brandmal, welches ganz Mittel-Amerika durch eine faktische Regierung des Ezeta und seiner Clique aufgedrückt war, schleunigst und mit vereinten Kräften beseitigt werden musste. Die Zeitung »La Opin. Nacion« (Leon de Nicar.) schrieb, dass — wenn die Salvadorener sich die Regierung des Ezeta gefallen liessen, die Folgen des fluchwürdigen Attentates vom 22. Juni anerkenneten — die übrigen Staaten kein Recht hätten den Salvadorenern eine andere Regierung zu geben. Ein Blatt wie die »Opin. Nacion« kennt aber doch die Verhältnisse in Mittel-Amerika und muss wissen, wie die »Anerkennung« von »Regierungen«, die über einige Tausend gut bezahlter und durch Branntwein begeisterter Bajonnette verfügen, gemacht wird. Auch musste sie wissen, in wie tyrannischer Weise Ezeta jede Opposition innerhalb seiner Machtsphäre, ja jede wahre Nachricht unterdrückt

hatte. Die »Opin. Nacion« schrieb weiter: »Mögen es Salvador, Guatemala und Honduras wissen: der Patriotismus fordert von ihnen ihre Streitigkeiten beizulegen; dies ist die Verhaltungslinie der sie folgen müssen.«

Dieser Ausspruch zeigt von einer trostlosen Verkennung der Sachlage, von Mangel an Logik und Rechtsgefühl. Die ehrenhaften Männer der Regierungen von Guatemala und Honduras wollten nur nicht mit Mördern und Verräthern so zu sagen auf einer Bank sitzen, da ganz intime Beziehungen unter so nahe gelegenen und in jeder Beziehung eng verbundenen Staaten unvermeidlich, ja absolut nothwendig sind.

Durch das Verhalten Nicaraguas, auf das ich hier nicht spezieller eingehen kann, sah sich Guatemala, um eine Koalition der drei übrigen Staaten gegen Guatemala und Honduras (wie im Jahre 1885) zu vermeiden, gezwungen, sich rein in der Defensive zu verhalten. Die Presse des Ezeta fuhr fort, mit allen Kräften den alten Nationalhass der Salvadorener gegen Guatemala zu erregen. »La Revolucion« (No. 6) schrieb: »Barillas, der Nero Central-Amerikas, will uns unterjochen, will uns einen Chef seines Charakters auferlegen«. Faktisch war Ayala fast einstimmig vom Kongresse von Salvador zum Vice-Präsidenten erwählt worden und allgemein geachtet. Zur Ehre der intelligenteren Klassen von Salvador sei hier übrigens angeführt, dass Gust. Ortega, der Redakteur der »La Revolucion«, in der No. 6 vom 22. Juli klagt, dass sich keine Mitarbeiter für sein Schandblatt meldeten. Die Habgier der Soldaten wurde erregt, man versprach denselben (meist Indianern, denen die Sache, um die es sich handelte, gleichgiltig und unbekannt war und sein musste) die Plünderung der feindlichen Städte.

Da es dem Ezeta in den ersten Tagen an genügenden Truppen fehlte, die überwiegende Mehrzahl der Bewohner der Hauptstadt sich voller Abscheu von ihm fernhielt, hatte er die Sträflinge in Freiheit gesetzt, sie zu seinen Soldaten gemacht (Nacion vom 4. August).

Die »Estr. de Panamá« vom 7. August bringt eine Korrespondenz aus Managua vom 25. Juli, in welcher der Freude über die Niederlagen der Guatemalteken bei Piedras Azules Ausdruck gegeben wird. Die Salvadorener würden nun auf Guatemala marschiren, um der Regierung des Barillas, »die eine stete Bedrohung für den Frieden und den Wohlstand Mittel-Amerikas gewesen ist, zu stürzen und um Guatemala so eine gute Lektion zu geben, damit seine Regierung sich nicht in die administrativen Angelegenheiten eines Landes mische, welches ihm nicht gehöre.« Ezeta wird gefeiert und gesagt, die übrigen Republiken müssten ihm für seine Heldenthaten dankbar sein. Die Redaktion der »Estr. de Panamá« bemerkt zu dieser Korrespondenz, dass das

Schlachtenglück noch wechseln könne, dass aber der Umschwung zu Gunsten Ezetas allgemein sei und derselbe auf Hilfe (von Nicaragua) rechnen könne. Weiter wird den Hondurenern der Rath ertheilt, sich neutral zu verhalten, da sie doch sähen, dass es den Guatemalteken nicht gut gehe. Aus diesem Rathe spricht ein Mangel an Rechtsgefühl, der einen langjährigen und aufmerksamen Leser dieser Zeitung nicht überraschen wird.

Von Feinden der Regierung des Barillas wurden die Nachrichten über die ersten für Guatemala ungünstigen Gefechte bedeutend übertrieben und im Lande in alarmirender Weise verbreitet. Die Regierung sah sich genöthigt hiergegen mit Strenge einzuschreiten. Die motivirte Kriegserklärung Guatemalas gegen Salvador wurde den Gesandten von Nicaragua und Costa-Rica officiell mitgetheilt. Beide Gesandte drückten ihr Bedauern über den Ausbruch des Krieges aus, erklärten aber die feste Absicht ihrer Regierungen: an dem Vertrage vom 21. Juli festzuhalten (Guatemalteco vom 29. Juli). Der Gesandte von Costa-Rica spricht die Hoffnung aus, dass Guatemala bestrebt sein werde den Frieden möglichst bald herzustellen.

Der energische Mart. Sobral legte sein Amt als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten von Guatemala am 7. August nieder. Sein interimistischer Nachfolger wurde der Minister des Inneren und der Justiz, Dr. D. Franc. Anguiano (Guatemalteco vom 8. August). Kurz vorher waren an der Ostküste spanische Kriegsschiffe aus Cuba und an der Westküste amerikanische aus San Francisco zum Schutze der resp. Unterthanen eingetroffen. An der Grenze herrschte Ruhe, beide Theile verhielten sich beobachtend. Ezeta benutzte diese Pause um weiter zu »pacificiren«. Für den Nichtkenner mittelamerikanischer Zustände dürfte es überraschend sein, dass es der anständigen Mehrzahl der Mestizen Salvadors, den Anhängern des gesetzmässigen provisorischen Präsidenten Dr. Ayala, nicht möglich war eine starke Armee zu bilden und Ezeta zu vernichten. Dies erklärt sich aber leicht, wenn man bedenkt, dass Ezeta durch den Besitz der Hauptstadt, wo sich die Arsenale, Munitionsvorräthe, befestigten Kasernen und Staatskassen und alle Kanonen befinden, das ganze Land in Händen hatte. Da er auch bald die Häfen und Grenzen überwachen und dann sperren liess, war es seinen Gegnern unmöglich sich Kanonen, Gewehre und Munition zu beschaffen. Diese konnten sie nur heimlich und also in kleinerer Menge später von den Truppen von Guatemala und Honduras erlangen. Bei einer energischen Fortsetzung des Krieges hätte sich das Bild natürlich bald und vollständig geändert.

Am 13. August dekretirte Präsident Bogran den Belagerungszustand für die Republik Honduras, weil Ezeta unzufriedene Hondurener, Feinde der Regierung des Bogran, in seine Milizen eingereiht hatte (Diario Oficial de Honduras vom 14. August). Am 12. August richtete Ezeta eine Depesche an Bogran, in welcher er demselben Vorwürfe macht, dass er den Ehrgeiz des Dr. Ayala begünstige und Truppen an der Grenze aufgestellt habe. Er fordert in hochmüthiger Weise Erklärungen von Honduras, ob dasselbe Krieg wolle oder nicht und bemerkt, dass nicht Salvador den Frieden erbitte, die Intervention der Diplomatie nicht nachgesucht habe. Der Minister von Honduras antwortete: Honduras wisse sicher, dass Ezeta die unzufriedenen Hondurener zu sich berufen, sie bewaffnet und an der Grenze aufgestellt habe. Die in Salvador wohnenden Hondurener seien feindlich behandelt, einer derselben widerrechtlich erschossen, die Kabelverbindung nach Honduras sei abgeschnitten, aller Verkehr durch die Regierung des Ezeta zwischen beiden Ländern gehemmt worden. Desshalb hätte Honduras die Grenzen besetzt (La Republica vom 16. August).

Am 12. August telegraphirte auch der Sekretär der Gesandtschaft von Costa-Rica aus San Salvador an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten von Honduras: dass die Regierung doch auf alle Fälle den Einfall unzufriedener Salvadorener verhindern möge, da sonst alle Bemühungen der Diplomatie erfolglos bleiben, der Krieg sofort wieder beginnen würde. Minister Jer. Zelaya antwortete: es seien nicht unzufriedene Salvadorener, sondern die Vertreter der gesetzmässigen Regierung Salvadors, welche sich bemühten in ihrem Lande die Herrschaft der mit Füssen getretenen Institutionen wieder herzustellen. Wenn es der Regierung möglich sei, werde sie aber den Einmarsch dieser Salvadorener in Salvador verhindern. Die Gesandten von Nicaragua und Costa-Rica bemühten sich weiter beim diplomatischen Corps in Guatemala um Vermittelung zwischen den kriegführenden Staaten. Es ist überraschend aber eine Thatsache, dass jene Herren — trotz der ersten brutalen Antwort des Ezeta — ihre Bemühungen fortsetzten. Vielleicht geschah dies auch auf Wunsch der Regierung von Guatemala, wo sich die seit 1871 unterdrückte klerikal-konservative Partei wieder zu regen begann.

Auf diese Regierung konnte auch die feindliche Haltung eines Theiles der costaricanischen Presse nur einen deprimirenden Eindruck machen. Auf das Ersuchen des Ministers von Guatemala: ihm mitzutheilen, wie weit ihre Regierungen gehen wollten, um die Regierung von Guatemala bei Herstellung der verfassungsmässigen Ordnung in Salvador faktisch zu unterstützen (nach der Zurückweisung des ersten

Friedensentwurfes durch Ezeta), antworteten die Gesandten von Costa-Rica und Nicaragua nicht. —

Das diplomatische Corps Guatemalas entwarf nun einen Vertrag, aus dem ich Folgendes hervorhebe: (Guatemalteco vom 27. August.) Art. 1. Die Truppen werden von beiden Seiten innerhalb 48 Stunden nach der Anzeige durch das diplomatische Corps, dass diese Grundzüge für einen Frieden von beiden Theilen angenommen seien, zurückgezogen. Art. 2. Zurückführung der Armeen auf den Friedensstand (auch in Honduras) innerhalb 8 Tagen nach Zurückziehung der Truppen von der Grenze. Diese Entwaffnung wird von zwei Mitgliedern des diplomatischen Corps in Guatemala und San Salvador überwacht werden. Beide Regierungen verpflichten sich, die Bildung revolutionärer Banden, die in die Nachbarrepublik einfallen wollen, zu verhindern. Artikel 3. »Um den Unzuträglichkeiten zu begegnen, welche die Zustände Salvadors bezüglich der internationalen Beziehungen bieten, wird der politische und militärische Zustand der Republik vom 22. Juni d. J. wieder hergestellt und die höchste Gewalt für 21 Tage auf die vom Gesetze vorgesehene Person übertragen und hat dieselbe nur das Recht, das Volk zur Präsidentenwahl zu berufen. Falls keiner der Vice-Präsidenten die Gewalt übernehmen will, wird dieselbe dem zeitigen Vorsitzenden des höchsten Gerichtshofes der Republik mit demselben Rechte übertragen. Der erwählte Präsident wird bis zum 1. März 1891 als interimistischer betrachtet werden und dann als verfassungsmässiger Präsident bis zum Ablaufe der gesetzlichen Periode proklamirt, um so die Aufregung zu vermeiden, welche eine neue Wahlkampagne in so kurzem Zeitraume hervorrufen würde.« Artikel 4. »Die Zurückführung des politischen und militärischen Zustandes, von welcher der vorige Artikel spricht, beschränkt sich nur auf die Rückberufung der verfassungsmässigen Vice-Präsidenten, der Mitglieder des höchsten Gerichthofes und der General-Inspektion des Heeres.« Artikel 5. Nach Vollziehung der Präsidentenwahl wird die Regierung von Salvador von den Staaten Mittel-Amerikas anerkannt werden und »ad referendum« von allen in Salvador vertretenen Staaten anerkannt. Artikel 6. Eine allgemeine und bedingungslose Amnestie wird in Guatemala, Salvador und Honduras bewilligt. Artikel 7. Sobald die Republik Salvador gesetzlich hergestellt ist, soweit dies bei den jetzigen Umständen möglich scheint, wird ein Friedensvertrag zwischen den kriegführenden Republiken abgeschlossen und zwar innerhalb 3 Monaten nach der Präsidentenwahl in Salvador. Artikel 8. Diese Grundzüge werden auch der Regierung von Honduras mitgetheilt. Artikel 9. Die Kriegführenden benachrichtigen das diplomatische

Corps innerhalb 5 Tagen, ob sie diese Grundzüge annehmen oder nicht, und wird ihre zustimmende Erklärung mit diesen Grundzügen in den »Gacetas Oficiales« von Honduras, Guatemala und Salvador publicirt werden. — Diese Grundzüge wurden am 21. August in Guatemala von den Gesandten von Nord-Amerika, Costa-Rica, Nicaragua, Frankreich, Spanien, Belgien, Deutschland und England unterzeichnet. — Die Regierung von Guatemala nahm dieselben sofort an. Jetzt reisten die genannten Gesandten sämmtlich nach Acajutla (Salvador), um daselbst mit Ezeta zu verhandeln.

Dieser erkannte klar, dass die Fortsetzung des bisherigen Zustandes seine »Regierung« nur stärken, die von Guatemala aber unendlich schädigen konnte. Er erklärte deshalb, dass er die Grundzüge 3 und 4 nicht annehme, den übrigen aber zustimme. Er werde die Grundzüge (Artikel) 3 und 4 der ehrenwerthen National-Versammlung, die er zu diesem Zwecke zusammenrufen werde, vorlegen, damit sie das Passende bestimme, da sie die berufendste Autorität zur Vertretung der National-Souveränität sei. — Der Zweck dieses Protestes ist klar: der biedere C. Ezeta wollte die Macht nicht aus den Händen geben. Er wusste, dass er als Oberbefehlshaber der Soldaten die Abstimmung der National-Versammlung und die spätere Volkswahl schon in seinem Sinne dirigiren würde.

Dabei erlaubt sich Ezeta noch den bitteren Hohn in der Antwort an das diplomatische Corps zu schreiben, dass er persönlich für die Annahme aller Artikel sei und sie angenommen haben würde, um zu zeigen, dass er die Revolution vom 22. Juni nicht aus persönlichem Ehrgeize geleitet habe. — Ausserdem verlangte und erhielt Ezeta noch unter dem 25. August eine feierliche Erklärung aller Gesandten, dass es ihnen vollständig fern liege sich in die inneren Angelegenheiten Salvadors zu mischen, dies nicht die Absicht der Artikel 3 und 4 gewesen sei. — Durch Depesche vom 26. August nahm die Regierung von Guatemala die von Ezeta beliebten Modifikationen an.

Ezeta hatte, wie der Dekan des diplomatischen Corps, Lansing B. Mizner (U. S. Minister) schreibt, erklärt, dass er die National-Versammlnng sofort berufen werde. Am 28. August begann die Zurückziehung der Truppen von beiden Grenzen. Guatemala entliess die Leute an verschiedenen Stellen. Ezeta aber führte seine Truppen erst nach San Salvador, wo er einen triumphirenden Einzug hielt und von dem hohen und niederen Pöbel, der nur und stets dem Erfolge huldigt, wie üblich bejubelt wurde!

Lächerlich ist, dass der Gesandte von Costa-Rica die Annahme dieser Friedensgrundzüge bereits am 19. August an seine Regierung

telegraphirte und dabei sagte: »Der Friede ist also unterzeichnet, ein Friede ehrenhaft für die Kriegführenden und für das diplomatische Corps.« (Diar. Ofic. de C.-R. vom 20. August.) Diese Grundzüge, die übrigens erst am 26. August angenommen waren, sind kein Friede. Ich zweifele sehr, dass es zum Abschlusse eines wahren Friedens zwischen der Regierung des Ezeta und der des Barillas überhaupt kommen wird. Und »ehrenvoll« ist dieser Pakt mit einem Ezeta auf keinen Fall. Die Schuld an diesem Misserfolge der Politik Guatemalas, welches der Welt zeigen wollte, dass Mittel-Amerika heute bereits zu den civilisirten Staaten gehört, tragen Nicaragua und Costa-Rica. Wären diese energisch für Guatemala und Honduras, d. h. für die Ehre Mittel-Amerikas eingetreten, so hätte Ezeta seine angemaasste Würde niederlegen und sich mit seinen Helfershelfern vor den Gerichten für den Mord des Menendez und zahlreicher ehrenwerther Salvadorener, die Beraubung der Staatskassen etc. verantworten müssen. Dies wäre die einzig »ehrenhafte«, eines civilisirten Landes würdige Sühnung und Beilegung des empörenden Attentates vom 22. Juni gewesen!

In einer Depesche vom 28. August bedanken sich die Gesandten von Costa-Rica und Nicaragua beim diplomatischen Corps für die »Geschicklichkeit und Ausdauer der Arbeiten des diplomatischen Corps« und feiern in ekelhaften Phrasen die Wiederherstellung eines »würdigen und ehrenvollen Friedens«. — Der Antwort der Gesandten auf diese Note fehlt zum Glücke die Unterschrift des deutschen. (Diar. Ofic. de C.-R. vom 12. September.) — Ezeta kündigte die Annahme der Friedensgrundzüge seinen Salvadorenern durch Proklamation vom 27. August an, in der er sich Divisions-General und provisorischer Präsident von Salvador — beides aus eigener Macht aber ohne jedes Recht — nennt.

Ich komme zum Schlusse. Betrachtungen, Schlussfolgerungen und Prophezeiungen auf Grund der angeführten Thatsachen zu machen überlasse ich dem Leser selbst. Ich denke, dass diese kurze Geschichte ein ziemlich klares Bild vom heutigen Kulturzustande Mittel-Amerikas giebt und will nur noch bemerken, dass eine Revolution wie die vom 22. Juni (nach meiner Ansicht) heute in Costa-Rica so unmöglich wie in Nord-Amerika oder Chile ist, dass dieselbe in Salvador und Nicaragua sich alle Tage wiederholen kann, ich das Vorkommen und Gelingen derselben in Guatemala und Honduras aber für sehr unwahrscheinlich halte.

In Salvador spielt sich nun vorläufig Alles nach dem Programme ab. C. Ezeta berief den Kongress (National-Versammlung und Senat)

von Salvador und eröffnete die Sitzungen desselben am 10. September mit einer Botschaft, in welcher er sein Programm, seine Politik entwickelte. Diese Rede war eine neue Verfassungsverletzung, da Ezeta zu derselben garnicht berechtigt war. »Die Bildung einer wahrhaft nationalen Regierung für alle Salvadorener ohne irgendwelchen Unterschied; volle Gewährung aller gesetzlichen Ansprüche; Gesetzlichkeit; Aufrichtigkeit und Würde in den auswärtigen Angelegenheiten, mit denen energisch jede Art der Einmischung, welche die Autonomie des Landes schädigen könnte, zurückgewiesen werden soll« — so fasst die »Estr. de Pan.« vom 18. September den Inhalt der Rede des Carlos Ezeta zusammen. Selbstverständlich beeilte sich der Kongress durch ein »Gesetz« seine Zustimmung zur Revolution vom 22. Juni zu ertheilen und Herrn Ezeta am 12. September definitiv zum gesetzmässigen provisorischen Präsidenten von Salvador zu ernennen. Die Wahlen für einen ordentlichen Präsidenten sind für den Dezember d. J. ausgeschrieben. Natürlich wird der Gesellschaftsretter vom 22. Juni erwählt werden. Er wird dieses Ereigniss den Regenten aller Staaten der Welt officiell anzeigen und wird sich auch unser mächtiger und edler Kaiser von Herrn Carlos Ezeta die übliche Anrede gefallen lassen müssen:

»Grande y buen amigo!«.

Sitzungsberichte,*)

zusammengestellt von H. Michow.

141. Sitzung. 3. Januar 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme werden 2 Herren angemeldet.

Auf Veranlassung des kürzlich in Hamburg gegründeten »Deutschen Nordlands-Vereines« theilt der Vorsitzende mit, dass Dr. Yngvar Nielsen, Dozent an der Universität Christiania und vorzüglicher Kenner Norwegens, einer Aufforderung jenes Vereines folgend, am 14. Januar hierselbst einen Vortrag über »Reisewege und Reiseziele in Norwegen« halten wird, und die Mitglieder der Geogr. Gesellschaft zum Besuche dieses Vortrages eingeladen sind.

Der Vorsitzende gedenkt des am 6. Dezember 1888 verstorbenen Präsidenden der Ungarischen Geogr. Gesellschaft in Budapest, Dr. J. von Hunfalvy, und giebt seiner Freude Ausdruck darüber, dass über den schon verloren geglaubten Stanley günstige Nachrichten eingelaufen seien, während das Schicksal des von jenem aufgesuchten Emin Pascha noch ganz ungewiss sei.

Der Sekretär Herr Friederichsen trägt aus einem Reiseberichte des Hamburger Dr. Stuhlmann, der zum Zweck zoologischer Forschungen sich in Ostafrika befindet, Einiges von allgemeinerem Interesse vor. Vor Allem wird darin die Bedeutung der Fischer'schen Schrift »Mehr Licht im dunkeln Welttheil« für die Klarstellung der ostafrikanischen Verhältnisse betont und im Anschluss daran vom Redner bedauert, dass in den politischen Tagesblättern die Fischer'schen Expeditionen aus Parteiinteressen unterschätzt und die thatsächlichen Leistungen derselben geradezu entstellt und gefälscht seien.

Derselbe legt eine in den Proceedings of the Royal Geographical Society in London veröffentlichte Originalkarte des Nigerdeltas vor. Diese nach den Angaben des britischen Vicekonsuls für die Oelflüsse, H. H. Johnston, angefertigte Karte verschiebe willkürlich und zwar zu Ungunsten des deutschen Besitzes die zwischen deutschem und britischem Schutzgebiet vertragsmässig festgesetzte Grenze, weil sich herausgestellt, dass der Cross-River einen andern Lauf nehme, als bei Abschluss des Vertrages angenommen sei.

Alsdann hält Herr Prof. Dr. O. Krümmel aus Kiel den angekündigten Vortrag »Ueber die Umformung der Küsten durch die Meeresströmungen«. Redner bemerkt einleitend, dass Columbus die Antillen als durch Meeresströmungen vom Festlande losgerissen erklärt habe, während nach jetziger Ansicht grosse Senkungsprozesse bei der Entstehung der Antillen als mitwirkend zu denken seien. Die Meeresströmungen könnten nur kleinere Umformungen der Küste herbeiführen. Redner unterscheidet Küstenströme, Strassenströme und Gezeitenströme. Die erstgenannten würden vornehmlich durch Winde veranlasst, die sich an den Küsten entlang bewegen und durch den Wellenschlag, den sie verursachen, die Küstengestaltung beeinflussen. So seien die Nehrungen an der Ostseeküste entstanden. Redner bespricht

*) Anschliessend an die in den Mittheilungen 1887—88 gegebenen Berichte.

ähnliche Bildungen an der französischen Mittelmeerküste, an dem Nordende der Adria, am Gestade Griechenlands und der Nordküste Afrikas, sowie an der NO-Küste Südamerikas zwischen Orinoko und Amazonenstrom. Bedeutender seien die Wirkungen der Strassenströme, die meist eine grosse Geschwindigkeit zeigten, so zwischen Schwarzem Meer und Mittelmeer, wo Bosporus und Hellespont seit dem Alterthum durch die Strömungen bedeutend erweitert resp. vertieft seien. Im Allgemeinen würden die Meeresstrassen durch die heftigen Strömungen offen gehalten und seien dem Verkehr nur förderlich. Am stärksten würden die Küsten durch Gezeitenströme beeinflusst, was vornehmlich an den britischen Küsten ersichtlich sei, deren tiefe Förden wohl der heftigen Strömung des anspülenden Wassers ihre Entstehung verdankten. Die Losreissung der Kanal-Inseln, die Küstenbildungen in der Bretagne, sowie an der Küste Neuschottlands und der Fundy-Bai in Nord-Amerika seien ähnlich zu erklären. Die Gezeitenströme beeinflussten auch das Fahrwasser in den Strommündungen, indem jede Strömung, in Luft und Wasser, auf der Nordhemisphäre nach rechts abgelenkt werde, wie Redner u. a. an den deutschen Nordseeflüssen nachweist. — Redner veranschaulichte durch Zeichnungen seinen Vortrag.

142. Sitzung. 7. Februar 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme wird 1 Herr angemeldet.

Prof. Dr. Henry Lange in Berlin hat zur Vertheilung in der Gesellschaft eine Anzahl Exemplare eines Aufsatzes eingeschickt, worin er ein in der deutschen Kolonie Blumenau in Brasilien gebildetes Aktien-Unternehmen lebhaft befürwortet, das den Zweck hat, von Blumenau aus eine Strasse über das innere Hochland nach Curitybanos zu bauen, deren Fertigstellung als eine Lebensfrage für Blumenau und dessen Hafenstadt Itajahy bezeichnet wird. Begleitet ist der Aufsatz von einer Kartenskizze, die den Verlauf der ca. 200 km lang projektirten Serrastrasse zur Darstellung bringt. Zweck des Aufsatzes ist, für jenes Unternehmen in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken.

Der Sekretär Herr Friederichsen legt die Kassa-Bilanz fürs Jahr 1888 vor (s. Mitth. d. Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1887—88 S. 323).

Dann spricht Herr Dr. C. Schrader von hier über »Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee auf Grund zweijähriger Forschungen daselbst«. Der von Deutschland in Besitz genommene Theil Neu-Guineas, den Redner in den Jahren 1886—88 bereist hat, ist zum grösseren Theil ein wildes und zerklüftetes Hochland mit wenig anbaufähigem Boden. Daneben giebt es aber auch Tiefebenen mit wasserreichen Strömen, von denen der bedeutendste der Kaiserin Augusta-Fluss ist. Derselbe ist 300 km weit für grosse Dampfer fahrbar. Auch die Küste ist leicht zugänglich. Das Land wird aber viel von Erdbeben heimgesucht, und verschiedene Vulkane sind in Thätigkeit. Das Klima ist tropisch-ozeanisch. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 27° C mit nur 4° Abweichung drüber oder drunter als extremsten Tagestemperaturen. Der Barometerstand ist sehr regelmässig; Schwankungen von 1 mm lassen schon auf bedeutende atmosphärische Störungen schliessen.

Die Insel liegt im Gebiet des NW-Monsuns, während unsers Winters herrscht der SO-Passat, während unseres Sommers NW-Wind. Schon an der Küste beträgt die Regenmenge das Fünffache von der an den norddeutschen Küsten. Nur wenige Küstenplätze, wie Finschhafen und Konstantinshafen, liegen zeitweilig im Regenschatten und haben dann längere Zeit Trockenheit. Gewitter sind sehr häufig, die Blitze sehr viel zahlreicher als bei uns, aber weniger gefährlich. Wegen des grossen Feuchtigkeitsgehaltes ist eine Lufttemperatur von über 30° C dem Europäer sehr lästig und drückend. Die Flora der Insel ist sehr üppig; das Gebirge ist mit Urwald bestanden; darin herrschen Laubholzbäume bis 45 m Höhe, deren Laubdach keinen Sonnenstrahl durchlässt; darunter finden sich dichte Bambusbestände und Schlingpflanzen. An den Flussufern wachsen Sumpfgewächse, wozu die Sagopalme gehört, und weiter ab von den Flüssen sind weite Ebenen mit 10 m hohem wildem Zuckerrohr bedeckt. Von wildwachsenden Pflanzen werden die Kokospalme, die Sagopalme und das Zuckerrohr verwerthet; angebaut werden die Yamswurzel, deren Knollen, bis 15 kg schwer, Stärkemehl liefern; ferner Tabak und die Arekapalme, deren Früchte, die Betelnüsse, allgemein gekaut werden. Die Fauna ist australisch, fast die einzigen Säugethiere sind Beutelthiere; sonst giebt es Wildschweine und eine Art Hund, der gegessen wird und ebensowenig bellt wie der australische Dingo. Junge Hunde und Schweine werden von den eingeborenen Frauen auf dem Arm getragen und gesäugt. Fremden wird beim Eintritt in ein Dorf wohl ein geschlachteter Hund als Geschenk dargebracht und dafür ein Gegengeschenk erwartet. Reicher ist die Vogelwelt; Tauben giebt es in zahllosen Arten von der Grösse eines Sperlings bis zu der einer Gans; ebenso Papageien und Kakadus; von Paradiesvögeln etwa 15 Arten; im Gebirge giebts den Kasuar, dem sehr nachgestellt wird, weil fast alle Theile seines Körpers benutzt werden: das Fell als Kopfputz, die Federkiele der Flügel als Haarkamm oder zusammengebogen als Ohrring, das Fleisch als Nahrung, die Knochen zu Griffen und Verzierungen an Waffen und anderen Geräthen. Fische giebt es in unermesslichen Schaaren und vielen Arten, mit phantastischen Formen und glänzenden Farben, besonders viel auf den Korallenbänken. Die Eingeborenen sind gewandte Fischer und haben manche sinnreiche Fangmethode ausgedacht; man kennt Fischreusen und Angelhaken, man fängt mit Harpunen oder sperrt mit Gitterwerk zur Fluthzeit Wasserflächen ab, um zur Ebbezeit die rückbleibenden Fische aufzulesen. Als Raubthiere sind Krokodile zu nennen, die aber dem Menschen nicht gefährlich werden. Eine Plage für die Europäer sind die Ameisen und Termiten. Staatliche Organisationen grösserer Art giebt es nicht, jedes Dorf ist selbständig; nur wenige Dörfer führen dieselbe Sprache, so dass die meisten Einwohner mehrere Sprachen verstehen. Die Häuseranlagen verrathen Schönheitsgefühl, und Sauberkeit herrscht überall. Die Häuser sind auf Pfählen errichtet, die oft im Wasser stehen, oder oben in den Bäumen angelegt. Die Giebeldächer sind oft mit Thürmen verziert. Ein Haus beherbergt meist, aber nicht immer, nur eine Familie. Die Bedachung besteht aus Schindeln von gespaltenen Palmblättern, bei den Europäern aus Wellblech, womit das Regenwasser aufgefangen wird. Vom Familienleben ist wenig bekannt, meist herrscht Monogamie. Der Mann geht auf die Jagd und den Fischfang, baut das Haus und das Kanu und

legt die Pflanzung an, die Frau macht die übrige Feldarbeit. Jedes Jahr wird eine neue Pflanzung angelegt und die alte verlassen. Als Waffen dienen Bogen und Pfeil, Schleuder und Wurfknittel, Lanze und Speer. Die Kleidung ist primitiv; aber ganz nackt geht man sehr selten; Frauen tragen meist einen Gürtel, dazu viel Schmucksachen aus Perlen, Muscheln, Schweinszähnen. Die Kaurimuscheln, auf Schnüre gezogen, dienen auch als Geld. Tanz und Gesang sind sehr beliebt, es tanzen aber nur die Männer, während die Frauen zuschauen. Musikinstrumente sind Trommeln und Flöten.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hat bisher nur am Ufer Niederlassungen gegründet; ausser den grösseren in Finschhafen, Konstantinshafen und Hatzfeldshafen giebt es noch einige kleinere. Ueberall aber ist es nöthig, die Eingeborenen zur Arbeit heranzuziehen und zu gewöhnen, da der Europäer körperliche Arbeit zu leisten hier nicht im Stande ist. Redner glaubt und hofft, dass die Kolonisationsarbeit, wenn auch anfangs mit Schwierigkeiten verknüpft und wenig ergiebig, unsern Nachkommen reiche Früchte liefern wird.

143. Sitzung. 7. März 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme wird 1 Herr angemeldet.

Es findet die Neuwahl des Vorstandes und des Beirathes für die nächsten beiden Jahre statt; gewählt werden: Herr Senator Adolph Hertz als Präsident, ferner als Mitglieder des Vorstandes die Herren L. Friederichsen, Emil Güssefeld, Prof. Dr. Hoche, Kapt. C. Koldewey, Senator H. Roscher und W. Westendarp; als Mitglieder des Beirathes die Herren Dr. C. Gottsche jr., F. J. H. Hansing, Konsul F. Hernsheim, Gymnasialdirektor Hess-Altona, Dr. O. Matsen, Dr. H. Michow, Dr. med. W. Oehrens, Direktor Dr. F. Wibel, J. Witt und Otto E. Westphal. — Auf Vorschlag des Vorsitzenden dankt die Versammlung den auf eigenen Wunsch aus dem Vorstande geschiedenen Herren Generalarzt Dr. Cammerer, Direktor Dr. Friedlaender, Geh. Rath Dr. Neumayer, Direktor Rümker und A. Woermann für ihr langjähriges im Interesse der Gesellschaft bethätigtes Wirken durch Erheben von den Sitzen.

Der Sekretär Herr Friederichsen berichtet darauf an der Hand der ihm von Herrn Hugo Zöller eingesandten Originalkarten über dessen jüngst auf Neu-Guinea und den Salomons-Inseln ausgeführte Reisen. — Derselbe lenkt ferner die Aufmerksamkeit der Versammlung auf eine im Saale aufgehängte, vom Forstmeister von Binzer auf Grundlage eingehender Forschungen hergestellte Karte, welche die Deichbrüche und Strömungen im Ueberschwemmungsgebiete der Elbe im Frühjahr 1888 darstellt und, von ausführlichem Text begleitet, im nächsten Heft der Mittheilungen erscheinen werde.

Darauf hält der aus Bremen als Gast anwesende Ministerresident z. D. Herr Dr. H. Schumacher den angekündigten Vortrag über »die Doradofahrten von Pizarro bis Raleigh«. (Siehe Mittheilungen d. Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1889—90, Seite 11—30 »El Dorado«).

144. Sitzung. 4. April 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme werden 5 Herren angemeldet.

Vom Ortskomitee des 8. Deutschen Geographentages zu Berlin ist eine Einladung zur Theilnahme eingegangen, welche der Vorsitzende zugleich mit dem Programm der Tagung, die vom 24. bis 26. April statthaben wird, der Versammlung vorlegt.

Alsdann hält Herr Prof. Dr. G. Wendt von hier seinen angekündigten Vortrag: »Auf den Normännischen Inseln«. (Siehe Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1889—90, Seite 31—56).

145. Sitzung. 2. Mai 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme wird 1 Herr angemeldet.

Der Vorsitzende legt das detaillirte Programm des Internationalen Geographischen Kongresses, sowie eine Einladung zur Betheiligung an einem Internationalen Zoologischen Kongresse, welche beide bei Gelegenheit der Weltausstellung in Paris geplant sind, der Versammlung vor.

Der Sekretär Herr Friederichsen berichtet über den im April in Berlin abgehaltenen 8. Deutschen Geographentag.

Alsdann hält Herr Wilh. Precht von hier den angekündigten Vortrag über »Null-Meridian und Normalzeit«. Redner führt etwa Folgendes aus: Für die Zählung der Längengrade existire nicht ein natürlicher Anfangskreis wie für die Breitengrade der Aequator. Daher die grosse Zahl von mehr als 80 Anfangs- oder Null-Meridianen, die allmählich in Gebrauch oder Vorschlag gekommen seien. In letztem Jahrzehnt habe man sich bemüht, hierin eine Uebereinstimmung herbeizuführen, woran Wissenschaft wie Weltverkehr gleichmässig interessirt seien. Geschichtlich lasse sich die Zählung der Längengrade folgendermassen zusammenfassen: Schon bei der ersten Beobachtung des Sonnenlaufes habe man durch Halbirung des Tagbogens der Sonne und durch Verbindung dieses Theilpunktes mit dem Zenith und dem unveränderlichen Himmelspol den Meridian des Beobachtungsortes geschaffen. Sobald die Kugelgestalt der Erde ausser Zweifel stand, habe man auch das Wesen des Meridianes, als der Verbindungslinie aller der Punkte, die zu gleicher Zeit Mittag haben, erkennen müssen, sowie, dass der Zeitunterschied zweier unter verschiedenen Meridianen gelegenen Punkte sich nach der zwischen den Meridianen gemessenen Bogenlänge eines Breitenkreises bestimmen lasse, indem auf den 360. Theil des Kreises der 360. Theil des vollen Tages, also 4 Minuten Zeitunterschied entfielen. Die Erweiterung des Verkehrs auf der Erde, die Erkenntniss ihrer Gestalt und Grösse und die Versuche, die bekannten Länder auf ebenen Flächen darzustellen, erforderten eine sichere Methode der Orientirung auf der Erdoberfläche. Schon die Griechen überspannten in Gedanken den Himmel mit einem Netz von Graden, und der grösste Astronom des Alterthums, Hipparch, übertrug dieses Gradnetz vom Himmel auf die Erde, und zog ausser den von Pol zu Pol laufenden Meridianen auch die Parallelkreise und schlug

die Bestimmung der Orte auf der Erde nach Länge und Breite vor, wie sie heute noch üblich ist. Indem man für die Zählung der Breitengrade den Aequator als Ausgangslinie nahm, wählte man für die Zählung der Längengrade in verschiedenen Ländern verschiedene Nullmeridiane; so in Spanien, in Portugal und bei den Arabern. Diese Zersplitterung in der Rechnung hatte weitere Zersplitterung, auch in ein und demselben Lande, zur Folge; so zählte man in Spanien nach 8 verschiedenen Meridianen, u. a. nach Madrid, Cadiz, Trinidad. Meist hatte jeder Meridian seine eigene Tageszeit, in einigen Ländern wurde im Lauf der Zeit ein mittlerer Meridian mit einer allgemein gebräuchlichen Nationalzeit eingeführt. Im Jahre 1883 wurde das System der Regionalzeiten für die Vereinigten Staaten Amerikas und für Canada maassgebend, wonach beide Länder in Streifen von 15 Breitengraden mit je einem Zeitunterschied von einer Stunde getheilt wurden. Diese Rechnung nach Stundenmeridianen hat man für die ganze Erde in Vorschlag gebracht. Von anderer Seite ist eine allgemeine Weltzeit vorgeschlagen, so dass alle Uhren auf Erden genau dieselbe Zeit zeigen sollten und zwar entweder, wie in Rom angenommen wurde, die Greenwicher Zeit, aber von Mittag bis Mittag geregelt, wie es bei der Astronomie geschieht, oder, wie in Washington angenommen wurde, die bürgerliche Zeit von Greenwich, von Mitternacht bis Mitternacht gerechnet. Diese Weltzeit soll zunächst nur für den innern Gebrauch im Eisenbahn- und Telegraphendienst in Gebrauch kommen; ob dies für den bürgerlichen Verkehr je möglich, ist zweifelhaft. Redner schliesst mit dem Wunsche, dass die einer einheitlichen Regelung sich entgegenstellenden Schwierigkeiten gehoben werden möchten, damit der gesammten civilisirten Menschheit der Vortheil der geplanten Einheitlichkeit zu Gute kommen könne.

146. Sitzung. 6. Juni 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit einem herzlichen Dank an die gesetzgebenden Körperschaften des Hamburger Staates, welche, auf ein Gesuch des Vorstandes, der Geographischen Gesellschaft zur Förderung ihrer gemeinnützigen und wissenschaftlichen Zwecke einen jährlichen Staatszuschuss von ℳ. 5000 für die nächsten 5 Jahre bewilligt haben. — Für ein dem grossen Physiker Georg Simon Ohm zu errichtendes Denkmal hat sich infolge eines von deutschen Gelehrten erlassenen Aufrufes auch im Hamburger Naturwissenschaftlichen Verein ein Komitee gebildet, und ersucht dasselbe die Gesellschaft um einen Beitrag zu jenem Zwecke. Der Vorstand hat einen Zuschuss Seitens der Gesellschaftskasse als eine statutenmässig nicht zulässige Verwendung ansehen zu müssen geglaubt, lässt aber durch den Vorsitzenden den Mitgliedern der Gesellschaft eine Betheiligung an den Beiträgen anempfehlen.

Alsdann hält Herr Ernesto Hahn von hier den angekündigten Vortrag „über eine jüngst ausgeführte Reise in die Sierra Madre von Mexico“. — Redner war von New-York 3 Tage und 3 Nächte unterwegs, bis er am 11. November 1888 in Paso del Norte die mexicanische Grenze erreichte. Auf einer Holzbrücke wurde der Rio grande überschritten und die erste Station bei einem Deutschen genommen, der seit 40 Jahren in

Mexico als Arzt ansässig hier ausgedehnte Weinberganlagen pflegt und vortreffliche Weine gewinnt. Die neue Zentral-Eisenbahn führte die Reisenden nach Chiwawa, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, wo grosse Erzschmelzen und Maschinenfabriken sich finden. Die kaufmännischen Geschäfte sind meist in Händen von Deutschen. Von hier aus wurde mit 15 Maulthieren und zahlreichen Führern nach W ins Gebirge aufgebrochen, wo man in Stationen, die von einer Minengesellschaft angelegt sind, Unterkunft fand. Der Aufstieg war beschwerlich, die Nächte kalt, die Tage heiss, dabei gab's oben viel Regen. In der Minenstadt Batoplas, schon auf dem Westabhang des Gebirges gelegen, wurde Halt gemacht und die Reisenden von dem Leiter der in amerikanischem Besitz befindlichen Silberminen gastfrei aufgenommen. Von hier aus bestiegen sie den Serro Colorado, und nachdem Proben goldhaltigen Gesteines gefunden waren, wurden Schmelzöfen aufgestellt und Gesteinsproben von den verschiedensten Stellen untersucht. Das Edelmetall ist sehr ungleich vertheilt. In zahlreichen Silberminen wird gediegenes Silber gefunden, auch Kupfererze werden gefördert. — Weiter wandten sie sich der pacifischen Küste zu, auf sehr gangbarem Boden, aber durch menschenleere Einöden, bis sie im Städtchen Choix freundliche Aufnahme in einem Privathause fanden. Von hier gings über El Fuerte nach Alamos und von hier durch das Gebiet der Mayos-Indianer zu einer Station der Sonora-Bahn, auf der die Reisenden die South-Pacific-Bahn wieder erreichten, die sie nach San Francisco führte.

Daran schloss sich ein Vortrag des Herrn Otto E. Ehlers „über seine Erlebnisse in Ostafrika und seine Besteigung des Kilimandscharo." — Von Sansibar aus ging Redner auf Kosten und Veranlassung der Ostafrikanischen Gesellschaft nach Moschi, einer Station der Gesellschaft am Fusse des Kilimandscharo. Sowohl die Beschaffung der nöthigen Träger, wie auch vielfache thatkräftige Unterstützung auf der Reise verdankte er den englischen Behörden und Missionen. Mit 80 Trägern wurde am 17. September 1888 von Mombas ins Innere aufgebrochen. Die Träger waren theils mit Vorderladern, theils mit Speer und Bogen bewaffnet; sie trugen ausserdem Tauschwaaren, als Draht, Zeug, Perlen u. a. In Taweta erschien zuerst der Kilimandscharo. Auf dem Wege dahin war der Reichthum an Wild auffallend, als Zebras, Büffel, Gnus, Giraffen, Strausse, Hyänen, vereinzelt Elefanten. In Taweta begegnete man der Expedition des Grafen Teleki, die von N kam und grosse Massen Elfenbein mit sich führte. Nach einigen Tagen guter Pflege gings weiter nach W, wo die Expedition statt der gefürchteten Massai bald Leute des befreundeten Sultans Mandara antraf. Letzterer residirt in Moschi, einem von den 17 kleinen Negerstaaten, die am Südfusse des Bergriesen liegen. Der Sultan wurde durch Geschenke in beste Stimmung versetzt und schickte am 27. Januar, dem Geburtstage des deutschen Kaisers, nach der Station, wo die Expedition Quartier bezogen hatte, 200 seiner Krieger, die durch Aufführung von Kriegstänzen die Feier des Tages erhöhen mussten. — Die Wadschagga — Stammesname dieser Negervölker — gehören zu den Bantu-Negern. Sie wohnen in bienenkorbähnlichen Hütten, mit Schilfgras bedeckt, und theilen die Behausung mit ihren Hausthieren, Ziegen und Schaafen. Waffen, Haus- und Ackergeräthe sind sorgfältig und geschmackvoll gearbeitet. Neben den Hütten stehen Vorrathshäuser auf hohen Pfählen; eine Hecke aus Drachenbäumen umschliesst

das Ganze. Zum Kriege bewaffnen sie sich mit Schild und Speer und schmücken das Haupt mit einer Krone aus Adlerfedern oder einer Perrücke aus Affenfell, den Leib mit einer Schürze aus Affenfell, an der sie ein eisernes Schwert tragen, und die Beine an Knieen und Knöcheln mit klingenden Glöckchen. In dem stark erweiterten rechten Ohrläppchen tragen sie Pfeifen und Trinkgefässe. Sonst tragen sie nur ein dreieckiges Stück Ziegenfell auf dem Rücken. Die Frauen und Mädchen tragen nur mehrere fingerdicke Perlschnüre um Hals und Lenden mit einem Zeuglappen in der Grösse eines Kartenblattes. Das Haar wird kurzgeschoren; an Hand- und Fussgelenken schmücken sie sich mit Ringen. Es herrscht Vielweiberei, aber jede Frau führt ihren eignen Hausstand. Die Männer heirathen nicht unter 20 Jahren; die Frau wird von dem Vater erkauft und dann durch Freunde des Mannes gewaltsam aus ihrem väterlichen Hause entführt. Zwei Wochen lang wird zur Hochzeitsfeier Tembo, d. i. ein aus Hirse bereitetes, berauschendes Getränk, genossen und getanzt. Bei Todesfall wird der Leichnam, dessen Ohren mit Gras verstopft werden, in einem in der Hütte 1 m tief gegrabenen Loche verscharrt. Nach einem Jahre wird das Loch geöffnet und die Gebeine zerstreut, nur der Schädel in einem heiligen Heine auf einen Zweig gesteckt, und zwar so, dass die Gesichtsseite dem Kilimandscharo zugekehrt ist. Diesem Schädel wird in Krankheitsfällen geopfert und er um Heilung des Kranken angefleht. Kinder und gefallne Krieger werden nicht begraben, sondern nur unter Blätter verscharrt. Der Sultan Wandara ist intelligent und witzig und weiss sein Volk mit Klugheit zu regieren. Der Kilimandscharo ist nicht schwer zu besteigen, aber schwierig sind Träger zu beschaffen, die das nöthige Zelt durch den Schnee schaffen; auch sind 5 nebelfreie Tage dazu nöthig. Redner bestieg den Berg von der Nordseite in Begleitung des Dr. Abbott von der britischen Mission. In der Höhe des Montblanc wurden Zelte aufgeschlagen und die Nacht zugebracht; die Träger litten sehr unter dem Schnee. Der Morgen war wolkenlos bei 2° Kälte; um 9 Uhr brach man auf nach dem Kibo-Gipfel, aber ein Schneefall liess die Träger zusammenbrechen, und sie mussten zurückgeschickt werden. Redner blieb mit Dr. Abbot allein im Zelt; sie erreichten am 3. Tage eine Höhe von 17 200 Fuss, wo Dr. Abbot zurückblieb, während sein Begleiter weiterstieg und in einer Höhe von 19 300 Fuss plötzlich (?) am Rande eines alten Kraters stand, der etwa 2 km Durchmesser hatte. Das Innere desselben war ausgefüllt und mit Schnee bedeckt. Drohende Wolken geboten die eilige Rückkehr. Zur Höhe von 16 000 Fuss trafen die beiden Gefährten im Schnee auf frische Spuren von Elefanten, Antilopen und Büffeln. Im Februar erhielt Redner in Folge der weitern Ausdehnung des Aufstandes Befehl, zur Küste zurückzukehren, wo er mit Dr. Abbot und vielen Trägern glücklich eintraf. — Zahlreiche ethnographische Gegenstände aus dem Sultanat Moschi veranschaulichten den Vortrag.

147. Sitzung. 10. Oktober 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme werden 8 Herren angemeldet.

Der Vorsitzende widmet dem jüngst verstorbenen Herrn Dr. O. Matsen ehrende Worte der Erinnerung. Derselbe ist viele Jahre Mitglied des

Beiraths der Gesellschaft gewesen und hat als Vorsteher der Commerzbibliothek vielfach Gelegenheit genommen, die wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft litterarisch zu unterstützen. — An Stelle des Verstorbenen wird Herr Seminardirektor Mahraun in den Beirath gewählt. —

Der Vorsitzende beantragt im Auftrage des Vorstandes, zur Bewältigung der Sekretariatsgeschäfte die Anstellung einer besoldeten Hilfskraft, vorläufig auf ein Jahr, zu genehmigen und bringt für dieses Amt Herrn Dr. Michow in Vorschlag. Die Anstellung wird von der Gesellschaft genehmigt und dem Genannten auf Grund eines Seitens des Vorstandes mit demselben vereinbarten Kontraktes jenes Amt vorläufig auf ein Jahr übertragen.

Im Anschluss hieran beantragt der Vorsitzende im Namen des Vorstandes, die Gesellschaft möge den Vorstand ermächtigen, litterarische Beiträge, auch hiesiger Mitglieder, zu den Mittheilungen der Gesellschaft in üblicher Weise honoriren zu dürfen, ohne, wie bisher nöthig, im einzelnen Falle einen Beschluss der Gesellschaft herbeiführen zu müssen. Die Versammlung beschliesst demgemäss.

Der Sekretär Herr Friederichsen hebt von den vielen während der Ferien eingegangenen litterarischen Werken folgende namentlich hervor: als werthvolles Geschenk des Verfassers Fr. Jeppe, dessen Karte der Südafrikanischen Republik im Massstabe 1 : 1 000 000 (Map of the Transvaal or S. A. Republic by Fr. Jeppe, Pretoria 1889); ferner das letzte Heft der »Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland«, welche soeben, weil von Seiten des Reichs ihr die bisherige Unterstützung entzogen ist, sich aufgelöst hat, aber in jenem letzten Hefte noch interessante Berichte und Karten des verstorbenen Reisenden E. R. Flegel bietet. — Zu dem von der Direktion der Deutschen Seewarte herausgegebenen »Handbuch für Führer von eisernen Schiffen« betitelt: »Der Kompass an Bord« bemerkt Herr Kapitän Koldewey, dass es eine der Hauptaufgaben der Seewarte sei, die Gesetze der Abweichung des Kompasses auf eisernen Schiffen zu studiren und ihre Beobachtungen für den Schiffsverkehr nutzbar zu machen. Die Herausgabe habe sich verzögert, weil in dem letzten Jahrzehnt sowohl in der Konstruktion der Kompasse viel geleistet sei, als auch in Folge vieler Neubauten in eisernen Schiffen manche neue Gesichtspunkte für das Studium der Abweichung gewonnen seien. In seinen 3 Abtheilungen gebe das Buch: 1, Allgemeines über den Magnetismus, mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen, 2, die Theorie der Kompasskonstruktion, welche besonders in Deutschland so grosse Fortschritte aufzuweisen habe, dass die bei uns verfertigten Kompasse, besonders die Fluidkompasse, den besten auswärts verfertigten überlegen seien, 3, die Gesetze der Abweichung des Kompasses, wie sie die Erfahrung und Beobachtung auf den Kauffahrteischiffen lehre. Die dem Kompassbuche beigegebenen Karten beruhten ebenfalls auf einem reichen Material erd- und weltmagnetischer Beobachtungen, deren Sammlung das grosse Verdienst des Herrn Prof. Neumayer sei. Die Herausgeber geben sich der Hoffnung hin, dass die Benutzung des Buches der Sicherheit des Seeverkehrs förderlich sein werde.

Es folgt der Vortrag des Herrn Prof. C. Arendt vom Orientalischen Seminar in Berlin über »Peking und die Westlichen Berge. Stadt- und Landschaftsbilder aus dem Nördlichen China«. (Siehe Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1889—90, Seite 57—96.)

148. Sitzung. 7. November 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme werden 7 Herren angemeldet.

Der Sekretär Herr Friederichsen erhält zunächst das Wort. Derselbe nimmt Bezug auf die aus Zentral-Afrika in letzter Woche eingelaufenen und durch die Tagesblätter hinreichend bekannt gewordenen, zum Theil erschütternden Nachrichten über den Untergang der Peters'schen Emin-Pascha-Expedition, wie über die durch das siegreiche Vordringen der Mahdisten nothwendig gewordene Rückkehr Emin Pascha's und Stanley's nach der Küste. Redner hält es für angezeigt, die Ereignisse zu rekapituliren, welche dieser Katastrophe vorangegangen sind, und welche Anstrengungen von Europa aus gemacht sind, um derselben vorzubeugen. Redner geht zurück bis zum Auftreten Emin's in Aegypten und seiner Einsetzung als Gouverneur der egyptischen Aequatorialprovinz in Lado am Nil. Hier traf ihn Dr. Junker 1883, in Folge des Mahdisten-Aufstandes bereits ganz vom Auslande abgeschnitten; beide mussten vor den Mahdisten nach Süden weichen, und Wadelai unweit des Albert-Sees blieb seitdem Emin's Residenz. Die Unzufriedenheit seiner Leute und ihr Missmuth nahmen allmählich zu, und als in 1886 Dr. Junker von Emin schied, war des Letzteren Lage schon sehr misslich. Dies erhellt aus einem sehr interessanten Briefe Dr. Junker's, den Redner theilweise verlas. Bekanntlich war eine Expedition zunächst zur Befreiung Dr. Junker's unter Führung des Dr. Fischer mit Unterstützung der hiesigen Geographischen Gesellschaft ausgesandt worden. Dr. Junker hatte davon erfahren, und als er selber sich noch in Buganda am Victoriasee aufhielt, um Stoffe für Emin zu beschaffen, schrieb er ebendaselbst jenen Brief am 10. Juli 1886 in der britischen Missionsstation und schickte denselben dem Dr. Fischer durch einen Boten entgegen; darin sprach er die Sehnsucht nach dem Kommen Dr. Fischers aus, besonders im Interesse Emin's, denn dessen Erscheinen werde allein im Stande sein, bei den Leuten Emin's den Muth und die Zuversicht neu zu beleben. Es ist bekannt, dass Fischer's Expedition fehlschlug und Dr. Junker bald darauf allein heimkehrte. — Redner berichtet dann über die verschiedenen Versuche, welche gemacht wurden, um Emin Pascha thatkräftige Hilfe zukommen zu lassen, vor Allem die Gründung des »Emin-Relief-Committee« in England und die durch dasselbe erfolgte Aussendung Stanley's, der den Weg zu Emin glücklich fand, ferner über die Unterhandlungen des Königs der Belgier mit Wissmann zu gleichem Zweck; über die Gründung eines deutschen Emin-Pascha-Komitees in Wiesbaden im September 1888, sowie eines Zweig-Komitees in Hamburg, welch letzteres seine Betheiligung an einem Aufruf zu Gunsten einer Emin-Pascha-Expedition glaubte ablehnen zu müssen, weil einestheils die ganze Einleitung des Unternehmens unpraktisch schien, anderntheils damals gerade der Aufstand der Araber an der Ostküste Afrikas seinen Anfang nahm. — Redner spricht auf Grund der hier und in Berlin eingetroffenen Depeschen die Ueberzeugung aus, dass Emin Pascha sich im Gefolge Stanley's befinde. Im Uebrigen ist er der Ansicht, dass durch das Vordringen der Mahdisten nach Süden die von allen Seiten unternommene Kultivirung Zentral-Afrikas sehr in Frage gestellt sei, da die wenigen heidnischen Staaten, welche im Nilseengebiet jetzt noch

zwischen den Mahdisten im Norden und den Arabern im Süden eine Scheidewand bilden, kaum ein nachhaltiges Hinderniss der Vereinigung jener beiden mohammedanischen Faktoren bilden würden.

Alsdann erhält das Wort Herr Dr. Paul Ehrenreich aus Berlin zu dem angekündigten Vortrage: »Quer durch Brasilien«. Redner hatte an der zweiten Expedition Dr. v. d. Steinen's nach dem Oberlauf des Schingu in 1887 bis 1888 Theil genommen und will nun von einer eigenen Expedition berichten, die er im Anschluss an jene Schingu-Expedition selbständig von Cujabá aus über Goyáz zum Araguaya und diesen hinab zum Tokantins bis nach Pará unternommen hat. Redner führt Folgendes aus:

Der einzige grosse geographische Erfolg, den die Wissenschaft in diesem Jahrhundert in Brasilien davontrug, war die erste Befahrung des Schingu auf der ersten Expedition Dr. v. d. Steinen's in 1884. Besonders wurde auch die Ethnologie durch dieselbe gefördert, indem man Völkerstämme entdeckte, die noch im Steinzeitalter lebend, weder von der Existenz des weissen Mannes, noch von dessen Hausthieren oder Kulturpflanzen etwas ahnten. Es ergaben sich neue Gesichtspunkte für die gegenseitigen Beziehungen der Indianerstämme Südamerikas, und was die erste Schingu-Expedition schon gelehrt hatte, wurde durch die zweite nur bestätigt, dass im Innersten Brasiliens am oberen Schingu grosse Karibenvölker leben, die als die Stammvölker der bekannten Kariben Guayanas anzusehen sind. Die weite räumliche Lücke zwischen diesen beiden Völkern gleichen Stammes zu durchforschen und vielleicht eine ethnologische Verbindung beider herzustellen, war meine Aufgabe. Am 17. Mai 1888 brach ich von Cujabá auf nach Goyáz, begleitet von einem brasilianischen Soldaten und zwei Deutschbrasilianern, die schon bisher unsere Gefährten gewesen waren. Wir erstiegen bald den Westrand der grossen, 700 Meter ansteigenden brasilianischen Hochebene, die, wie der uferlose Ozean, durch ihre Einförmigkeit imponirt, meist grasbewachsene Campos mit Galeriewäldern an den Flussläufen. Nur wenige Militärstationen finden sich als menschliche Wohnungen bis zum Araguaya. Der Weg führt durch endlose Wildnisse in einem grossen südlichen Bogen über Torres do Rio Bonito jenseits des Araguaya. Die verfallenen oder zur Gewinnung der Nägel von Indianern zerstörten Brücken erschweren das Fortkommen. Wir überschritten den 100 Meter breiten Araguaya, dessen Quellgebiet ganz unbekannt ist. Arm an Lebensmitteln ist die Gegend wie keine zweite Brasiliens; Futter für die Thiere ist nicht zu beschaffen. Zudem befiel unsere Thiere eine von Paraguay aus hierher verbreitete Seuche, die in der Lähmung der Extremitäten besteht und die Durchführung unseres Unternehmens plötzlich ganz in Frage stellte. Zum Glück genasen die meisten Thiere wieder. Nach Goyáz hin erhebt sich die Ebene terrassenförmig zur Wasserscheide zwischen Parana im Süden und Araguaya im Norden; Ansiedlungen werden häufiger. Am 10. Juli zogen wir in die Hauptstadt der innersten brasilianischen Provinz Goyáz ein, nachdem wir acht Tage früher den uns begleitenden Soldaten an einer Krankheit verloren hatten. Villa boa de Goyáz ist eine altberühmte Goldgräberstadt; sie besteht, wie alle brasilianischen Binnenstädte, aus einem grossen freien Platz, um den Kirche, Rathhaus und Gefängniss gruppirt sind, umgeben von schlecht nivellirten, nicht beleuchteten, hier ausnahmsweise gepflasterten Strassen und weissgetünchten einstöckigen Häusern

mit Marienglasfenstern und dürftiger Ausstattung im Innern. Die Stadt hat gute Postverbindung mit Rio, zehn Mal im Monat kommt ein Postreiter von der nächsten Eisenbahnstation, die von Rio in drei Tagen per Bahn, von Goyáz in vierzehn Tagen zu Pferde erreicht wird. Europäische Artikel sind natürlich theuer, sehr billig aber Lebensmittel. Es giebt dort eine vortreffliche öffentliche Bibliothek und ein ebenso gut eingerichtetes Observatorium, vortrefflich redigirte Tagesblätter, überhaupt auffallend viele gebildete Leute, manche auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig. Man hofft viel von der Zukunft, denn zwei amerikanische Kompagnien stehen mit der Regierung in Unterhandlung und bezwecken die Schiffbarmachung des Tokantins und des Araguaya bis nahe bei Goyáz und die Kolonisirung dieser mineralreichen Gegenden.

Am 31. Juli brachen wir auf nach N; am 6. August erreichten wir bei Leopoldina wieder den Araguaya, dem wir uns nun für viele Wochen anvertrauten. Er ist schon ein mächtiger Strom, der seit 1869 mit einem kleinen Dampfer befahren wird, den man damals auf Ochsenkarren 100 Meilen weit von Cujabá herschaffte. Dieser Dampfer schleppt besonders die von Pará kommenden, mit Salz, dem wichtigsten Importartikel, beladenen Böte flussaufwärts 1200 km bis Leopoldina, nachdem dieselben die Stromschnellen im Unterlauf des Tokantins und Araguaya glücklich passirt haben. Wir benutzten denselben Dampfer auf seiner Thalfahrt durch eine Anfangs einförmige Scenerie mit dichten Uferwaldungen und seltenen Durchblicken nach den hinterliegenden Campos. Auch das Thierleben ist nicht sehr reich, ab und zu ein Alligator auf den Sandbänken, ein Riesenstorch und kleine Sumpfvögel am Ufer, in den Lüften das Gekreisch des prächtigen blauen Aráras; nur im Flusse selber zahlreiche Fische und Süsswasserdelphine. Unter 13° S theilt sich der Strom und bildet eine flache, bis 8½° S reichende Insel Bananal, die wir links umfahren. In dieser Region interessirte uns am meisten das noch unverfälschte Indianerleben. Hier leben in fliegenden Lagern am Ufer die Karajahis, Jagd und Fischfang treibend, weiter landeinwärts die von jenen gefürchteten Chavantes und Kayapos. Jene Karajahis verkehren zwar seit Jahrzehnten mit den Brasilianern, halten sich aber streng von ihnen geschieden in nationalen Gewohnheiten und sozialer Stellung. Daher sind sie bisher von ansteckenden Krankheiten verschont geblieben, mit Ausnahme der Tuberkulose; auch dem Alkohol huldigen sie nicht. Bewundernswerth sind ihre Moralität und ihr inniges Familienleben, und herzlich dankbar sind sie dem Kapitän jenes kleinen Dampfers, der mit feinem Taktgefühl sie richtig zu nehmen weiss und das gute Einvernehmen zwischen ihnen und den weissen Eingewanderten aufrecht zu erhalten bestrebt ist. Sie versorgen den Dampfer mit Holz und erhalten Messer, Beile und Glasperlen. Ihre Bekleidung besteht einzig in rothen Pulswärmern und Schnüren mit Quasten an den Kniegelenken. Oft kamen sie zu uns an Bord, oder wir übernachteten am Ufer und verbrachten die Nacht an ihrem Wachtfeuer. Bei Santa Maria unter 7½° S wird die Dampferfahrt in der Trockenzeit durch einen Katarakt unterbrochen; wir wurden also auf einem Salzbote, einem Sechzehnruderer, weiter befördert.

Der Dienst der Rudermannschaft ist militärisch geregelt, weil die geringste Unachtsamkeit beim Passiren der Stromschnellen das Boot ge-

fährden würde. Auffallend ist hier und flussabwärts die bittere Armuth der civilisirten Ansiedler, nur von den Indianern sind Lebensmittel zu erhalten. Viele Stromschnellen sind hier zu passiren in engen Kanälen, in denen das Wasser mit heftigster Strömung die Steinbarrieren durchbricht. Wir besuchten die Karajas, die auch hier, wie jene Karajahis, mit den Kayapos in Feindschaft leben, uns aber gut aufnahmen und sogar Festlichkeiten für uns veranstalteten. Wir waren die ersten Weissen, die bei ihnen übernachteten. Im Unterschiede von jenen friedlich gesinnten Karajahis sind diese Karajas ganz unabhängig und kriegerisch, stets in voller Kriegsrüstung, mit Lanze und Keule, oder mit Bogen und Pfeil bewaffnet, abenteuerlich bemalt am ganzen Körper, mit herrlichem Federschmuck auf dem Kopfe. Sie leben in reinlichen, wohnlichen Hütten, die zu Strassen angeordnet sind. Lebensmittel im Ueberfluss schaffen sie herbei, wie Maniokwurzeln, Bananen, Bataten, Palmnüsse, Fische, Schildkröten und besonders Hühner, die sie selber nicht essen. Die Dörfer wimmeln von gezähmten Thieren aller Art: Straussen, Hühnern, Reihern, Affen, Hunden, Schweinen, Tapiren und Krokodilen, letztere festgebunden in Tümpeln. Die Weiber weben, spinnen, kochen und flechten; sie tragen eine grosse Bastschürze, ausserdem, wenn unverheirathet, rothe Manschetten und Kniebänder, in den Ohren Rohrstäbe; auf den Backen sind Alle ringförmig tätowirt, das nationale Abzeichen der Karajas. Die Zierde der Männer ist ein grosser Pflock in der Unterlippe und Federrosetten im Ohre. Glasperlen tragen Alle um den Hals gewunden. Körpermessungen und Photographien wurden hier, wie immer, reichlich von uns genommen und Vokabularien angelegt. — Nach einigen Tagen Fahrt kamen wir zu der Stromschnelle von S. Miguel, durch deren engen Schlund von 15 km Länge wir in 30 Minuten durchflogen; ähnliche Schnellen waren viele zu passiren, dazwischen auch die berühmte Insel der »Martyrios«. Hier sollten die Marterwerkzeuge Christi in einen Fels eingehauen sein, die den Goldsuchern des 17. und 18. Jahrhunderts den Weg gewiesen zu den Goldminen der Araës. Wie unsere Untersuchung zeigte, handelt es sich um einen herrlichen Zeichenfelsen mit den Emblemen der Karajas, sowie Thier- und Menschenbildern. — In der Cachoeira grande, dem »Grossen Katarakt«, liefen wir auf einen Felsen und retteten mit Noth das Leben und das Gepäck. An einer durchaus unfahrbaren Stelle musste das ganze Boot an Seilen zu einem Seitenarm des Flusses hinabgelassen werden. Allmählich erhält der Fluss einen ruhigeren Lauf, er wird breiter, die Ufer flacher, und am 8. Oktober erreichten wir die Einmündung des Tokantins, der von hier an seltsamer Weise dem Hauptfluss seinen eigenen Namen verleiht. Hier ist der Nordabfall des brasilianischen Tafellandes, die Campos schwinden, Urwald bedeckt das ganze Land, von Riesenpalmen überragt, von Lianen durchschlungen; von jenen liefert die stattlichste die bekannten Paranüsse. Aber noch einmal kam eine lange Reihe Katarakte uns in den Weg, von denen der gefährlichste der von Itaboca ist, an welchem die Passagiere stets über Land vorübergeschafft werden. Auch wir mussten mit unserm Gepäck über Land und unterhalb des Kataraktes andere Böte besteigen und auch in diesen noch neue Gefahren bestehen. Endlich am 13. Oktober langten wir in dem gastlichen Geschäftshaus von Praja grande an. Während wir hier den Para-Dampfer erwarteten, machten wir in der Umgegend ethnologische

Studien. Konstatirt wurde die Existenz mehrerer noch im Steinzeitalter hier lebender Tupi-Stämme, sowie eines Kariben-Stammes, der den Bakairis des oberen Schingu sehr nahe steht und das Bindeglied zu den Kariben bildet. — Die grossartigste Palmenlandschaft schliesst hier die Gewässer ein; zahlreiche Kautschukhändler haben in ihr ihre Sammelhäuser auf Pfählen errichtet. Endlich schwinden die Ufer ganz, und vier deutsche Meilen breit strömt der Tokantins dem Ozean zu. — Unzweifelhaft wird die Wasserstrasse des Araguaya sich einmal der Kultur öffnen, ob aber die beiden Kompagnien, von denen bei Goyáz die Rede war, dies zu Stande bringen werden, ist mehr als zweifelhaft, da die Schiffbarmachung der Flüsse unmöglich ist und das Kataraktengebiet nur mit einer Eisenbahn zu umgehen wäre. Viel früher werden aber die zentralen Theile bei Goyáz durch die Eisenbahn mit der Ostküste verbunden sein. Jedenfalls wäre mit der Eröffnung der nördlichen Wasserstrasse der eingeborenen Bevölkerung ein schneller Untergang bereitet.

149. Sitzung. 5. Dezember 1889.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme werden 6 Herren angemeldet.

Der Sekretär Herr Friederichsen erhält das Wort, um im Anschluss an die durch die Tagesblätter hinreichend bekannt gewordenen Vorgänge in Ostafrika eine Begrüssung der in Sansibar eingetroffenen Herren Stanley und Emin Pascha Seitens der Gesellschaft zu beantragen. Dieselbe möge in einem Telegramm bestehen, in welchem beiden Herren bei ihrer glücklichen Rückkehr aus ihrem schwierigen Arbeitsfelde der ehrerbietigste Gruss der Gesellschaft geboten werde. Nachdem noch der Vorsitzende den Antrag befürwortet, wird derselbe per Acclamation angenommen. — Herr Friederichsen legt sodann das eben erschienene letzte Heft der Mittheilungen der Gesellschaft (1887—88, Heft 3) vor und bemerkt dazu, dass die zu Dr. Stuhlmann's Reisebericht gehörige Karte nachgeliefert werden solle, weil Redner behufs Erlangung zuverlässigen Materials erst die auf astronomischen Aufnahmen beruhende Baumann'sche Karte des äquatorialen Ostafrika abgewartet habe und demnächst jene noch fehlende Karte fertig stellen werde. — Derselbe legt ein interessantes, der Gesellschaft von Seiten des Herrn Professor Davidson in Washington übersandtes Geschenk vor, nämlich ein photographisches Bild des westlichen gebirgigen Theiles der amerikanischen Union. Dasselbe ist von einem Relief genommen, welches jenen Theil der Union in der ganzen Ausdehnung von der Fuka-Strasse im Norden bis Los Angeles im Süden mit Einschluss der Unebenheiten des angrenzenden Meeres körperlich darstellt, und auch in dieser Nachbildung überraschend wirkt.

Der Vorsitzende begrüsst alsdann den aus Südafrika nach mehrjähriger Abwesenheit heimgekehrten Herrn Eduard Lippert von hier, welcher sich alsbald nach seiner Rückkehr bereit erklärt hat, über das in neuester Zeit so hoch interessant gewordene Transvaal-Gebiet aus eigener Anschauung der Gesellschaft einen eingehenden Bericht zu erstatten.

Herr Eduard Lippert bemerkt einleitend, er wolle nicht sowohl die politischen und geographischen, resp. geologischen Verhältnisse des

Landes, als vielmehr die geschäftlichen Verhältnisse erörtern, welche bereits jetzt dem Lande eine phänomenale Entwickelung verheissen, an der auch dem deutschen Handel ein reiches Feld der Bethätigung vorbehalten zu sein scheint. Die fiskalischen und bureaukratischen Neigungen der britischen Kapkolonie zwangen bekanntlich die holländischen Bauern in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts zur Auswanderung nach Norden, wo dieselben den Oranje-Freistaat, die Natal-Kolonie und später den Transvaal-Freistaat, jetzt offiziell die »Südafrikanische Republik« genannt, gründeten. In Natal mussten sie bald den Engländern weichen, und als in 1877 der Transvaal-Staat durch Kriege mit den Eingeborenen erschöpft war, annektirten die Engländer denselben unter dem Vorwande, dass ihre Kolonien wegen der Ohnmacht des Transvaal durch die benachbarten Eingeborenen bedroht seien. Die Engländer behielten das Land bis 1881, wurden dann aber durch einen Bauernaufstand wieder vertrieben, und im Londoner Protokoll von 1884 wurde die Unabhängigkeit des Landes anerkannt, mit der einzigen Einschränkung, dass etwaige Verträge des Landes mit auswärtigen Mächten der Zustimmung Englands bedürften und die Engländer selber die Rechte der meist begünstigten Nation erhielten. Der Träger dieser Politik, der Präsident Krüger, hat durch sein erfolgreiches Wirken für die Unabhängigkeit des Landes sich nicht nur den Ruhm eines patriotischen Staatsmannes, sondern auch eine verdiente Machtstellung im Lande erworben. Sein Land unabhängig zu machen von England und von dessen Kapital ist die Richtschnur seines Handelns, daher die Begünstigung solcher Einwanderer, die vom Kontinente Europas kommen, wie Holländer und Deutsche, bei Ertheilung von Konzessionen zu geschäftlichen Unternehmungen, dementsprechend auch die Eisenbahnpolitik des Präsidenten. — Der natürliche Hafen des Landes ist Lorenzo Marques an der Delagoa-Bai, dessen Verbindung mit Transvaal durch eine Eisenbahn der Präsident erstrebt hat. Die 45 engl. Meilen lange Strecke bis zur Grenze von Transvaal ist vollendet, die Fortsetzung der Bahn nach Pretoria ist von einem deutsch-holländischen Syndikat in Angriff genommen und bietet keine technischen Schwierigkeiten bis Johannisburg, dem Mittelpunkt des Goldminendistriktes, auf dem ca. 6000 engl. Fuss hohen Plateau, dem sogenannten „Hochfeld“. Von der Fertigstellung dieser Bahn wird die Erschliessung des Landes erhofft, und dies Ziel zu erreichen, hatte der Präsident ebenso mit der Unwissenheit und den Vorurtheilen seiner Landsleute zu kämpfen, wie gegen das Andrängen der Minenbevölkerung, welche eine schneller herzustellende Verbindung mit der Küste verlangte; mit Schlauheit und List und diplomatischem Geschick hat er das Interesse seines Landes auch gegen die Vertreter der Kapkolonie erfolgreich vertheidigt. Ist das Zustandekommen dieser National-Eisenbahn erst gesichert, dann werden weitere Bahnen kreuz und quer das Land durchschneidend entstehen. Nach der Verfassung, aber nur auf dem Papiere, steht über dem Präsidenten ein Volksrath von ca. 40 Bauern, gewählt von solchen, die mindestens 10 Jahre lang als Ansiedler eingetragen sind; neuerdings besteht die Absicht, auch den Neu-Eingewanderten Einfluss bei der Wahl zum Volksrath zu gewähren. Der Charakter jener Bauern ist dem der norddeutschen zu vergleichen, doch findet man in den weniger abgelegenen Gebieten bei jenen mehr Intelligenz, im Uebrigen haben sie wie diese Abscheu vor Abgaben und Schreibereien, sind rechthaberisch und prozessüchtig, aber auch zuthunlich und gastfrei,

aber nur den Engländern gegenüber zurückhaltend und abstossend; auch ist ihr Blut nicht rein holländisch, viel französisches, portugiesisches und deutsches Blut mit jenem gemischt; im Ganzen macht besonders die jüngere Generation einen recht günstigen Eindruck. Die Regierungsmethode ist der Entwickelung des Landes günstig gewesen. Man liess die Einwanderer gewähren, der Staatssäckel füllte sich, Leben und Eigenthum ist überall gesichert, Ruhe und Ordnung herrscht auf allen Goldfeldern; die feierliche Abendstille daselbst liess einen kalifornischen Goldgräber sich eher im Bereich einer Missionsstation als inmitten einer Goldminenstadt wähnen. Eine unabhängige Rechtsbank spricht schnell und billig Recht, und die Minengesetzgebung ist der des Kaplandes voraus. Betreffs der Zukunft des Landes aber, meint Redner, sei eine engere staatliche Vereinigung der südafrikanischen Gebiete zu einem Staatenbunde unabweisbar; doch sei dieselbe ausgeschlossen, so lange Präsident Krüger an der Spitze des Transvaal-Staates stehe. — Redner schildert dann seine Reise statt vieler, die von Kapstadt nach den Goldfeldern. Bis Kimberley gings schnell per Bahn, dann in schwerfälliger Postkutsche, von 12 Thieren gezogen, mit 20 Personen, vielem Gepäck und Briefschaften beladen, mehrere Tage durch völlige Einöde, immerhin mit einer Geschwindigkeit von 1½ deutschen Meilen pro Stunde, mit einem Aufenthalt von ¼ Stunde für die Mittagsmahlzeit bei schlechter Verpflegung und einer Nachtruhe nur im Winter von 3—4 Stunden in schmutzigen Bauernhäusern; die Landschaft ist im Sommer mit hohem Gras bewachsen, das im Winter völlig abstirbt, im Sommer die Wege schlecht und die Brücken über die Flüsse weggerissen, im Ganzen aber eine erträgliche Fahrt und nur selten ein Unfall zu beklagen. So gelangt man über Potchefstroom, meist ansteigend bis auf das 6000 engl. Fuss hohe Plateau nach Johannisburg, wo vor 3 Jahren nur einige niedrige Binsenhütten der wenigen Goldgräber, jetzt eine volkreiche Stadt mit grossstädtischem Getriebe. Johannisburg hat 20 000 weisse Einwohner, 2 Theater, einen ständigen Cirkus, eine stark besuchte Börse, Kirchen aller Konfessionen, geräumige Hotels und glänzende Läden, meist 2stöckige Häuser mit kolossalen Miethspreisen (Redner zahlte für 3 kleine Zimmer 1000 ℳ. Miethe per Monat), schöne Gärten, überhaupt allen Komfort einer mindestens 5 mal grösseren europäischen Stadt. Die Preise der Lebensmittel (z. B. 1 ℔ Butter 8 Mark) sind entsprechend dem schwierigen Transporte, da alle Konsum-Artikel per Ochsenwagen (6000 ℔ für je 16 Ochsen) von Kimberley oder Natal hingeschafft werden; sowie auch alles Material an Maschinen, Grubenholz, Steinkohlen und die geförderten Erze per Ochsen- oder Maulthierwagen herbei- oder weggeschafft werden. Die Bewohner des ganzen Transvaal, dessen Areal etwa dem von Grossbritannien und Irland entspricht, werden auf 140 000 Weisse und 300 000 Schwarze geschätzt. Das Klima des Landes ist, abgesehen von den tiefen Thälern, gesund und gestattet dem Europäer bei mässiger Lebensweise auch angestrengte Arbeit. Das Land senkt sich nach Westen und Norden allmählich und fällt nur nach Osten steiler ab, im Winter sinkt die Temperatur fast bis 0° R. Im N finden sich Anpflanzungen tropischer Gewächse, aber im Allgemeinen ist das Land mehr geeignet für den Anbau von Korn, jetzt meist Hafer und Mais neben viel Gemüse, nur wenig Weizen, Roggen und Gerste; die Fruchtbarkeit des Bodens ist gross und künstliche Bewässerung leicht zu ermöglichen; den Bedürfnissen des Landes angemessen wird

besonders die Zucht von Ochsen, Maulthieren und Pferden gefördert. — Die Statistik bietet ein deutliches Bild von der Entwickelung des Landes: es betrugen

	Die Importen:	Die Zölle:	Die Staatseinnahme:	Die Einnahmen des Telegraphen-Bureaus:
in 1884	£ 525 000	£ 37 000	£ 143 000	£ —
„ 1885	„ 530 000	„ 39 000	„ 161 000	„ 1 500
„ 1886	„ 721 000	„ 61 000	„ 177 000	„ 3 500
„ 1887	„ 2 204 000	„ 190 000	„ 637 000	„ 16 000
„ 1888	„ 4 000 000	„ 300 000	„ 800 000	„ 30 000

Obige Zahlen sind dem sehr zuverlässigen Jeppe'schen Almanach entnommen. In 1884—85 konnte der Staat die Beamtengehälter nicht bezahlen. Die rapide Steigerung seiner Einnahmen ist nur Folge der Goldentdeckung. Gold fand zuerst unser Landsmann Mauch in Matebéle-Land 1864, in Transvaal wurden 1870 und später Nester alluvialen Goldes gefunden; die Nachricht davon drang kaum bis ins Kapland; und England that nichts hierin in der Zeit der Occupation. Erst 1883—84 fing man an, systematisch nach Gold zu suchen; jetzt wird das Land von Goldsuchern durchlaufen. Dreierlei sind die Hauptproduktionsstätten des Goldes: 1) Quarzgänge, 2) Sedimentgesteine mit Gold imprägnirt und 3) Konglomerat, letzteres am ergiebigsten. Die Barbaton-Gruben zeigen die beiden erstgenanten Vorkommnisse des Goldes und lenkten zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Doch stellte sich bald heraus, dass diese Minen nur zu oberst Anreicherungen von Gold halten und nach der Tiefe zu abnehmen, ausserdem auf steilen Höhen gelegen die Unkosten nicht deckten. Dort erwartet man erst von den Eisenbahnen eine Minderung der Arbeitskosten und lohnenden Abbau. Sachverständige versprechen dem Barbaton-Distrikt eine glückliche Zukunft. — Redner selber machte den Weg von Delagoa-Bai nach den Barbaton-Minen zu Fuss, verliess dieselben aber sehr ernüchtert und ging nach Johannisburg im Witte-Waters-Distrikt. Hier wird das Gold nur in Konglomeratschichten ausgebeutet; dieselben erstrecken sich von Osten nach Westen 150 engl. Meilen geradeaus, davon 40 Meilen weit sehr reichhaltig an Gold. Sie enthalten verschiedene Systeme von goldführenden Gesteinsschichten, und das als Main-Reef bekannte System enthält 4—7 parallele Schichten Konglomerate, das sind Gerölle von Kirschkern- bis Faustgrösse, durch sogen. Zement (zerriebene krystallinische Gesteine) verkittet, in der Tiefe steinhart und werden mit Dynamit gesprengt. Bis zur Tiefe von 100′ enthalten diese Geröllschichten freiliegendes Gold; dasselbe wird mechanisch durch Quecksilber ausgeschieden; in grösserer Tiefe tritt das Gold in Form von Kiesen (Pyriten) auf. Die Frage nach der Dauer der Goldausbeute kann dahin beantwortet werden, dass schon der Werth der jetzt durch Minen aufgeschlossenen Schichten sich kaum mehr durch Zahlen ausdrücken lässt; die reicheren Schichten sind 1 bis 10′, die ärmeren bis 30′ mächtig und erreichen, nach einem bis jetzt 250′ tief getriebenen Schachte zu urtheilen, eine Tiefe von mehreren tausend Fuss. Was die mechanische Goldgewinnung betrifft, so werden in bergmännischer Weise Schachte und Strecken getrieben, wozu die ersten Kräfte Englands, Amerikas und Deutschlands engagirt sind. Die goldführenden Konglomerate werden zu Mehl zerstampft, mit Wasser

gesiebt durch ein Sieb mit 2000 Löchern per Quadratzoll und über Kupferplatten geleitet, die mit Quecksilber eingerieben sind; da verbindet sich sofort das Gold mit dem Quecksilber zu Amalgam, während das werthlose Gestein mit dem Wasser weitergespült wird. Aus dem Amalgam wird das Quecksilber zu weiterem Gebrauche ausgeschieden, und das Gold mit geringem Gehalt an Silber und anderen Metallen bleibt zurück. Letzteres geht nach Europa und macht einen Preis von ℳ. 77 per Unze ($14^1/_3 = 1$ ℔). Von grosser Wichtigkeit ist die Zufuhr von Steinkohlen, die in Entfernung von 6 deutschen Meilen in geringer Tiefe gewonnen werden. Daselbst ist ein unerschöpfliches Kohlenlager über Tausende von Quadratmeilen sich erstreckend, 20′ mächtig mit guter Kohle, die bis 80 % Heizkraft der besten englischen Kohle hat. Sie wird bergmännisch gewonnen und in den Minen sehr billig zu 10 sh die Tonne verkauft, aber der Bauer nimmt für die Beförderung mit Ochsenwagen für die 35 engl. Meilen bis zu den Goldminen 50—60 ℳ. pr. Tonne. Jetzt ist eine Pferdebahn für den Transport hergestellt, welche die Tonne Kohlen für 30—40 sh liefern wird. Die Kosten der bergmännischen Gewinnung sind sehr hoch. Weisse Arbeiter wie Zimmerleute, Maurer erhalten 30 ℳ. pr. Tag, Bergleute 1000 ℳ. pr. Monat, d. i. der dreifache Lohn von dem in Kalifornien und Australien gezahlten. Trotzdem ist der Nutzen an Goldgewinnung in dem Main-reef bedeutend, wird aber nach Fertigstellung der Eisenbahn bedeutend steigen. Bis jetzt sind 2000 Pochstempel in Arbeit, weitere 2000 in Auftrag gegeben. Die Goldausbeute (Goldexport) betrug

für	1871—87	total	877 000	£,
in	1886	allein	137 000	„
„	1887	„	236 010	„
„	1888	„	906 000	„
„	1889	geschätzt auf	1 1/4 Million	£,
„	1890	„ „	3—4 „	£.

Die Goldausbeute ist abhängig von der Schnelligkeit, mit der die Arbeitsmaschinen aufgestellt werden können. Von dem Zeitpunkt der telegraphischen Bestellung bis zur Aufstellung und dem Beginne des Betriebes pflegt rund ein Jahr zu verstreichen. Neben gesunden Anlagen hat die Goldentdeckung auch manche schwindelhafte Anlagen veranlasst. Neben soliden Gesellschaften sind ganz werthlose Gründungen erfolgt und haben Europa heimgesucht, so dass betreffs Anlegung von Kapitalien in solchen Unternehmungen grosse Vorsicht zu empfehlen ist. Andere Distrikte mit weniger goldreichen Konglomeraten sind dem von Johannisburg gefolgt; viel von sich reden macht der Zoutpansberge-Distrikt im Norden, wo reiche Quarzgänge wie im Barbaton-Distrikt gefunden sind. Die Geologen versprechen sich viel von ihnen, aber es ist noch nicht nachgewiesen, dass sie nicht wie im Barbaton-Distrikt nach der Tiefe zu an Goldgehalt bald abnehmen. Nicht nur Gold, auch andere Metalle werden in Transvaal gewonnen, wie Silber, Kobalt, Kupfer, etwas Blei, Quecksilber und bestes Magneteisen, und zwar nahe den Kohlenfeldern. Auch Wasserkraft steht zur Verfügung, sowie Holz zum Ausbau der Bergwerke, besonders das Holz des Yellow-wood-tree mit einem Umfang von 30 bis 40 Fuss am Stamme. Was die Erwerbung der Erlaubniss zur Goldgewinnung betrifft, so darf der Bauer nicht ohne seine Zustimmung auf

seinem Grund und Boden behelligt werden; verweigert er die Erlaubniss, so darf er auch selber nicht daselbst Gold gewinnen. Andernfalls muss er Jedem gegen eine bestimmte Abgabe einen Erlaubnisschein ausstellen, und sobald von einer Seite die eidliche Versicherung vorliegt, dass auf dem Grund und Boden Gold gefunden ist, wird das bisherige Privatbesitzthum für öffentliches Goldfeld erklärt. Der frühere Besitzer hat dann besondere Vorrechte, er darf 10 % des Bodens für sich ausscheiden und erhält von den Abgaben gleichen Theil mit der Regierung und hat das Vorkaufsrecht auf eine gewisse Anzahl Claims. Jeder aber darf sich einen Claim in der Grösse von 150 Fuss bei 400 Fuss abstechen und zwar nur Einen auf seinen Namen, was leicht dadurch umgangen wird, dass man die Vollmacht anderer Namen zur Absteckung weiterer Claims sich erwirbt. Die Abgaben betragen 15 ℳ pr. Claim und Monat. Die Entwickelung aller anderen Interessen muss der des Goldes folgen, aber die Bewohner sind Bauern, die nur langsam fortschreiten. Redner meint, dass Transvaal selbst Kalifornien überflügeln und dass besonders dem deutschen Handel ein reiches Arbeitsfeld erblühen werde. Als Importe werden Eisenbahnmaterial und Konsumartikel sehr lukrativ sein, die jetzt den kostspieligen Weg übers Kapland nehmen. Der Export ist fragwürdiger, doch wird man die Silberkupfererze und Pyrite nach Europa bringen, wo man bis 9 % Gold mehr ausscheiden wird, als in Transvaal geschieht, so dass auch auf Rückfracht nach Europa zu rechnen ist. Die Hauptstadt des Transvaal, Pretoria, 35 Jahre alt, ungefähr 35 engl. Meilen nördlich von Johannisburg, ein freundliches Städtchen, steht ausser Berührung mit den Goldfeldern. Benachbart ist dem Transvaal und kann stark durch die Verbindung mit Südostafrika beeinflusst werden das Matebéle-Land, im Norden des Limpópo, das auch von der Delagoa-Bai erreichbar ist. Eine Royal charter ist von der Königin von England einer Ostafrikanischen Gesellschaft ertheilt worden für ein grosses Gebiet, das letztere vom Könige von Matebéle erworben zu haben behauptet. Erweisen sich diese Voraussetzungen als richtig, so sieht auch Matebéle-Land einer schnellen Entwickelung als Goldland entgegen, und ist die Aufmerksamkeit des deutschen Handels darauf zu richten.

Auf eine Anfrage aus der Mitte der Versammlung, welcher Art Transitzölle die nach Transvaal verladenen Güter unterlägen, giebt Herr Lippert den Bescheid, dass nach dem vor Kurzem zwischen Portugal und Transvaal für 99 Jahre geschlossenen Vertrage die Transitzölle von Delagoa-Bai nach Transvaal höchstens 3 % betragen dürfen. Herr Friederichsen hält es für wünschenswerth zu erfahren, welche Bedeutung man in Transvaal jener oben erwähnten Royal charter beimesse, die einer europäischen Gesellschaft zur Ausbeutung des Matebéle-Landes ertheilt sei. Herr Lippert meint, dass die Tendenz dieser Ertheilung wohl gegen Transvaal und Portugal gerichtet sei, dass aber alle Interessenten, so lange die Verhandlungen mit dem Könige des Matebéle-Landes nicht abgeschlossen seien, über ihre weiteren Absichten Stillschweigen beobachteten. Jedenfalls sei es nicht im Interesse von Transvaal, dass diesem durch das Vorgehen Englands die Ausdehnung nach Norden abgeschnitten sei. Auch sei auf freundschaftliche Beziehungen zwischen Transvaal und Matebéle-Land nicht zu rechnen, nachdem kürzlich der Transvaal-Konsul von Matebéle-Leuten ermordet sei.

150. Sitzung. 2. Januar 1890.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. Hoche.

Zur Aufnahme werden 23 Herren angemeldet.

Auf das Seitens der Gesellschaft nach Sansibar an Emin-Pascha und Stanley gesandte Glückwunschtelegramm ist folgende telegraphische Antwort eingegangen: »In name of Emin and myself I send you abundant thanks. H. M. Stanley, Zanzibar, 7. 12. 89.«

Der Vorsitzende giebt dankend davon Kenntniss, dass die hiesige Mathematische Gesellschaft, die am 15. Februar d. J. ihr 200jähriges Jubiläum zu feiern gedenkt, von der zu dieser Gelegenheit abgefassten Festschrift der Geographischen Gesellschaft eine Anzahl Exemplare zur Vertheilung an Interessenten zur Verfügung gestellt habe.

Von den letzthin eingegangenen litterarischen Werken hebt der Vorsitzende namentlich hervor ein Geschenk der Argentinischen Regierung, bestehend in einer grösseren Reihe von Bänden, die eingehende Darstellungen der volkswirthschaftlichen Verhältnisse des Argentinischen Freistaates enthalten und ursprünglich aus Veranlassung der vorjährigen Pariser Ausstellung und für dieselbe offiziell zusammengestellt waren.

Der Vorsitzende begrüsst alsdann den als Gast anwesenden Herrn Manissadjian, Dozenten am Orientalischen Seminar in Berlin und ertheilt demselben das Wort zum angekündigten Vortrage über die »Handelsgeographischen Verhältnisse der nördlichen kleinasiatischen Provinzen.« Redner bittet zunächst um die Nachsicht der Versammlung, falls seine Mittheilungen über die Verhältnisse des türkischen Reiches betreffs ihrer Genauigkeit nicht den erwarteten Hoffnungen entsprechen sollten, da es ihm leider trotz aller Bemühungen nicht gelungen sei, von Seiten der türkischen Verwaltung die neuesten statistischen Ergebnisse rechtzeitig zu erhalten.

Redner demonstrirt alsdann zunächst an einer Wandkarte die zur Sprache kommenden Provinzen Kleinasiens; es sind dies: Kastamuni im Westen und Trabison im Osten des Kysyl Yrmak, beide an den Gestaden des Schwarzen Meeres sich entlang ziehend, also den altrömischen Landschaften Bithynien, Paphlagonien und Pontus entsprechend, ferner die der Provinz Trabison südlich nebengelagerten Provinzen Siwas und Erserum, letztere ganz im Gebiet des alten Armenien gelegen. Was die physischen Verhältnisse dieser Provinzen betrifft, so ist das Land meist gebirgig, die niederen westlicheren Partien, deren Wälder früher eine Quelle des Wohlstandes waren, sind ihres Holzreichthums schon meist beraubt, ohne dass in diesen von der Metropole ferner liegenden Provinzen durch eine rationelle Forstwirthschaft für den nöthigen Nachwuchs gesorgt würde. Waldreich sind noch jetzt die meist höher gelegenen Berglandschaften der Provinz Trabison, deren Nadelwaldungen viel Bauholz liefern. Ebenfalls hoch gelegen, mit meist 1500 bis 2000 m Meereshöhe und deshalb langen, rauhen Wintern, ist die Provinz Erserum, wo der Euphrat und der Tigris, sowie der Tscharuk und Pasinsee (Aras der Alten) ihr Quellgebiet haben. Diese Provinz ist für Ackerbau wenig geeignet, besser gedeiht die Viehzucht, besonders gut die Schaafzucht. Dagegen besitzt die südlich von den

Randgebirgen gelegene Provinz Siwas, besonders in den Thälern des Kysyl Yrmak, d. i. Rother Fluss (Halys der Alten), und des Geschil Yrmak, d. i. Grüner Fluss (Iris der Alten), vorzüglichen Alluvialboden, in einer Meereshöhe von 300 bis 1500 m. Mineralische Produkte finden sich, wie es scheint, theilweise in grosser Reichhaltigkeit in den genannten Gebieten, werden aber bis jetzt nicht rationell ausgebeutet. So finden sich in Kastamuni, nördlich von Bólu und nahe der Küste, reiche Steinkohlenlager, die sich 150 km weit hinziehen und 1 bis 3, stellenweise bis 5 m Mächtigkeit haben sollen. Die Regierung überlässt die Ausnutzung der Privatspekulation gegen eine Abgabe von 60 % des Reinertrages, wogegen sie für die gelieferten Waaren 3½ Piaster (ca. 62 ₰) per 100 kg vergütet, zugleich also eine sehr billige Bezugsquelle von Kohlen hat. Die Produktion soll jetzt per Jahr 125 000 t betragen.

Noch weniger ausgebeutet werden die Kupferminen derselben Provinz, sowie die verschiedenen Erzläger der Provinz Trabison, wo nur Ein nennenswerthes Silberbergwerk von Gümüschchâne, d. i. Silberhaus, ist.

An Kulturpflanzen sind nennenswerth vor Allem der Tabak, der überall in den Küstenprovinzen, in besonderer Güte aber nahe bei Samsun (Amisus der Alten) zwischen den Mündungen des Halys und des Iris gewonnen wird. In den tiefgelegenen wärmeren Thälern gedeihen auch Wein und Südfrüchte, und in grösster Menge werden Haselnüsse und Wallnüsse ausgeführt, wogegen die Wälder ausser Bauholz als Besonderheit das für den Holzschnitt unersetzliche Buxbaumholz (von Buxus balearica) liefern. Begehrt sind auch für Fournirarbeiten die oft riesigen kropfartigen, im Innern schön geäderten Auswüchse der Wallnussbäume, die oft 1 m Durchmesser erreichen und dann an Ort und Stelle mit 50 bis 80 ℳ. bezahlt werden. Besonders reich an Produkten des Acker- und Gartenbaues ist die Provinz Siwas. Während die nördlicheren Partien, weil tiefer und wärmer gelegen, Obst und Wein erzeugen, baut man mehr nach Süden zu, wo das Land sich schon nach dem höheren Binnenlande erhebt, in der Ebene der Stadt Siwas, seit einigen Jahrzehnten Kartoffeln und Zuckerrüben. Erstere sind bereits, wie bei uns, die tägliche Speise der ärmeren Bevölkerung geworden, letztere zur Zuckergewinnung zu verwerthen hat man bisher nicht versucht, was um so auffälliger ist, als Zucker der Haupteinfuhrartikel der Türkei ist (in 1887/88 wurde per Jahr für ca. 20 Millionen Mark Zucker importirt). Die Schwerfälligkeit der Türken in industriellen Unternehmungen wird freilich, wie die Erfahrung gelehrt hat, der ausländischen Konkurrenz gegenüber stets einen schweren Stand haben und kaum je so billig produciren, wie das Ausland importirt. Die kleine Stadt Amasia producirte früher reichlich Rohseide, etwa 30 000 kg per Jahr, jetzt kaum den zehnten Theil. Immerhin ist die Seidengewinnung Veranlassung gewesen, in letzter Zeit auch Seidenstoffe herzustellen. (Redner legt eine Musterkarte von ganz- und halbseidenen Stoffen aus Amasia vor). Die günstigen Verhältnisse Amasias sprechen sich auch darin aus, dass Einfuhr und Ausfuhr sich ziemlich das Gleichgewicht halten, beide, je nach dem Ausfall der Ernte, ca. 10 bis 15 Millionen Mark betragend, während fast in allen Städten des türkischen Reiches die Einfuhr weit überwiegt. Die wichtigsten Ausfuhrartikel Amasias sind Tabak und Getreide, Haupteinfuhrartikel sind Baumwoll- und Manufakturwaaren.

In Amasia ist ausser einem deutschen Vice-Konsul auch eine deutsche Kolonie, etwa zehn Familien zählend, die zum Theil die Kornmüllerei betreiben. — Die Viehzucht blüht besonders in der Provinz Erserum, von wo am meisten Schaafe ausgeführt werden. Der Viehstand beziffert sich hier auf etwa 1 ½ Millionen Schaafe, ⅔ Millionen Ziegen und ⅔ Millionen Rinder, Pferde, Esel.

Die Haupthäfen an der Nordküste Kleinasiens sind, abgesehen von Inébolu und Sinob, die nur gelegentlich angelaufen werden, Samsun und Trábison. Letzteres liegt besonders günstig für den Handel nach dem türkischen und persischen Armenien, hat eine Einwohnerzahl von 50 000 und ist, besonders im Christenviertel, die schönste Stadt an der Nordküste. Von dem Handelswerthe (40 bis 50 Millionen Mark) kommt die Hälfte auf den Transitverkehr. Alle auf dem Schwarzen Meere verkehrenden Dampferlinien haben hier Agenturen. Der Schiffsverkehr betrug (das kleine Kírason einbegriffen) ca. 500 000 t in 1886. Auch Samsun ist trotz seiner ungünstigen Hafenverhältnisse ein wichtiger Platz als Ausgangspunkt des Handels nach dem Innern Kleinasiens. Es führen von dort zwei Landstrassen, die eine südlich über Mersifun, Ischerun, Josgad nach Kaiserié, die andere über Amasia und südöstlich weiter über Tókad, Siwas, Charput nach Diárbekr am Tigris; ersterer Weg ist etwa 800 km lang, der andere 400 km, beide in gutem Stande und werden mit Leiterwagen befahren. Diárbekr steht auch nach Südwest hin mit dem Meere über Urfa, Haleb, Iskenderun in Verbindung, doch wird der Weg über Samsun, weil der kürzere nach Konstantinopel, dem südlichen vorgezogen. Samsuns Schiffsverkehr, einige kleine benachbarte Häfen eingerechnet, ist etwa dem von Trábison gleich.

Ganz Kleinasien hat mit Mesopotamien zusammen eine Bevölkerung von etwa 10 Millionen, bei einem Areal von etwa 1 250 000 qkm, d. h. eine Volksdichte von 8 per qkm, welche Zahl sich für die dichter bevölkerten, oben besprochenen Provinzen auf 12 erhöhen dürfte, während wir in Deutschland eine Volksdichte von 88 per qkm haben. Kleinasien würde jedenfalls eine viel dichtere Bevölkerung ernähren können, auch wenn nicht auf die kräftige Entwickelung irgend einer Industrie zu rechnen ist.

Die Bewohner, meist Türken, sind sehr leutselig und friedfertig, nur die Kurden im Süden und die Tscherkessen und Lasen im Nordosten zu Räubereien geneigt. Die mehr kaufmännisch beanlagten Armenier und Griechen sehen den Verkehr der Fremden gern, während die Türken in ihrer Lethargie sich durch das fremde Element gestört finden. Jedenfalls ist vorauszusetzen, dass alle die Erleichterung des Verkehrs mit dem Auslande bezweckenden Unternehmungen sowie die zur Ausbeutung der reichen Landesprodukte vorsichtig angelegten Kapitalien dem Lande selbst, wie auch den Unternehmern Nutzen bringen würden. Der Kleinasiate ist von Natur ehrlich und werth, dass man ihm Vertrauen schenkt.

Vorläufig ist die Betheiligung der Deutschen am Handel mit der Türkei verschwindend (in 1887 nicht ganz eine Million Mark Einfuhr aus Deutschland, dagegen 150 Millionen Mark aus England), aber deutsche Fabrikate werden immer mehr gesucht; die wenigen eingewanderten Deutschen haben ein beständiges Ansehen bei der einheimischen Bevölkerung zu gewinnen gewusst, und vor Allem das gute politische Verhältniss zwischen der Türkei und dem Deutschen Reich lässt erhoffen, dass die Deutschen in dem ihnen

klimatisch sehr zusagenden Lande leicht ein günstiges Ziel ihrer kolonisatorischen Bestrebungen finden werden.

Alsdann erhält Herr Admiralitätsrath Koldewey das Wort zu einem kurzen Referat über Dr. Fridtjof Nansen's Durchquerung Grönlands in 1888. Redner sucht zunächst eine Vorstellung von der räumlichen Ausdehnung Grönlands zu geben, das auf dem 75. Parallel eine Längen-Ausdehnung von etwa 1200 km, auf dem 66. Parallel eine solche von etwa 600 km habe, und giebt dann eine historische Zusammenstellung der wenigen Versuche, die seit Mitte vorigen Jahrhunderts gemacht seien, um das Innere des Landes kennen zu lernen, aber meist von Anfang an scheiterten. Nennenswerth ist die Expedition der dänischen Forscher Jensen und Kornerop, die in 1878 von Westen her auf 62° 40′ nördlicher Breite eindrangen, aber auch nur 76 km weit auf dem Binneneis vorrückten, im Uebrigen vorzügliche meteorologische Beobachtungen machten; ferner die Expedition des bekannten Polarreisenden und Forschers Baron Nordenskjöld in 1870 und eine zweite in 1883. Letzterer hatte die Hypothese aufgestellt, dass Grönland im Innern, entgegen der bisherigen Ansicht, nicht vergletschert sei und es nicht sein könne, weil nach seiner Meinung die feuchten Seewinde schon nahe der Küste alle Feuchtigkeit niederschlagen müssten und somit im Innern jede Vorbedingung zur Gletscherbildung fehle. Nordenskjöld musste aber selber für die von ihm durchforschte Binnenlandspartie (er selber kam 180 km und zwei mitgenommene Schneeschuhläufer etwa 400 km weit) die Vergletscherung zugeben, und Dr. Nansen konstatirte dieselbe in 1888 auch für das Innerste Grönlands, wenigstens in der von ihm durchzogenen Breite. Nansen suchte die Ostküste unter 66° N zu erreichen, wurde aber, nachdem er seinen Dampfer verlassen, mit seinen Böten durch Treibeis so weit nach S abgetrieben, dass er Grönland nahe der Südspitze erreichte; dann zog er nahe der Küste bis 64° nach Norden und suchte Mitte August von hier aus in nordwestlicher Richtung, auf Christianshaab zu, Grönland zu durchqueren. Besonders schwierig, der vielen Gletscherspalten wegen, war der Aufstieg auf das Binneneis bis zur Höhe von 4000′; hier schwenkte man der vorgerückten Jahreszeit wegen ab nach WSW, in der Richtung auf Godthaab. Das Innere bildet eine gleichmässige Ebene ewigen Eises, mit wenig trockenem weichem Schee bedeckt, die sich nach N hin noch ein wenig hebt und nach W hin sehr langsam senkt. Die Fahrt nach W ging mit den leichten Schlitten, die mit Segeln bespannt waren, und mit Schneeschuhen sehr schnell ohne Schwierigkeit vorwärts, so dass man, den schwierigen Auf- und Abstieg eingerechnet, in 6 Wochen die 611 km von der Ost- zur Westküste zurücklegte und am 24. September in der Nähe Godthaabs anlangte.

Redner lobt an Nansen's Expedition besonders die Ausrüstung und die Art des Reisens. Statt schwerfälliger grosser Schlitten, wie man sie sonst anwandte, hatte jedes Mitglied der Expedition seinen eigenen kleinen Schlitten zu ziehen, der bei aufgespannten Segeln allein vom Winde getrieben wurde, während die Leute auf Schneeschuhen ebenso schnell nebenherliefen. Auch war die Wahl, nach W, statt nach O durchzudringen, eine glückliche, der Windverhältnisse wegen und weil man an der Westküste auf Menschen treffen musste, während eine Durchquerung von W nach O stets eine Rückkehr nach W erheischt hätte. Vermisst werden bisher genaue Angaben

über Höhenbeobachtungen, auch jede Angabe darüber, ob solche gemacht worden, obgleich mehrere Hypsometer mitgenommen waren. Erklärlicher ist das Fehlen genauer Temperaturangaben, da bei der nicht erwarteten Tiefe der Temperatur auf dem Binneneise (geschätzt auf 45 bis 50° Kälte Celsius) die Quecksilberthermometer natürlich den Dienst versagten. Redner spricht sich für Wiederholung solcher Expeditionen aus, da die noch fehlenden geologischen Beobachtungen des in der Eiszeit begrabenen Landes manche Aufschlüsse für ähnliche in südlicheren Breiten früher stattgehabte Verhältnisse zu bieten versprächen.

151. Sitzung. 6. Februar 1890.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme werden 16 Herren angemeldet.

Der Vorstand hat im Sinne der Gesellschaft zu handeln geglaubt, indem er beschlossen hat, der Mathematischen Gesellschaft zu ihrem 200jährigen Jubiläum ein Festgeschenk zu überreichen. Der Vorsitzende ersucht darum, dem Vorstande Wahl und Art dieser Gabe vertrauensvoll zu überlassen. Dies geschieht.

Der Sekretär Herr Friederichsen widmet dem verstorbenen niederländischen Meteorologen Buys-Ballot, dem Entdecker des nach ihm benannten Gesetzes, betreffend das Verhältniss der Windrichtung und Windstärke zum Luftdruck, dem Verfasser zahlreicher nautischer Schriften und praktischer Segelanweisungen, ehrende Worte des Andenkens.

Die Geographischen Gesellschaften zu Lissabon und Madrid haben, betreffs des in Afrika, im Sambesigebiet, schwebenden Streites zwischen portugiesischen und britischen Interessen, an auswärtige wissenschaftliche Gesellschaften Zuschriften gesandt, worin sie, unter Zufügung von Belegschriften, um die moralische Unterstützung der portugiesischen Interessen ersuchen. Der Vorstand hat gemeint, von der Erfüllung dieses Wunsches schon deshalb absehen zu müssen, weil es einer rein wissenschaftlichen Gesellschaft nicht zustehe, sich in diplomatische Streitigkeiten zu mischen. Die Versammlung stimmt Dem zu.

Von den Litteratureingängen hebt der Sekretär Herr Friederichsen hervor 1) den Katalog der auf den Hamburger öffentlichen Bibliotheken vorhandenen Litteratur aus der reinen und angewandten Mathematik und Physik, der als dritter Theil der Jubiläumsschrift von der Mathematischen Gesellschaft eingesandt ist; 2) einen Reisebericht des Kapt. Binger mit ausführlicher Karte über das wenig bekannte Kong-Gebiet im Hochsudan (Westafrika); 3) eine von dem Mitgliede der Gesellschaft Herrn Wedeles aus St. Denis auf Réunion eingesandte und dort gefertigte Karte von Madagaskar.

Herr Friederichsen legt alsdann, an Stelle des von Hamburg abwesenden Kassirers Herrn Westendarp, die Kassenabrechnung von 1889 vor. Einer Jahreseinnahme von rund 13 360 ℳ. steht gegenüber eine Ausgabe von 5700 ℳ., sodass zu Gunsten des laufenden Jahres ein Saldo von 7660 ℳ. verbleibt. (Siehe am Schluss dieser Berichte).

Die Mitgliederzahl ist von 471 zu Ende 1888 auf 488 in 1889 gestiegen.

Es erhält das Wort Herr Dr. Otto Warburg aus Hamburg zu seinem Vortrage: »Die Liukiu-Inseln«. (Siehe Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1889—90, Seite 121.)

152. Sitzung. 6. März 1890.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Die Sitzung findet in der Aula der Gelehrtenschule unter zahlreicher Betheiligung von Damen statt.

Zur Aufnahme werden 8 Herren angemeldet.

Zwecks Betheiligung der Gesellschaft an der inzwischen begangenen 200jährigen Jubiläumsfeier der hiesigen Mathematischen Gesellschaft war in der vorigen Sitzung dem Vorstande die Wahl eines passenden Geschenkes als Vertrauenssache anheimgestellt worden. In der Festsitzung jener Jubiläumsfeier ist die Geographische Gesellschaft durch die Herren Vicepräsident Prof. Dr. Hoche und Sekretär Friederichsen vertreten gewesen, und haben dieselben der Mathematischen Gesellschaft als Festgabe die Büste des Mathematikers Gauss, von Prof. Fr. Küsthardt in Hildesheim verfertigt, und eine von Herrn Prof. Hoche verfasste, von dem Kalligraphen Weimar hierselbst kunstvoll ausgeführte Glückwunschadresse als Festgabe überreicht. Der Vorsitzende ersucht um nachträgliche Bewilligung der daraus entstandenen Kosten im Betrage von 386 ℳ. Dies geschieht.

Von litterarischen Eingängen erwähnt der Vorsitzende dankend ein Geschenk des Herrn Villegas: »Guillaume, the Amazon Provinzes of Peru. London 1888«, und ein Geschenk des Herrn Marx: »Annuaire de la Martinique; année bissextile 1888«.

Der Sekretär Herr Friederichsen gedenkt mit einigen Worten des im Alter von 89 Jahren kürzlich in Wien verstorbenen Altmeisters der Geographie, Anton Steinhauser, der in seinen geographischen und kartographischen Bestrebungen allen Geographen der Neuzeit als Vorbild geleuchtet und hervorragende, besonders hypsometrische, Kartenwerke, sowie praktische Leitfäden über Kartenprojektion verfasst hat.

Herr Friederichsen verliest ferner ein Schreiben des Vorstandes der Schwedischen Geographischen Gesellschaft in Stockholm, worin dieselbe vor einem gewissen Nils Johan Zachrison warnt, welcher fälschlich vorgiebt, mit Unterstützung der Schwedischen Gesellschaft ein grosses Forschungsunternehmen in Afrika zu planen und unter diesem Titel Gelder zu erschwindeln sucht.

Alsdann ertheilt der Vorsitzende dem Herrn Dr. C. Gottsche das Wort zu dem angekündigten Vortrage über »Die Japanischen Frauen«. (Siehe Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1889 – 90, Seite 97.) Der Vortrag wurde veranschaulicht durch eine reichhaltige Ausstellung von Gewändern und Stoffen, Originalbilderwerken und Photographien, wozu ausser Frau C. Illies auch die hiesigen Museen für Kunst und Gewerbe sowie für Völkerkunde beigetragen hatten.

153. Sitzung. 10. April 1890.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme werden 5 Herren angemeldet.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben der hiesigen Mathematischen Gesellschaft, worin dieselbe für die zu ihrem 200jährigen Jubiläum Seitens der Geographischen Gesellschaft überreichte Festgabe und Glückwunsch-Adresse ihren Dank abstattet.

Ferner wird ein Dankschreiben Dr. Emin's verlesen, an den die Geographische Gesellschaft nach seiner glücklichen Rückkehr aus dem Innern Afrikas eine Glückwunschdepesche gesandt hatte. Das Schreiben Dr. Emin's ist an den Sekretär der Geographischen Gesellschaft gerichtet und datirt aus Bagamoyo vom 24. Februar 1890. Es lautet: »Ew. Hochwohlgeboren erlaube ich mir meinen ergebensten Dank für die mir gesandte Glückwunschdepesche auszusprechen und bitte Sie, denselben freundlichst zur Kenntniss der Gesellschaft zu bringen. Ihr ergebener Dr. Emin.«

Der Vorsitzende ertheilt das Wort Herrn Dr. Michow zu einem Vortrage über »Mekka und seine Bewohner.«

Die Mittheilungen des Redners sind entnommen einem kürzlich erschienenen Werke, betitelt »Mekka, von Dr. Snouck Hurgronje, Haag 1889.« Dem Verfasser, Lehrer der orientalischen Sprachen an der Indischen Schule in Leyden (Holland), ist es vergönnt gewesen unter der Maske eines mohammedanischen Rechtsgelehrten 6 Monate sich in Mekka aufzuhalten und den Islam an seiner Quelle zu studiren und zwar in der festlosen Zeit, während die wenigen Berichte über Mekka, die wir bisher hatten, meist unzuverlässig und mangelhaft waren, jedenfalls von Europäern stammten, die unter der Pilgermaske nur die Festzeit in Mekka verlebt hatten und in Folge dessen nur ein Zerrbild der Zustände Mekkas liefern konnten; denn zur Wallfahrtszeit, da ca. 100 000 Pilger aus allen mohammedanischen Ländern in der ca. 50 000 ständige Einwohner zählenden Stadt eintreffen und verweilen, befinden sich die Letzteren, die dann nur für und von den Pilgern leben, in einer fieberhaften Aufregung. Besonders werthvoll ist der dem Werke beigegebene Bilderatlas, da die Abbildung lebender Wesen im Islam verpönt ist und der Verfasser bei der Erlangung der Bilder (theils in Dschiddah, theils in Mekka aufgenommene Photographien) besonders vorsichtig verfahren musste, um nicht entlarvt zu werden. Der Atlas enthält die Photographien von mehreren 100 Pilgern, von vielen Mekkanern aus den verschiedensten Lebensstellungen, ferner photographische Ansichten der Stadt Mekka, ihrer Heiligthümer und anderer öffentlicher Bauten, ferner bildliche Darstellung von allerlei Hausgeräthen und anderen Produkten altmekkanischer Industrie. Hier sei nur kurz eine Inhaltsübersicht des 2bändigen Werkes gegeben: Band I enthält in seinem 1. Theil eine Lokalbeschreibung von Mekka und seinen Heiligthümern, in seinem 2. Theile eine zusammenfassende Darstellung der politischen Entwickelung der heiligen Stadt, zum Theil aus bisher unbekannten Quellen geschöpft. Band II schildert im 1. Theil das Privatleben der Mekkaner, wie es sich öffentlich zeigt auf der Strasse, in der Moschee; das Verhältniss der Sklaven zu ihren Herren etc.; im 2. Theil das Leben in der Familie, die ehelichen Verhältnisse, Familienfeste, Erziehung, Aberglauben, die Einrichtung

der Wohnungen; im 3. Theil das wissenschaftliche Leben Mekka's und im letzten 4. Theil die Fremdenkolonien, d. s. die in Mekka ansässigen Angehörigen anderer Nationalitäten, die vor Allem das geistige Band zwischen Mekka und den fernen mohammedanischen Ländern bilden. Besonders eingehend werden die Djawahs behandelt, d. i. die Kolonie der in Mekka ansässigen Malaien, die zumeist aus dem Niederländischen Indien stammen und sozusagen Landsleute des Verfassers sind.

154. Sitzung. 10. Mai 1890.

Vorsitzender: der Sekretär der Gesellschaft Herr Friederichsen.

Die Sitzung findet unter zahlreicher Betheiligung von Damen in der Aula der Gelehrtenschule statt.

Zur Aufnahme werden 6 Herren angemeldet.

Ein Rundschreiben des Komitees der diesjährigen Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Bremen ladet zur Betheiligung und zur Anmeldung von Vorträgen für die geographische Sektion der Versammlung ein.

Von den litterarischen Eingängen erwähnt der Vorsitzende namentlich die von Herrn Geheimrath Neumayer übersandte Schrift: »Die Deutsche Expedition zur Internationalen Polarforschung und ihre Ergebnisse. Theil II. Beschreibende Naturwissenschaften. Hamburg 1890«; ferner von Baron Müller in Melbourne (Australien) übersandt: »Systematic Census of Australian Plants. Part I. Melbourne 1889.«

Nachdem der Vorsitzende in einem Ueberblick über die geographischen Tagesereignisse, Emin Pascha's und seines Eintritts in deutsche Dienste gedacht und mitgetheilt, dass der Hamburger Dr. Stuhlmann demselben als wissenschaftlicher Assistent attachirt sei, ertheilt er dem Herrn Dr. Zintgraff aus Berlin das Wort zu seinem Vortrage: »Ueber seine jüngst ausgeführte Reise von Kamerun zum Benuë und durch Nord-Adamaua.« Redner führt etwa Folgendes aus: Das Hinterland des Golfs von Guinea war bis vor Kurzem den Europäern verschlossen; es fehlen dort offene Handelsstrassen, andererseits ist die Küstenbevölkerung eifersüchtig auf ihren Alleinhandel mit den Hinterländern. In 1886 unternahm Redner im Auftrage der Reichsregierung Rekognoszirungsreisen von Kamerun aus bis 125 km in die Runde, und in 1887 wurde ihm der Auftrag, zunächst am Elephanten-See im Hinterlande von Kamerun eine Station anzulegen, um von dieser aus weitere Vorstösse zu unternehmen. Am 1. Oktober 1887 brach die Expedition von Hamburg auf, in Liberia wurden 50 Träger engagirt, Mitte Dezember ging die Expedition von Kamerun aus in's Innere. Am Elephanten-See wurde am 1. Januar 1888 mit dem Bau der Barombi-Station begonnen und als dieselbe fertig, von hier aus drei Vorstösse nach NO gemacht, von denen erst der letzte erfolgreich war. Derselbe ging durch das Gebiet der Banyang und die dichtesten Urwälder zu den westlichen Steilabfällen der westafrikanischen Binnenhochebene. Dieses Grasland wurde erstiegen, mit den Babe und Bali Freundschaft geschlossen. Der Häuptling der letzteren, Garega, erbaute für die Expedition sogar unentgeltlich eine Station, die Bali-Station. Nach monatelangem Aufenthalt brach die Expedition, freundlichst von den Bali entlassen und um Rückkehr gebeten, auf nach dem Adamaua-Lande. Dasselbe wurde nach 12tägigem mühseligem Marsche, der

theils durch menschenleere Einöden, theils durch übelwollende Häuptlinge aufgehalten wurde, erreicht. Hier verursachte das Erscheinen von Weissen, die von S her kamen, grosse Aufregung, doch wurde dem Durchzuge kein Hinderniss in den Weg gelegt. In Donga fand die Reise Anschluss an Flegel's einstmaligen Durchzug. Hier genoss die Expedition mehrere Tage die Gastfreundschaft der britischen Niger-Kompagnie und brach dann nach Osten auf, um über Bagnio zu den Bali zurückzukehren. In Kundi traf man den in Hamburg wohlbekannten Begleiter Flegel's, Madugu-mai-gasin-baki, der die Expedition nach Gaschka brachte, dem ersten bedeutenden Orte Adamaua's in der deutschen Interessensphäre. Die Erlaubniss zum Weiterzuge nach Bagnio konnte nur durch einen Abstecher nach Jola, dem Sitz des Sultans von Adamaua ermöglicht werden. Von hier ging's über Gaschka nach allerlei Zwischenfällen und 6monatlicher Abwesenheit wieder in's Land der Bali zu dem Häuptling Garega. Unterwegs waren beim Ueberschreiten einer Bergkette, 1 600 m über dem Meere, in Folge Unwetters (Gewitter und Hagel) und Sinkens der Temperatur 16 Mann von der Expedition gestorben, während andere 12 schon vorher den Anstrengungen erlegen waren (28 von im Ganzen 180 Mann). Die Rückkehr zu den Bali machte hier guten Eindruck, und nach einem 6wöchentlichen Aufenthalt, während dem die Bali-Station vervollständigt und daselbst eine Besatzung installirt wurde, brach die Expedition nach der Barombi-Station und von da nach Kamerun auf, woselbst sie nach 1jähriger Abwesenheit am 5. Januar 1890 wieder eintraf. In der Barombi-Station traf dieselbe bereits einen Agenten des Hamburger Handelshauses Jantzen & Thormählen, das daselbst den Handel eröffnet hatte. — Das Allgemeine über das durchreiste Gebiet und seine Bewohner lässt sich in folgender Weise zusammenfassen: Das Waldland reicht von der Küste ca. 200 km weit landeinwärts; dann beginnt das Grasland; in jenem entstehen und wechseln die menschlichen Ansiedlungen sehr schnell, im Allgemeinen drängt die Bevölkerung immer mehr der Küste zu, wohl angelockt durch die von der Küste her eindringenden europäischen Tauschwaaren. Der wichtigste Volksstamm ist im Waldlande der der Banyang. Sie sind kräftige Gestalten von tiefschwarzer Farbe, der Körper bei beiden Geschlechtern tätowirt, die Schneidezähne ausgefeilt zu dreieckigen Spitzen; Baumwollkleidung ist vorherrschend, Perlen und Messing als Schmuck beliebt. Nahrungspflanzen sind Bananen, Mais, Yams, Bohnen, Erdnüsse, Kolanüsse u. a. Tabak aus Europa ist sehr begehrt. Die hier gehaltenen Sklaven sind Bayong-Neger, die weiter aus dem Innern stammen, verwandt mit den Bali. Letztere sind der wichtigste Volksstamm des Graslandes. Die Bali sind meist grosse schön gewachsene Gestalten, ihre Körper nicht tätowirt, haben wie die Waldvölker ihre eigenen nationalen Haarfrisuren. Bei ihnen hat der Häuptling noch eine wirkliche Autorität, was man im Waldlande und an der Küste vermisst. Nationale Sitte der Bali sind, wie bei allen Graslandstämmen, die grossen Palmwein-Trinkgelage, bei denen die politischen Tagesfragen besprochen werden. Für den Verkehr mit den Weissen ist das Misstrauen der Eingeborenen überall das Haupthinderniss, weil sie jene im Besitz von allerlei Zaubermitteln glauben, wodurch dieselben ihnen weit überlegen seien. Die Wohnungen des Waldlandes bilden Dörfer mit Einer Dorfstrasse und sind umgeben von ihren Bananen-Pflanzungen; die des Graslandes stehen in Gruppen um Hofräume,

ihre Pflanzungen von Reis und Negerhirse in grösserer Ferne, wo in Thalrinnen der Anbau günstiger ist. Wirthschaftlich bedeutender ist das Waldland mit seinen Gummi-Lianen und Oel-Palmen, Kopalbäumen und Nutzhölzern. Das Grasland ist reicher an Baumwollpflanzen; auch Indigo wird daselbst gewonnen. Die Barombi-Station liegt 320 m, die Bali-Station 1250 m über dem Meere, während Jola am Benuë kaum eine Höhe von 300 m hat. Regen fällt auch in der Trockenzeit häufig und erklärt neben der Thaubildung die Fruchtbarkeit des Graslandes. In der Bali-Station fällt die Temperatur Nachts bis 10° C und steigt des Tages auf ca. 25° C, es sind also durchschnittlich europäische Wärmeverhältnisse.

155. Sitzung. 5. Juni 1890.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. Hoche.

Zur Aufnahme werden 6 Herren angemeldet.

Herr Dr. Moritz, Lehrer am Orientalischen Seminar in Berlin, hält seinen angekündigten Vortrag über »Die Verkehrsverhältnisse in Mesopotamien«. (Siehe Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1889—90, Seite 146).

156. Sitzung. 16. Oktober 1890.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zur Aufnahme werden 17 Herren angemeldet.

Der Vorsitzende beantragt im Namen des Vorstandes zwei Geldbewilligungen, die in ursächlichem Zusammenhang mit einander stehen. Einmal handelt es sich um Verlängerung des vor einem Jahre Seitens des Vorstandes mit Herrn Dr. Michow als Hilfskraft des Vorstandes geschlossenen Kontraktes. Der Vorsitzende beantragt die Verlängerung zunächst auf 1 Jahr und zwar unter beiderseitigem vierteljährigem Kündigungsrecht. Zweitens beantragt der Vorsitzende, für ein in der Nähe des Sekretariats einzurichtendes Bureau, das der Hilfskraft zur Verfügung stehen solle, eine Summe bis zum Maximum von 600 ℳ für das nächste Jahr zu bewilligen, weil nur so ein gedeihliches Zusammenwirken des Sekretariats mit der Hilfskraft, sowie eine genügende Verwerthung der letzteren möglich sei. — Da gegen beide Anträge sich kein Widerspruch erhebt, sind dieselben angenommen.

Nach einem Schreiben der Pariser Geographischen Gesellschaft hat die Stadt Bern in der Schweiz sich bereit erklärt, den Internationalen Geographischen Kongress im Jahre 1891 aufzunehmen, und zwar in den Tagen vom 10. bis 15. August, wo Bern zugleich die 700jährige Jubelfeier seines Bestehens zu feiern gedenkt. Ein definitives Programm wird erst im Frühjahr 1891 versandt werden, und der Vorstand behält sich vor, seiner Zeit geeignete Vorschläge zur Theilnahme an dem Kongress zu machen.

Unter den litterarischen Eingängen ist besonders interessant eine vom Pariser Kolonialamt eingesandte Karte vom Nigergebiet, im Maasstabe 1 : 1 000 000, welche die Resultate der französischen Expedition des Kapt. Binger veranschaulicht, der in den Jahren 1887 bis 1889 einen grossen Theil des oberen Nigergebietes durch Verträge mit den einheimischen Fürsten unter französischen Schutz gestellt hat.

Der Vorsitzende begrüsst die beiden anwesenden Gäste, Herrn Prof. Dr. O. Krümmel (Kiel) und das Ehrenmitglied der Gesellschaft Herrn Dr. Rich. Andree (Heidelberg) und ertheilt das Wort zunächst Herrn W. Precht aus Hamburg.

Wie die Generalversammlung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen beschlossen hat, wird mit dem Inkrafttreten des nächsten Sommerfahrplans zunächst für den innern Eisenbahndienst Mitteleuropas die Zeit des Meridians 15° ö. Gr. in Geltung kommen, während die Annahme dieser Zonenzeit fürs bürgerliche Leben und die hiervon abhängige Einführung in die öffentlichen Fahrpläne vorläufig nur als empfehlenswerth erklärt werden. Es hängt Dies mit einem weitergehenden Vorschlag zusammen, der von Amerika ausgegangen ist. Derselbe geht dahin, für die ganze Erde eine Zonenzeit einzuführen, wie in den Vereinigten Staaten bereits geschehen, der Art, dass von Greenwich aus jeder 15. Grad als Hauptmeridian für die Zeitrechnung gewählt werde, wodurch man 24 solcher Hauptmeridiane erhalten würde, deren Zeitunterschiede immer in ganzen Stunden beständen. Jeder Ort würde sich dabei in seiner Zeit nach demjenigen Hauptmeridian richten, der ihm am nächsten liegt. Hierdurch würde man erreichen, dass die Uhren an den verschiedensten Orten der Erde stets dieselben Minuten zeigen und sich nur in ihren Stundenangaben unterscheiden.

Herr Precht hat nun zusammen mit Herrn Schlöbcke, Assistenten an der Technischen Hochschule zu Hannover, Apparate, Synchronoskope genannt, hergestellt, welche auf verschiedene Weise die Aufgabe lösen, die aus einer beliebigen Stundenzone stammende Zeitangabe nach Uhrzeit und Datum in die Zeit einer andern Zone umzurechnen, aber auch zugleich zur Veranschaulichung des Wechsels der Stunden und des Datums auf der ganzen Erde dienen. Wird das eine der Synchronoskope an einer Uhr angebracht, so erhält man eine Weltuhr, welche für die ganze Erde die jedesmalige Zonenzeit anzeigt, ohne dass eine Umrechnung oder Umstellung nöthig wäre. — Herr Precht demonstrirt die genannten Apparate, um die Zuhörer von der Leichtigkeit der Handhabung derselben zu überzeugen.

Der zweite Redner, Herr Prof. Dr. Krümmel aus Kiel, spricht über die von der Plankton-Expedition 1889 besuchten Atlantischen Inseln. — Genannte Expedition hatte die Aufgabe, das sogenannte Plankton, die Urnahrung der Myriaden von Thieren, welche die See beleben, und die sowohl aus junger Fischbrut und Krebsen wie aus kleinsten Diatomeen und anderen vegetabilischen Körpern besteht, nach Art und Menge festzustellen, zu welchem Zwecke mindestens zweimal täglich eine Quantität Meerwasser aufgenommen und untersucht wurde. — Zu durchforschen war also nur die hohe See, Landaufenthalt war nur nöthig, um gelegentlich Wasser und Kohlen einzunehmen, eventuell Reparaturen vorzunehmen.

Die Route war durch die Jahreszeit gegeben, sie ging von Kiel am 15. Juli durch den Ozean nach der Südspitze Grönlands, von hier am 23. Juli nach den Bermudas, wo 4 Tage behufs Umfüllung der Kohlen gerastet wurde. Weiter ging's durch das »Sargassomeer« nach den Cap Verde-Inseln, wo auf Santjago einen Tag verweilt wurde, von hier die äquatorialen Strömungen des Ozeans kreuzend, nach Ascension, dem südlichsten Punkte der Reise, von hier nach Pará in Brasilien, um auch

das Plankton des Amazonenstromes zu studiren, was jedoch misslang. Auf der dann folgenden Heimkehr mussten wegen eines Fehlers an der Schiffsschraube die Azoren angelaufen werden. Am 7. November traf die Expedition wieder in Kiel ein.

Des Redners Mittheilungen betreffen einige der oben genannten Inselgruppen, zunächst die Bermudas. Dieselben erheben sich unvermittelt aus einer Tiefe von 5 000 m in einem ovalen Felsrücken, lediglich aus Korallenkalk bestehend — 3 Tagereisen (per Dampfer gerechnet) von der nächsten amerikanischen Küste, 4 Tage von Halifax im Norden und San Thomas im Süden entfernt. Der Korallenfels ist ein Ringbau, ein Atoll von 600 qkm Areal, von dem jedoch nur 54 qkm trocken über Meer liegen und im höchsten Gipfel sich bis 75 m erheben. Sie mussten früh entdeckt werden, denn sie liegen auf dem früheren Kurs der von Westindien nach Spanien heimkehrenden Schiffe; heute fährt man nördlicher. Kapitän Juan Bermudez entdeckte die Inseln 1509, und sie erschienen zuerst auf der Karte des Petrus Martyr 1511.

Schon Karl V. gedachte hier einen Hafen anzulegen, doch ging der Gedanke in dem Rausche der grossen späteren Entdeckungen verloren. Von den vielen Landungen, die in Folge Schiffbruchs hier erfolgt sind, ward für die Insel entscheidend die des englischen Admirals George Somer, der sich dorthin auf seinem Schiffswrack rettete, dort ein angenehmes Klima, viele verwilderte Schweine und delikate Fische in Menge fand, so dass es seinen Leuten schwer fiel, von dort zu scheiden. Mit einem aus dem einheimischen Cedernholz gefertigten Boote kamen sie nach der britischen Kolonie Virginia; da aber hier Hungersnoth herrschte, kehrte Admiral Somer nach den Bermudas zurück und schickte einige hundert eingefangene Schweine nach Virginia, starb aber bald darauf, 80 Jahre alt, auf den Inseln. Sein Neffe brachte 1612 von London aus 60 Ansiedler unter einem Gouverneur dahin, und seitdem sind die Inseln britisches Eigenthum geblieben. Man baute später Baumwolle, führte Sklaven ein; ihre Hauptbedeutung hat die Inselgruppe als strategisch wichtiger Punkt; 1822 wurde deshalb eine grosse Schiffswerft angelegt.

Das Atoll ist 35 km lang, 15 km breit, aber nur ein schmaler Landstreifen im SO, und erhebt sich mit 7 grösseren und 150 kleineren Inselchen über Wasser. Das Ganze ist aus organischem Kalk aufgebaut, der zuoberst durch die Brandung zertrümmert und durch den Wind zu Dünen anfgehäuft worden ist. Die riffbauenden Korallen (meist Millepora) erreichen hier ($32\frac{1}{2}^0$ n. B.) ihre nördlichste Verbreitung; sie verlangen normal salziges, lebhaft bewegtes Wasser von mindestens 16^0 C; hier hat dasselbe noch in 75 m Tiefe 20^0, erst in 600 m Tiefe 16^0. Der Sockel der Inselgruppe ist unbekannt, die Lothungen der Challenger-Expedition haben nur amorphes Korallenmehl emporgebracht, doch kann darunter ein vulkanischer Kegel verborgen sein. Die Landbildung findet hier, wie auch sonst, an der Luvseite statt, wo durch Stürme und Strömungen Gestein losgebröckelt und von den Winden zu Dünen aufgehäuft wird, die noch heute wachsen und wandern. Wo ein Hinderniss, etwa Wald, ihnen entgegentritt, da formt sich das Material um; durch die Fluth wird die Oberfläche mit Salzwasser überspült, der Boden wird dadurch fest; ausserdem liefert der Kohlensäuregehalt des Regenwassers durch Lösung des Korallenkalkes einen Zement,

und formt den Dünensand in Korallensandstein um; dies ist der »soft stone«, der als Baustein dient. Abweichend hiervon bildet sich unter Wasser ein fester Kalkstein, »hard rock«, der über Wasser gehoben, klingend hart ist; dieser ist technisch nicht brauchbar; jener weiche Stein aber wird mit Bohrern senkrecht angegangen und von den Bohrlöchern aus durch Sägen in Quadern zerschnitten; derselbe erhärtet dann noch mehr an der Luft. Aus demselben werden auch Dächer gemacht und der hellgelbe Stein mit Kalk weiss geputzt, wodurch sich die Gebäude aus dem dunklen Grün der Cedern vortrefflich abheben. Das Gestein hat verschiedene Festigkeit, ist stellenweise locker, bietet dem Wasser Rinnsale und bildet reichlich Höhlen; es fehlen deshalb Bäche und Quellen. Man fängt in Cisternen das Regenwasser von den Dächern auf, das trotz Milliarden von Moskitolarven, die es vielleicht von anderen organischen Stoffen reinigen, sehr wohlschmeckend ist. Der Mangel natürlicher Gewässer erklärt die unbedeutende Viehzucht. Der Höhlenreichthum ist charakteristisch für die Inseln; die Höhlen liegen meist unter Meer, enthalten Salzwasserteiche und Tropfsteingebilde, die durch die eigenthümliche Beleuchtung mit brennenden Cedernbüschen leider entstellt sind. Eine Höhle auf der Insel Somerset hat 1500 m Länge bei 25 m Höhe, viele sind nur vom Meere aus zugänglich. Sie geben Veranlassung zu Erdfällen und Einstürzen; viele Buchten sind so entstanden. Was die zerstörenden Kräfte nehmen, ersetzen die Neubildungen durch Dünen reichlich. Ein Wachsthum in horizontaler Richtung findet nur am Aussenrande statt, am Binnenrande des Atolls stirbt alles Gethier ab; denn Windstürme rühren hier das Wasser der Lagune auf, zerreiben das Gestein zu weissem Korallenmehl, und in dem getrübten Wasser siedeln sich wohl Algen, aber nicht Thiere an.

Ein Einzelriff am Nordrande des Atolls hat jetzt nur 2½ m Höhe, während Prof. Rein in 1865 (damals Erzieher auf den Bermudas, jetzt Professor in Bonn) die Höhe zu 5 m mass, und ältere französische Karten daselbst eine grössere Inselgruppe zeigen. Da das Gestein dieses Riffes hard rock ist, also unter Wasser gebildet sein muss, so hat ehemals hier eine Hebung des Riffs stattgefunden. Anders ist es in Grassy Bay, wo für ein riesiges Schwimmdock, das die grössten Panzerschiffe aufnehmen kann, der Boden ausgeschachtet worden ist. Hier liegen unter dem 23 Fuss engl. tiefen Wasser nach einander 4 Fuss Kalkschlamm, 8 Fuss Korallenriff, 7 Fuss Korallensand mit Trümmern, 10 Fuss Dünensandstein, d. i. jener soft stone oder aölische Sandstein der Geologen, der nur über Wasser gebildet sein kann, hier bis 50 Fuss unter Meer; dann folgt erst der hard rock. In jenem weichen Stein fand sich ein vegetabilischer Baumstamm noch aufrecht mit verschiedenen Landschnecken, was alles auf eine Senkung deutet. Es scheinen also, vielleicht in Folge grösserer Erdstürze, sowohl Hebungen, als auch Senkungen lokaler Art stattgefunden zu haben. Von den 54 qm Areal ist nur ein Drittel in Kultur, zwei Drittel sind Wald oder Weideland. Der Wald besteht meist aus sog. Cedern, d. i. westindischem Wachholder (Juniperus virginiana), dessen Holz sehr brauchbar für Haus- und Schiffsbau, zu Hausgeräthen und zum Brennen ist. Schnitzereien, die die Reisenden als Andenken mitnehmen wollten, waren freilich echt im Holz, aber in Wernigrode am Harz verfertigt. Die Cedern schwinden immer mehr, an ihrer Stelle bildet sich eine Art südeuropäischer Maquis-

Formation, Salbeigestrüpp mit Gräsern. Hauptreiz der Landschaft sind die über die Cedern hervorragenden Fächerpalmen. Daneben giebt es Bambushaine; Bananen und Zierpalmen werden gebaut. Charakteristisch für die Landschaft sind die Hecken aus Oleander, die sich meilenweit hinziehen und in weissen bis hochrothen Blüthen prangen.

Das Klima — unter gleicher Breite mit Madeira (32½°) — ist subtropisch, hat im wärmsten Monat August 26,7° C (Madeira 23,8°) im kältesten Monat Januar 16,4° (Madeira 15,9°); unter 15° C sinkt die Temperatur sehr selten, nie unter 11° C, sodass die wärmste Jahreszeit in Hamburg etwa der kältesten auf den Bermudas gleicht. Im Winter herrschen heftige Stürme, die durchschnittlich dreimal in je 14 Tagen sich einstellen; dagegen ruht im Sommer ein barometrisches Maximum über den Inseln, das Sommerklima ist heiss und angreifend, obwohl kein Monat weniger als 80 mm Regen hat bei 1500 mm Jahresregenmenge (Hamburg 750 mm). Der Landbau bedarf des Schutzes gegen die Stürme, daher hat man nur kleine Gärten, hinter Hecken und Felsen versteckt; der Ertrag des Landes ist gut, man erntet zwei bis drei Mal im Jahre; man exportirt Zwiebeln, Kartoffeln, Tomaten, Arrowroot für 1½ bis 2 Mill. Mark per Jahr; mit Frühkartoffeln, die nur auf Grösse gezogen werden, versorgt man die Märkte der Ver. Staaten bereits im Januar und Februar. Zum eigenen Verbrauch baut man ausser Bananen noch Mais und Maniok; Getreidebau ist unmöglich, Viehzucht nur in Schweinen möglich, wird aber nicht kultivirt; Schlachtvieh wird von Newyork importirt.

Die Bevölkerung wohnt sehr dicht: 300 pr. Quadratkilometer bei 16 000 Einwohnern. Letztere sind meist farbig, eine Mischrasse von Weissen und den Nachkommen der in 1836 freigelassenen Sklaven; recht intelligent, von guter Schulbildung, politisch rege, nicht ohne republikanische Gelüste, werden aber durch die 1500 Mann betragende Garnison in Schach gehalten. Die Festung, die die Garnison beherbergt, ist stark gebaut und von der See ohne Lootsen nicht zugänglich. Einwanderung findet nicht statt, nur erholungsbedürftige Amerikaner nehmen hier vielfach Winteraufenthalt, wo sie ohne Kabelverbindung mit dem Festlande sind und nur alle 8 resp. 14 Tage Post erhalten.

Redner giebt dann eine Beschreibung von Ascension, dem südlichsten Punkt der Expedition. Die bis 860 m hohe Insel wurde schon in 56 Seemeilen Entfernung deutlich sichtbar. Der Gouverneur, welcher durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes von dem Besuch der Expedition unterrichtet war, sandte dem Schiffe einen Lootsen entgegen und nahm sie gastlich auf. Die Insel macht einen seltsamen Eindruck; sehr energische Farben des vielerlei Gesteines zeigen sich über- und hintereinander, zunächst hochroth, dann pechschwarz und hellgrünlichgrau, mit weisslichem Trachyt abschliessend als höchster Stufe. Die Ansiedelung an der Küste ist bei ewigem Regenmangel ohne Vegetation, die Gärten nicht grün von Gras, sondern grau in grau mit abgesteckten Beeten vulkanischen Sandes, vor den Häusern vegetiren in Kübeln kümmerlich einige Pflanzen, das Ganze eine Wüstenei mitten im Meere! Die Stadt besteht nur aus Dienstwohnungen für 150 Mann Garnison. Nur der Kommandant, ein Offizier, der Pastor und der Arzt haben ihre Familien dort; andere Einwohner giebt es nicht. Das Leben ist militärisch organisirt wie auf einem Kriegsschiffe, Rationen werden ver-

theilt; die Provisionen werden von Kapstadt geliefert. Früher ist die Insel lange Gesundheitsstation gewesen für die Besatzungen der Schiffe, die hier auf der Fahndung nach Sklavenschiffen kreuzen mussten. In 1883 wurde die Besatzung von 400 auf 150 Mann reduzirt; jetzt ist die Insel Kohlenstation für Kriegsschiffe und immerhin ein strategisch wichtiger Punkt, 4° von Brasilien und 5° von Westafrika entfernt, und wird deshalb trotz des Defizits von 1 000 000 ℳ gehalten. — Die einzige Kultur findet sich auf den höchsten Bergen im Innern, wo der aufsteigende Passat eine ständige Nebelwolke erzeugt, die für die Vegetation die nöthige Feuchtigkeit spendet. Hier sind Gärten angelegt, auch Schaaf- und Pferdeställe. Die Kultur des Landes wird aber durch eine Landplage erschwert. Dies sind die Ratten, die alle Wurzeln zernagen; die früher dagegen eingeführten Katzen liessen die Ratten gewähren und stellten lieber den schmackhafteren Vögeln nach, und mussten dann ihrerseits wieder vertilgt werden. Besonders interessant sind noch die Schildkröten-Teiche in der Nähe des Hafens, in denen man die 7 bis 8 Ctr. schweren Thiere, die zum Eierlegen ans Land kommen und dann zu 30 bis 40 in einer Nacht gefangen werden, zum allmählichen Verbrauch aufbewahrt.

Redner schliesst hieran noch einige Bemerkungen über die Azoren-Insel San Miguel, wo die Expedition auf der Heimreise einige Tage verweilen musste. San Miguel ist eine aufblühende portugiesische Kolonie, hat jetzt einen durch grosse Molenbauten sehr geschützten Hafen und sieht einer vielversprechenden Zukunft entgegen, wenn erst eine Kabelverbindung, die bei der vortheilhaften Lage nöthig erscheint, den Verkehr mit dem Festlande erleichtern wird.

Die anziehende Schilderung, welche Redner von der Natur jener Inseln und dem dortigen Leben zu geben wusste, wurde vortrefflich illustrirt durch eine reiche Zahl grosser Photographien, die die landschaftlichen Reize und sonstigen Eigenthümlichkeiten jener wenig bekannten Eilande veranschaulichten.

157. Sitzung. 6. November 1890.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Vor Eintritt in die Tagesordnung widmet der Vorsitzende einige Worte der Erinnerung dem vor Kurzem als britischer Konsul in Triest verstorbenen Reisenden Richard Burton. Derselbe, 1821 in England geboren, trat 1842 zu Bombay in die ostindische Armee ein und benutzte diese Gelegenheit, die wichtigsten orientalischen Sprachen — arabisch, persisch, hindustanisch — zu erlernen. Dadurch wurde er befähigt, bedeutende Forschungsreisen in Ostindien auszuführen, die bald die Aufmerksamkeit der Londoner Geogr. Gesellschaft auf den jungen Forscher lenkten. Mit deren Unterstützung machte er dann, als Muselmann verkleidet, 1853 seine berühmte Reise nach Arabien und 1854 nach Harrar (hierher als erster Europäer) und Somali-Land in Afrika; 1856 brach er in Begleitung von Speke wiederum auf nach Afrika und drang von Sansibar aus ins Innere vor, um die Existenz der von deutschen Missionären nach Hörensagen bezeichneten grossen Binnenseen festzustellen und die von jenen daselbst gesehenen Schneeberge zu erforschen. Dies führte 1858 zur Entdeckung

des Tanganika-Sees, während Burton an der durch Speke erfolgten Entdeckung des Ukerewe-Sees im selben Jahre, durch Krankheit behindert, nicht theilnehmen konnte. Später finden wir Burton im Mormonenlande Nordamerikas, dann als britischen Konsul auf Fernando Po, von wo aus er Kamerun besuchte, 1864 als Konsul in Santos, von wo aus er die brasilianische Provinz Minas Geraes und Paraguay erforschte; 1869 durchreiste er von Damaskus aus Syrien, besuchte die Ruinen von Palmyra und wandte sich 1872 schliesslich nach dem hohen Norden, nach Island. Burton's Reisen sind besonders in Ostafrika bahnbrechend gewesen und vielleicht in neuster Zeit in Folge der sich überstürzenden Ereignisse daselbst nur zu sehr in den Hintergrund getreten. — Der Vorsitzende, Herr Senator Hertz, hat um so mehr Veranlassung, dem Verstorbenen diese Worte der Erinnerung zu widmen, als er während seines Aufenthaltes in Ostafrika Gelegenheit hatte, denselben persönlich kennen zu lernen. Burton war damals im Begriff, von Suez auf einem Pilgerschiff nach Jambo, dem Hafen Medinas, und von dort in's Innere Arabiens zu gehen. Er machte in allen seinen Geberden, in Sprache und Benehmen, den Eindruck eines vollendeten Muselmannes. Dieser Geschicklichkeit verdankte er zum grossen Theil die glänzende Durchführung seiner schwierigen Reisen.

Geschäftlich ist mitzutheilen, dass 9 Herren zur Aufnahme neu angemeldet worden.

Der Sekretär Herr Friederichsen hebt unter den litterarischen Eingängen folgende zwei Werke hervor: Eine Schrift über Costa-Rica von Paul Biolley, deutsch von Dr. H. Polakowsky, die eine sehr eingehende, unparteiische Schilderung des Landes giebt, begleitet von einer guten Karte desselben. Das andere ist eine Sammlung von Bergprofilen, welche während der Afrika-Expedition des Grafen Teleki in 1887—88 vom Ritter von Höhnel aufgenommen sind. Sie betreffen die Route von Pangani an der Sansibar-Küste $5\frac{1}{2}^0$ s. B. nach Norden zum Kilimandscharo und dann die Reihe kleiner Seen verfolgend, welche sich unter dem Meridian 36^0 ö. Gr. von der Grenze des deutschen Ostafrika nach Norden ziehen und unter 5^0 n. B. mit dem grossen Rudolf-See und kleineren Stefanie-See endigen.

Der Vorsitzende ertheilt dann dem Herrn C. W. Rosset aus Berlin das Wort zu dem angekündigten Vortrage »über seinen zweijährigen Aufenthalt bei den Wilden Indochinas und seine Erlebnisse am Mekhong-Flusse.« — Redner hat in den Jahren 1887—90 die noch fast ganz unbekannten Gebiete nördlich vom französischen Kochinchina, zwischen dem Mekhong-Fluss und dem Anamitischen Küstengebiete, in ethnographischem Interesse bereist. Das Land erhebt sich vom Mekhong östlich in Terrassen, deren höchste etwa 100 km von der Ostküste entfernt, mit der letzteren parallel läuft. Durchzogen werden diese Landschaften von zahlreichen Flüssen, die theils zum Mekhong, theils zu dem bei Saigon in breitem Delta mündenden Donnai gehen. Das Klima zeigt grosse Extreme; vom Mai bis November ist Regenzeit, vom Dezember an herrscht eine ausserordentliche Dürre, die zahlreiche Prärie- und Waldbrände zur Folge hat. Mit dem Hochwasser der Regenzeit finden sich grosse Schaaren schmackhafter Fische ein, die den Mekhong und dessen Nebenflüsse hinaufziehen und den Anwohnern eine willkommene Speise liefern. Die überschwemmten Ufer geben später reiche Ernten an Reis und Mais. In der

Zeit der Dürre steigt in den Thälern die Temperatur bei Tage bis 35° R, fällt des Nachts bis 20°, in der Regenzeit beträgt die höchste Temperatur ca. 25° R. Dichte Urwälder begleiten die Flüsse, dazwischen finden sich Lichtungen mit hohem Chinagras bestanden. In den Wäldern sind viele nutzbare Bäume, unter anderen eine Art Oelbaum, dessen Oel zur Herstellung von Farbstoffen, Lichtern und Seifen sowie zur Oelung der Schiffe Verwendung findet. An Jagdthieren sind zu nennen Nashorn und Elefant, Tiger, Leopard, Bär, Fuchs, Schakal und Zibetkatze, wilde Büffel, Stachelschweine und Affen, Wildschweine und Hirsche, viele Hühner, Fasanen, Pfauen. Lästig sind dem Menschen die Ameisen, Moskitos und Blutegel. Von Völkerschaften in dem vom Redner durchwanderten Gebiete nennt derselbe die Stieng, Benong, Moi, Nhong und Ahong, sämmtlich zwischen dem 11. und 13. Parallel wohnend; es handelt sich demnach um das dem Unterlauf des Mekhong naheliegende Bergland. Jene Stämme hält Redner für die Urbewohner des Landes und auch die Malaien der ostindischen Inselwelt (Sunda-Inseln u. a.) scheinen ihm von dort ausgegangen zu sein. Redner legt diverse Schmucksachen, Ohrgehänge, Hals- und Armschmuck, aus Glasperlen und Muscheln geschmackvoll gearbeitet, vor; von ihm selber aufgenommene Photographien gaben eine gute Vorstellung von dem anschnlichen Aeusseren dieser Menschenrasse.

Zum Schluss macht der Sekretär Herr Friederichsen auf eine im Saale aufgestellte Tafel aufmerksam, auf welcher durch Herrn Dr. van Bebber Photographien von sämmtlichen 18 Hochwetterwarten Europas zusammengestellt und einige auf dem Pic du Midi und Puy de Dôme genommene Photographien von tiefer lagernden Wolkenschichten als besonders charakteristische Erzeugnisse jener Stationen beigefügt sind. Diese Tafel soll demnächst vervielfältigt und im Buchhandel veröffentlicht werden.

158. Ausserordentliche Sitzung. 29. November 1890.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Die Sitzung war zu Ehren des Herrn Dr. Fridtjof Nansen veranlasst worden, der sich erboten hatte, über seine Durchquerung Grönlands im Jahre 1888 zu berichten, und fand unter zahlreicher Betheiligung von Damen in der Aula des Johanneums statt.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung um 7½ Uhr, indem er den Gast mit folgenden Worten begrüsst: »Hochansehnliche Versammlung! Der Geographischen Gesellschaft hat es seit ihrem Bestehen nicht gefehlt an belehrenden und interessanten Mittheilungen über viele Theile der Erde und zumal über solche, welche durch kühnes Eindringen geographischer Forscher erst neuerdings der Erdkunde erschlossen worden sind. Auch über den hohen Norden hat sie zu Zeiten schätzenswerthe Schilderungen empfangen — aber noch niemals ist ihr und (bis vor Kurzem) irgend einem Sterblichen Kunde geworden aus dem Herzen des eisigen Grönlands. Die Erforschung eines solchen Landes, in welchem der Reisende zwar nicht mit menschlichen Feinden, aber wohl mit den schlimmeren Feinden, den Elementen zu kämpfen hat, wo er der Einsamkeit und Verlassenheit preisgegeben, lediglich auf sich angewiesen ist, erfordert einen ganzen Mann:

einen Mann von Kraft und Gewandtheit, von Opferwilligkeit und Begeisterung für sein Ziel, von klarem Geist und unwandelbarem Muth. Ein solcher Mann, ein Sohn des von Allen, die es kennen, geschätzten und geliebten Norwegens, weilt heute in unserer Mitte, und es wird mir die dankbare Aufgabe zu Theil, Namens der Geographischen Gesellschaft ihn, den kühnen Durchquerer Grönlands, Herrn Dr. Fridtjof Nansen zu begrüssen und herzlich willkommen zu heissen. — Aus seinem Munde eine Schilderung seiner Erlebnisse und der eisigen Einöde, die vor ihm noch keines Menschen Fuss durchschritten hat, zu vernehmen, wird uns Allen zur Belehrung und zum Genuss, der Geographischen Gesellschaft zur hohen Ehre gereichen.«

Alsdann betrat Herr Dr. Fridtjof Nansen, mit lebhaftem Beifall empfangen, die Rednerbühne.

Derselbe giebt einleitend eine Geschichte der wiederholten Auffindung und Besiedelung Grönlands, sowie der in jüngster Zeit gemachten Versuche, ins Innere einzudringen. Von letzteren sind erwähnenswerth 1) die Expedition des dänischen Kapitän Jensen 1878, der auf $62^{3}/_{4}^{0}$ n. Br. etwa 75 km weit ins Innere eindrang; 2) die Expedition des bekannten Polarforschers Baron Nordenskjöld, der 1883 auf $68^{1}/_{2}^{0}$ n. Br. selber über 110 Kilometer weit vordrang und zwei ihn begleitende Lappen noch weiter gehen liess. Letztere wollen dabei noch über 200 km weit gekommen sein, was Redner aus verschiedeneh Gründen für eine unabsichtliche Ueberschätzung ansieht; 3) die Expedition des Amerikaners Peary 1886, der auf $69^{1}/_{2}^{0}$ n. Br. vielleicht 160 km weit eindrang. — Alle diese Vorstösse ins Innere waren von der Westküste aus gemacht worden. Redner hatte von seinem eigenen Unternehmen günstigere Resultate erhofft, weil er einmal sich auf solche Theilnehmer beschränken konnte, die sich aufs Skielaufen (Schneeschuhlaufen) verstehen, und vor Allem, weil er seinen Versuch von der Ostküste aus unternahm. Denn jedes Eindringen von West erfordert, selbst bei vollständiger Durchquerung, stets eine Rückkehr nach W, um die Heimkehr nach Europa zu ermöglichen, die von der fast menschenleeren und für die Schiffahrt schwer zugänglichen Ostküste aus nicht erhofft werden darf. — Die Expedition setzte sich zusammen aus dem Redner als Chef, dann Kapt. Sverdrup, 2 Lappen und 2 anderen Begleitern. Auf dem Robbenfänger »Jason« gelangten sie bis nahe an die Ostküste Grönlands unweit Cap Dan unter $65^{1}/_{2}^{0}$ n. Br., wo sie die »Jason« verliessen, um mit ihren 2 Böten durch das Treibeis hindurch die Küste zu erreichen. Doch dies gelang ihnen nicht, eine Beschädigung an dem Hauptboot, die ausgebessert werden musste, veranlasste einen verhängnissvollen Verzug, die launenhafte Strömung des Meeres trieb das Boot mit dem Eise weiter vom Lande ab, und 12 Tage lang wurde die Expedition, die Böte bald auf einer Eisscholle, bald zwischen den Eisschollen treibend, willenlos nach S entführt bis $61^{1}/_{2}^{0}$ n. Br., wo es ihr endlich gelang, sich nach dem Lande durchzuarbeiten, 4 volle Breitengrade südlicher als die Landung ursprünglich geplant war. Am 29. Juli wandte sich nun die Expedition, um wieder eine höhere Breite zu gewinnen, unter dem Schutz der Küste nach N, mühsam auch hier durch das Treibeis sich den Weg bahnend. Nach 2 Tagen traf man auf ein Lager von ca. 70 Eskimos, das aus zwei Partien bestand, beide auf der Reise begriffen, die einen südwärts nach den dänischen Kolonien am Kap Farwell, die andern heimwärts nach Norden. Wie Redner in Erfahrung gebracht, ist jene erstere Partie erst

in diesem Jahre, im Sommer 1890, also nach 2 Jahren an ihrem Ziele angelangt, um sofort wieder, nach Einkauf des unentbehrlichen Schnupftabakes, vielleicht nach kaum ½ stündigem Aufenthalt in der Kolonie, heimwärts sich nach Norden zu wenden. Die Hoffnung von diesen Eingeborenen im Vordringen nach N durch Rath und That unterstützt zu werden, erfüllte sich nicht. Nachdem dieselben 2 Tage den Böten der Expedition in deren Kielwasser gefolgt waren, gaben sie wegen der schwierigen Eisverhältnisse schon das weitere Mitziehen auf und gingen ans Land. Unter 63 ⅓° nördlicher Breite wurden noch einmal Eskimos angetroffen und am 10. August bei Umivik auf 64 ½° die Bootfahrt definitiv beendet. Eine 24stündige Rekognoscirungstour landeinwärts liess die Stelle für das Vordringen günstig erscheinen, und am 15. August wurde mit 5 Schlitten der Aufstieg ins Innere begonnen, nachdem die Böte an einem sicheren Ort in einer Gebirgschlucht versteckt und darunter ein kleines Depot von Schiessbedarf angelegt worden war. Der auf die Schlitten vertheilte Proviant bestand aus Fleischkonserven, Hartbrot, Erbswürsten, Butter, Käse, Chokolade, Thee, Kaffee, Zucker, kondensirter Milch, Fleischpepton, Preisselbeeren u. A. m. — Tabak gab es nur Sonntags für jeden Mann eine Pfeife voll. Trinkbranntwein wurde gar nicht geführt. Zum Schmelzen des Schnees und Kochen war ein Kochapparat und Brennspriet vorhanden. Schneeschuhe, Taue, Aexte, Stöcke, 2 Gewehre mit Munition, Schneebrillen, Messer, Tassen, ein Sextant, ein Theodolit, Barometer, Thermometer, Kompasse, ein Photographenapparat, ein Zelt, 2 Schlafsäcke aus Renthierfell, Kleider und Schuhzeug vervollständigten die Ausrüstung. Die Belastung der Schlitten betrug je ca. 100 kg, ein grösserer, von dem Chef und Kapitän Sverdrup gezogen, trug eine doppelte Last. — Die nordwestliche Richtung, die die Expedition anfangs einschlug, um Christianshaab an der Westküste zu erreichen, musste widriger Winde wegen aufgegeben werden, und von dem 25. Parallel aus wurde in der Richtung West zu Süd auf die Kolonie Godthaab zugesteuert. Einige Tage mussten wegen Schneesturmes im Zelte zugebracht werden; dann ging es in gleichmässigen Tagesmärschen weiter. Trinkwasser musste aus Schnee geschmolzen werden, theils im Kochapparat, theils in Blechdosen, die unter der Kleidung auf der Brust getragen wurden. Bei veränderter Richtung des Weges konnte der Wind zeitweilig zum Segeln benutzt werden: 2 resp. 3 Schlitten wurden dazu aneinander gekoppelt, und Segel darauf angebracht. Bei losem Schnee ging die Mannschaft auf Schneeschuhen. Der Anstieg ging bis zur Höhe von 2800 m; aber im Innern bot das Plateau den Anblick eines gefrorenen Meeres ohne sichtliche Abdachung. Für die niedrige Temperatur reichten die Quecksilberthermometer nicht aus, sie betrug gewiss nahe an — 50° C, denn das Minimum-Thermometer war im Zelte, wo die sechs Menschen sich aufhielten und der Kochapparat in Thätigkeit war, weit unter — 40° C gefallen. Die Temperatur von ca. — 20° an der Westküste erschien später ganz sommerlich. Durch einen Schneesturm wurden einmal Schlitten und Zelt, letzteres mit seinen Insassen, ganz in Schnee verschüttet und mussten herausgegraben werden. Die lustigste Schneeschuhfahrt machte die Expedition, als sie beim Abstieg nach W mit Hilfe von Segeln und Schneeschuhen durch den Ostwind in rasender Eile vorwärts getrieben wurde. Näher zur Westküste wurden die gefährlichsten Gletscherspalten, wie auch früher nahe der Ostküste, angetroffen, so dass

der Chef der Expedition auf Schneeschuhen voraneilte, um das Eis zu untersuchen und vor Gefahr zu warnen. Mehrere Male entging der Zug nur mit knapper Noth dem Absturz in die Tiefe. Am 24. September wurde das Küstenland am Ameralikfjord erreicht. Hier wurde aus Segelleinen, Schneestöcken, mitgebrachtem Bambusrohr und dort einheimischem Weidengestrüpp ein Boot gebaut. Die Schlitten waren auf dem Inlandeis zurückgelassen worden, auch Ruder wurden aus Weidenzweigen und Segelleinen gefertigt. Dann machten der Chef und Kapitän Sverdrup sich mit dem Boot auf nach Godthaab, während die übrigen die zurückgelassene Bagage zur Küste holten. Erstere mussten aber einen Tag lang ihr Boot den schlammigen Fluss, den sie für fahrbar gehalten, entlang tragen, kamen erst am andern Tage in offenes Wasser im Fjord und fuhren nach dem Missionsplatz Ny Herenhut und von hier am 3. Oktober nach Godthaab. Erst am 12. Oktober konnten die zurückgelassenen Gefährten mit Hülfe von Eskimos abgeholt werden. — Dr. Nansen's Wunsch, noch im selben Jahre nach Europa zu kommen, wurde nicht erfüllt, da der einzige in Grönland noch anwesende Dampfer der späten Jahreszeit wegen nicht mehr Godthaab anlaufen konnte. Derselbe brachte jedoch die erste Nachricht von dem glücklichen Verlauf der Expedition nach Europa, und im April 1889 bewerkstelligte ein dänischer Dampfer die Heimkehr. — Durch diese Expedition ist erwiesen, dass in der durchschrittenen Breite Grönlands das Inlandeis eine zusammenhängende Decke von Küste zu Küste bildet und keine schneelosen Oasen vorhanden sind, nicht einmal kahle Felsen den Schnee überragen. Der grossen Gletscher wegen an der Westküste bis 75 ° nach N ist auch bis in diese Breite ähnliches Inlandeis zu vermuthen, bedarf aber der Bestätigung. Ein nach den Höhenmessungen der Expedition angefertigtes Profil, also ein Querschnitt durch das Inlandeis, lässt die Eisoberfläche als Kurve erscheinen, die abgesehen von den steil abfallenden Enden, einem Kreisbogen sehr nahe kommt, dessen höchster Punkt etwas näher der Ost- als der Westküste liegt. Um die wahrscheinliche Dicke der Eisdecke Grönlands sich vorzustellen, liegt es nahe, das an den Küsten ähnlich wie Grönland gestaltete Norwegen zu vergleichen. Sind die Thäler Grönlands unter dem Eise, wie anzunehmen ist, ähnlich den norwegischen von geringer Meereshöhe, so resultirt für die Eisdecke Grönlands über dessen Thälern eine Mächtigkeit von 1000—2000 m. — Die Oberfläche der Eisdecke ist lockerer Schnee, nur im Sommer durch oberflächliches Schmelzen eine dünne Eiskruste bildend; Eisstöcke von 2 m Länge erreichten noch nicht das untere feste Eis. — Die Lufttemperatur zeigt als Monatsmittel für September 30—35 ° C Kälte, d. i. 20 ° tiefer als normal für diese Breite; das Jahresmittel lässt sich aus den vorhandenen Daten zu — 25 ° C berechnen, das Monatsmittel für den Januar auf — 40 °, für den Juli auf — 10 ° C. Da die britische Polarexpedition unter Kapt. Nares im nördlichen Grönland — 58 ° C an der Küste beobachtete, so ist anzunehmen, dass dort im Innern die Temperatur wie im sibirischen Kältepol auf mindestens — 65 ° C sinkt, sodass man in dem Innern Grönlands einen zweiten Kältepol statuiren kann. — Die Luftfeuchtigkeit über dem Inlandeis hat meist 90—100 pCt.; unter 40 Tagen waren 4 Regentage, an 1 Tag fiel Hagel, an 11 Schnee, dieser fein, staub- oder nadelförmig, die Luft halb durchsichtig, die Sonne mit Hof und Nebensonnen. — Wegen der feuchten kalten Luft ist das Verdunsten des

Eises an der Oberfläche unbedeutend, das weitere Wachsen der Eisdecke scheint durch Abschmelzen in der Tiefe, nahe dem Erdboden, verhindert zu werden. Dieses Schmelzwasser entweicht nach der Küste durch Kanäle, durch den gewaltigen Druck der Eismassen hervorgepresst, und erhält durch diesen Druck wohl eine grosse Erosionskraft. — Jedenfalls kann die weitere Durchforschung des Innern Grönlands, in höheren Breiten besonders, der Wissenschaft noch grosse Dienste leisten.

Nachdem Redner unter lebhaftestem Beifall seinen Vortrag beendet hatte, dankte der Vorsitzende, Herr Senator Ad. Hertz, demselben, indem er sich mit folgenden Worten an die Versammlung wandte: »Der Beifall, den Sie, hochverehrte Anwesende, dem Redner gezollt haben, berechtigt mich zu der Annahme, dass Sie mit mir das Gefühl der Bewunderung über die uns soeben geschilderte Reise und für den kühnen Reisenden, der sie vollbracht hat, theilen. — Wohl selten ist eine Reise besser und kühner geplant gewesen, meisterhafter durchgeführt und mit mehr Bescheidenheit erzählt worden. Namens der Geographischen Gesellschaft und aller Anwesenden erlaube ich mir, Herrn Dr. Fridtjof Nansen aufrichtigen Dank für seinen ausgezeichneten Vortrag auszusprechen«.

159. Sitzung. 4. Dezember 1890.

Vorsitzender: Herr Senator Adolph Hertz.

Zwei neue Anmeldungen zum Eintritt liegen vor.

Der Sekretär Herr Friederichsen macht Mittheilung von dem am 3. d. erfolgten Tode des Ehrenmitgliedes der Gesellschaft, des Kartographen Prof. Dr. Herm. Berghaus in Gotha. Derselbe war am 16. November 1828 in Herford geboren und hatte zusammen mit A. Petermann und Henry Lange seine kartographische Ausbildung auf der derzeitigen Potsdamer Kunstschule seines Oheims, des Prof. Dr. Heinrich Berghaus, des Zeitgenossen Alex. v. Humboldts und Karl Ritters, genossen. 1850 trat Herm. Berghaus als Mitarbeiter in die Perthes'sche Geographische Anstalt ein, welcher er volle 40 Jahre in seltener Treue und Schaffenskraft angehört hat. Redner, der jahrelang Kollege des Verstorbenen in der Perthes'schen Anstalt gewesen, schildert dessen bescheidenes, anspruchsloses Wesen, das ihn äusserlich wohl als Sonderling erscheinen liess, der sich nur in seinem Wirkungskreis wohl fühlte und selten aus seinem Arbeitszimmer heraustrat, um sich in der Welt umzusehen, dabei aber geistig höchst bedeutend, talentvoll und anregend war. Charakteristisch für seine Arbeiten ist die mathematisch-physikalische Auffassung der Erdkunde, wie sie sich in seinem Hauptwerk, dem von seinem Oheim und Lehrer in 1836 begründeten und jetzt in dritter Auflage fast vollendeten, ganz neu bearbeiteten »Physikalischen Atlas« dokumentirt. Dieser enthält 75 Grossfolio-Karten mit mehreren hundert Darstellungen aus den Gebieten der Geologie, Hydrographie, Meteorologie, des Erdmagnetismus, der Völkerkunde, Pflanzen- und Thier-Verbreitung, und hat in der Wissenschaft hochgeschätzte Männer zu Mitarbeitern, wie Neumayer, Drude, Gerland, Hann, Hartlaub, Marshall, v. Zittel. Von anderen Arbeiten des Verstorbenen sind hervorzuheben seine »Chart of the World«, welche bereits 11 Auflagen erlebt hat, ferner viele Karten zu den Stieler'schen Atlanten, Spezialkarten der Alpen, lange bevor

er, 53 Jahre alt, dieses Gebirge aus eigener Anschauung kennen lernte. Redner bittet, dem Verstorbenen ein ehrendes Andenken zu bewahren, und ersucht um die Ermächtigung, der Firma Justus Perthes in Gotha die lebhafte Theilnahme der Gesellschaft übermitteln zu dürfen, in deren Namen er bereits einen Lorbeerkranz für das Grab des Verewigten angewiesen habe. Der Vorsitzende und die Versammlung stimmt Dem von ganzem Herzen zu. — Herr Friederichsen referirt alsdann über die diesjährige Expedition des französischen Kolonialbeamten J. Cholet innerhalb des französischen Kongogebietes und über die Erforschung des schiffbaren Sanga, eines im deutschen Kamerungebiete entspringenden und unter 1° s. Br. zwischen dem Alima und dem Ubangi in den Kongo mündenden Flusses durch denselben. Im Anschluss daran erwähnt Redner der energischen Bestrebungen der Franzosen in das Hinterland des Kamerungebietes einzudringen, um sich anscheinend eine Land-Verbindung Algeriens mit dem französischen Kongogebiet zu sichern. An der Hand der im Novemberheft der Proceedings of the Royal Geographical Society in London publizirten Karte zur Veranschaulichung der Vertheilung Afrikas unter die europäischen Kolonialmächte, macht Redner auf die in dieser Karte zur Anschauung gebrachten Besitzverhältnisse aufmerksam, welche unter Anderem nicht nur die einstmalige egyptische Aequatorial-Provinz, sondern auch Kordofan und Dar For in die britisch-ostafrikanische Interessensphäre hineingezogen darstelle. Als unabhängig seien auf dieser die Auffassung der maassgebenden englischen Kreise charakterisirenden Karte nur folgende Gebiete verzeichnet: Marokko, die östliche Sahara im Süden von Tripoli, Liberia, Kanem, Wadai, Bagirmi und das Hinterland von Kamerun im Süden der ebengenannten 3 Sudanstaaten.

Ueber eine Broschüre des Freiherrn v. Benko, betitelt »Das Datum auf den Philippinen«, referirt Herr Dr. Michow. Zweck der Schrift ist, einen angeblich weit verbreiteten Irrthum zu beseitigen, als ob noch jetzt wie früher auf den Philippinen ein anderes Datum geführt werde als im übrigen Ostasien. Referent gibt eine historische Begründung, wie die Philippinen, auf dem westlichen Wege durch und für die Spanier gefunden, zu dem sogenannten »östlichen Datum«, welches gegen das »westliche« um einen Tag zurückbleibt, gekommen sind, wie jenes aus praktischen Gründen beibehalten wurde, so lange der Verkehr nach den Philippinen ausschliesslich vom spanischen Amerika ausging. Als nach Eröffnung der chinesischen Häfen der Verkehr mit den ostasiatischen Küstenländern lebhafter wurde, stellte sich das Bedürfniss heraus, die Datirung in Ostasien einheitlich zu gestalten; es wurde deshalb durch offizielle Verordnung in Manila das Jahr 1844 um einen Tag gekürzt, indem man auf Montag d. 30. Dezember 1844 sofort Mittwoch d. 1. Januar 1845 folgen liess. Wenn nun die Benko'sche Schrift diese Umdatirung von 1844 glaubt in Erinnerung bringen zu müssen, so wird sie sich vielleicht mit Recht an die Adresse unserer grossen Konversations-Lexika wenden können, denen jene Umdatirung unbekannt geblieben zu sein scheint, während dieselbe im praktischen Gebrauch sich längst eingebürgert hat und, abgesehen von einigen älteren historisch-geographischen Schriften, sowohl in geographischen Handbüchern, als auch in den modernen verkehrsgeographischen, wie physikalisch-geopraphischen Werken als zu Recht bestehend ausdrücklich angeführt wird. Es ist deshalb jener Schrift nicht

die Wichtigkeit beizumessen, die der Verfasser selber durch Herbeiziehung offizieller Dokumente ihr hat geglaubt vindiziren zu müssen.

Alsdann erhält Herr Dr. Polakowsky aus Berlin das Wort zu seinem angekündigten Vortrage »Ueber die heutige Lage der Staaten Mittelamerikas«. Redner führt Folgendes näher aus: Mittelamerika verdankt seine weltgeschichtliche Bedeutung seiner Lage zwischen den Weltmeeren und der Möglichkeit, letztere vermittels einer Wasserstrasse in offene Verbindung zu setzen. Diesem Umstande verdankt es auch seine genaue Durchforschung. Zwischen Osten und Westen besteht in den Naturverhältnissen ein grosser Unterschied; der Osten ist ziemlich menschenleer, mit Urwald bedeckt. Werthvoll sind die mehr westlichen und zentralen Hochebenen, die ein für Europäer gesundes Klima haben; doch auch die Ostseite kann nutzbar gemacht werden durch Verbesserung der Wasserläufe, Trockenlegen von Sümpfen, Bewässerungsanlagen und dergleichen. Unglaubliche Massen fruchtbarsten Humus führen die Flüsse in ihrem ungezügelten Laufe ins Meer. — Die Regierungsform der dortigen Staaten ist die Republik, nach dem liberalen Muster der Nordamerikanischen Union, doch ist die praktische Gestaltung der Regierungsform meist eine sehr abweichende. Die Betheiligung an den politischen Wahlen ist wegen grosser Indolenz sehr gering, auch sind die Wahlen nicht so frei, wie sie nach der Verfassung sein sollten. Die Bevölkerung ist nicht reif für eine freie Verfassung und steht sich am besten unter der Diktatur, falls nur ehrenhafte Männer dieselbe ausüben. Wo in Folge Einwanderung das weisse Element überwiegt, wie in Costa Rica, da sind die politischen Zustände besser, der Sinn für Ordnung grösser. Die Einnahmen fliessen vornehmlich aus Besteuerung des exportirten Kaffees, sowie aus dem Tabaks- und Branntwein-Monopol. Das Land hat einen sehr fruchtbaren Ackerboden, ferner reiche Waldungen, deren Verwerthung freilich schwieriger ist, dazu ausgedehnte Erzlager. — Bei einem Areal von 445 000 qkm hat Mittelamerika gegen 2 900 000 Einwohner, von denen der grössere Theil (ca. 1/3) Indianer sind. In Zeiten der Noth waren die Staaten Mittelamerikas auch wohl einig, um die Uebergriffe Fremder zu hindern; sonst waren sie aber meist unter einander entzweit; die jüngst geplante Einigung in Gestalt einer Föderativ-Republik ist durch die Revolution in Salvador wieder einmal vorläufig unmöglich gemacht und der Rassenhass zwischen Nord und Süd nur noch verstärkt worden. Auch würden durch die Vereinigung einzelne Staaten benachtheiligt werden, wie Costa-Rica, dessen europäischer Kredit, nur solange es allein dasteht, seine jetzige Höhe bewahren dürfte. — In Guatemala wird fleissig Ackerbau getrieben, Kaffee, Kakao von vorzüglichster Güte, auch Fieberrinde und Kautschuk gebaut. Mais und Bohnen sind das dortige tägliche Brot. Der Export betrug in 1889 13 1/4 Millionen Pesos (fast nur Kaffee); am Import, im Betrage von 7 1/2 Millionen Pesos, war Englang mit 1 1/2, die nordamerikanische Union mit 1 1/3, Deutschland mit 3/4 Millionen Pesos betheiligt. Der Kaffee ist vorzüglich, er erhielt auf der Pariser Ausstellung 1889 nur Erste Preise. — Der Staat Honduras, 125 000 qkm Areal und 333 000 Einwohner fassend, ist besonders reich an nutzbaren Mineralien, deren Ausbeute durch liberale Gesetze erleichtert wird. Viele Amerikaner aus der Union haben Minen-Gesellschaften gegründet; aber grosse Kapitalien sind zum Betriebe nöthig, weil es in den mineral-

reichen Gegenden an Arbeitern nnd an Wegen fehlt. Eine Spezialität sind rothe Opale von herrlicher Pracht. Der Export, vor Allem in Silber und Bananen, dann Indigo, Sarsaparillawurz, Hölzern, Kokos, betrug in 1889 ca. 3½ Millionen Pesos, wovon nichts nach Deutschland ging. — Der Staat Salvador hat ein Areal von nur 20 000 qkm und 600 000 Einwohner, d. i. die grösste Volksdichte im ehemalig spanischen Amerika, und eine sehr entwickelte Industrie. Im fruchtbaren Thale des schiffbaren Rio Lempa wird Ackerbau getrieben, auch Bergbau im Hochlande, doch die Verkehrswege sind mangelhaft, und die letzte Revolution hat alle Arbeitskräfte absorbirt. Das Land leidet unter Erdbeben. Exportirt wird für 3⅓ Mill. Pesos, meist Kaffee, dann Indigo und Edelmetalle. — Der Staat Nicaragua hat 133 000 qkm Areal und 300 000 Einwohner. Das Land hat reiche Erzminen, aber es fehlt auch hier an Wegen und Arbeitern; doch mehrere englische Minengesellschaften arbeiten mit gutem Erfolg. In den fruchtbaren Ebenen baut man Kaffee, Kakao, Indigo und Zucker. Ausserdem werden exportirt Kautschuk, Gelbholzextract, Häute, im Ganzen für 2 Millionen Pesos, davon ¼ Millionen nach Deutschland. Der Staat hat geordnete politische Zustände, die frühere Eifersucht gegen Costa Rica ist beigelegt, was für den Kanalbau von Wichtigkeit ist, und im Kanal liegt die Zukunft des Landes. Die Arbeiten am Nicaragua-Kanal sind längst im Gange, werden aber nur langsam betrieben, nicht etwa weil Geld fehlt, sondern weil Verhandlungen schweben zwischen der Union und der Kanalgesellschaft, welche bezwecken, dass die Union das Privilegium der Gesellschaft abkauft und den Kanal fertig stellt. Jedenfalls ist vor Ablauf des Jahrhunderts die Durchführung des Kanalprojektes zu erwarten. Doch hat die Anlage auch ihre Bedenken; von Zeit zu Zeit erschüttern Erdbeben den Boden, was immerhin dem Kanale verhängnissvoll werden kann; dann soll der Rio San Juan von seinem Ausfluss aus dem Nicaragua-See bis halbwegs nach der Mündung aufgestaut werden, bis zur Höhe des Sees selbst, zu 33½ m Meereshöhe. Dadurch werden die Seitenthäler und Uferstrecken weithin unter Wasser gesetzt werden und wohl grosse Entschädigungen gezahlt werden müssen. Ohne letztere sind die Kosten auf 90 Millionen Dollars berechnet worden, mit denselben werden sie wohl 200 Millionen betragen. Die Kanalstrecke läuft 273 km weit, von denen nur 64 auszuheben sind, der Rest durch den See und den San Juan-Fluss gebildet wird. — Die letzte der fünf Republiken, Costa Rica, hat 52 000 qkm und über 200 000 Einwohner. Die Bevölkerung ist arbeitsam und ehrenhaft, hat Sinn für Ordung und Gesetzlichkeit; die Weissen dominiren, reine Indianer sind wenige. Gegen Fremde herrscht keine Eifersucht und kein Misstrauen; auch ist C. R. Dank der isolirten Lage von den Bürgerkriegen der anderen Republiken verschont geblieben. Gute Strassen sind bereits angelegt worden, und vielfach bietet sich gute Gelegenheit zu Ansiedelungen. Auch wird die Einwanderung von oben her gefördert, doch ist dem Fremden Vorsicht zu empfehlen, da nur mittelmässiges Land billig und gern abgegeben wird. — Der Handel Mittelamerikas mit Deutschland steigt; die Statistik des Exportes dahin ist unsicher, weil viel über Holland und England geht; der Import von 3 Millionen in 1874 ist auf 14 Millionen in 1889 gestiegen. In Costa Rica nimmt Deutschland schon die dritte Stelle ein, hinter England und der Union. — Redner schliesst mit einem Rückblick auf die

Katastrophe des Panama-Kanales. Bekanntlich war dieser schon in 1888 auf einen Schleusenkanal reduzirt worden; die 1889 hingesandte Kommission hatte festzustellen, ob der Kanal noch zu retten sei. Es waren schon 1300 Millionen Fr. verbraucht, eine Milliarde wäre noch nöthig gewesen, um den Schleusenkanal fertig zu stellen; aber bis 1893, wo der Baukontrakt abläuft, war die Arbeit nicht zu beenden, und die Verhandlungen um Verlängerung waren resultatlos. Seit einem Jahre ruhen die Arbeiten, und das noch brauchbare schwimmende Maschinen-Material ist von der Nicaragua-Kanal-Gesellschaft bereits angekauft und übernommen worden.

Kassa-Bilanz für 1889.

Einnahme:

I. Saldo von 1888			
Bank-Saldo am 31. Dezbr. 1888	ℳ. 1831.09		
Kassa-Saldo » 31. Dezbr. 1888	» 682.81	ℳ. 2513.90	
II. Beiträge von Mitgliedern		» 5760.—	
III. Zinsen		» 61.52	
IV. Subvention der Finanz-Deputation		» 5000.—	
V. Extraordinaria: Rückprämie		» 27.—	
			ℳ. 13 362.42

Ausgabe:

I. Für die »Mittheilungen« der Geogr. Gesellschaft 1887/88 und sonstige Drucksachen		ℳ. 2913.25	
II. für die monatlichen Sitzungen, Reisespesen und Honorare etc.		» 373.65	
III. für die Bibliothek, Abonnements auf Journale		» 60.18	
IV. für die Verwaltung		» 1690.—	
V. Extraordinaria:			
Vertretung a. d. VIII. Geographentag und Beitrag	ℳ. 175.20		
Ausschmückung des Kirchenpauer-Denkmals	» 30.—		
Depesche an Emin-Pascha — Sansibar	» 84.70		
Porti und Diversa	» 375.75		
		» 665.65	
Saldo auf 1890:			
Bank-Saldo	ℳ. 7432.96		
Kassa-Saldo	» 226.73		
		» 7659.69	
			ℳ. 13 362.42

Mitglieder-Verzeichniss Ende 1890.

Vorstand.

Präsident: Senator **Adolph Hertz.**
Vice-Präsident: Prof. Dr. **R. Hoche.**
Erster Sekretär: **L. Friederichsen.**
Zweiter Sekretär: Admiralitätsrath **C. Koldewey.**
Kassirer: **W. Westendarp.**
Emil Güssefeld.
Senator **H. Roscher.**

Revisoren.

Otto E. Westphal.
J. Witt.

Beirath.

Dr. **C. Gottsche.**
F. J. H. Hansing.
Konsul **Fr. Hernsheim.**
Gymnasialdirektor **Hess**-Altona.
Schulrath **J. L. Mahraun.**
Dr. **H. Michow.**
Dr. med. **W. Oehrens.**
Prof. Dr. **F. Wibel.**
Otto E. Westphal.
J. Witt.

I. Ehrenmitglieder.

Andree Richard, Dr. Heidelberg ..... Seit 1. Mai 1886.
Bastian, A., Geheimer Regierungsrath, Prof. Dr. Berlin. ..... » 7. » 1874.
Becker, M. A., Ritter von, Hofrath. Wien. ..... » 4. März 1875.
Junker, Wilhelm, Dr. St. Petersburg ..... » 7. Juni 1888.
Lange, Henry, Prof. Dr. Berlin ..... » 1. Mai 1886.
Kiepert, Heinrich, Prof. Dr. Berlin ..... » 4. März 1875.
Negri, Cristoforo, Prof. Dr., Ehrenpräsident der Italienischen Geogr. Gesellschaft. Turin ..... » 7. Mai 1874.
Neumayer, G., Geheimer Admiralitätsrath und Direktor der Deutschen Seewarte, Prof. Dr. Hamburg ..... » 3. Juni 1875.
Nordenskjöld, Freiherr **Erik von,** Prof. Stockholm ..... » 5. Febr. 1880.
Palander, L., Marine-Kapitän. Stockholm ..... » 5. » 1880.
Payer, Julius, Dr. Frankfurt a. M. ..... » 4. März 1875.

Richthofen, Freiherr **Ferdinand von,** Prof. Berlin ..... Seit 7. Mai 1874.
Rohlfs, Gerhard, Hofrath, Dr. Godesberg ..... » 4. März 1875.
Schweinfurth, G., Prof. Dr. Kairo..... » 4. Febr. 1875.
Stanley, Henry M., London ..... » 7. » 1878.
Wilczek, Graf **Hans von,** Excellenz, K. K. wirklicher Geheimrath. Wien ..... » 4. März 1875.

II. Korrespondirende Mitglieder.

Burmeister, H., Prof. Dr. Buenos Aires..... Seit 7. Okt. 1875.
Cohen, Emil, Prof. Dr. Greifswalde ..... » 9. Sept. 1875.
Debes, E., Kartograph. Leipzig ..... » 1. Mai 1886.
Ernst A., Dr., Direktor des National-Museums. Carácas ..... » 8. Juni 1888.
Hesse-Wartegg, Ernst von, Tribschen-Luzern ..... » 4. Dez. 1879.
Holten, Hermann von. Cochabamba ..... » 5. Jan. 1882.
Keller, Richard, Kaiserlich Deutscher Konsul. Rufisque am Senegal..... » 6. Nov. 1884.
Kubary, Johann. Konstantinshafen, Neu-Guinea ..... » 9. Sept. 1875.
Léonce, Richard. Bordeaux ..... » 9. » 1875.
Shillinglaw, John J. Melbourne ..... » 1. April 1880.

III. Ordentliche Mitglieder.

Abegg, Fr.
Achilles, C.
Ahlers, Jacob.
Ahlsberg, A., Dr., Oberarzt.
Albers-Schoenberg, A. H.
Aly, Paul, Dr. med.
Amsinck, J., Dr. med.
Amsinck, L. E.
Amsinck, M. G.
Amsinck, Wilhelm.
Andersen, C.
Andersen, Emil.
Antoine-Feill, Dr. jur. sen.
Arning, E. Dr. med.
des Arts, Henry.
Baasch, Ernst, Dr. jur.
Ballin, Albert, Direktor.
Bargen Chr. von.
Bartels, F. W.
Bauermeister, Karl.
Behn, Theodor, Dr. jur.
Beith, M.
Bercken, General von; Altona.
Berendt, M.
Berendt, F.
Bergner, Philipp.
Berkefeld, W.
Bessler, C.
Benkemann, W., Dr. ph.
Bieber, Franz Voguell.
Bieber, G. R.
Bieber, Theodor.
Bieling, Adolph.
Binder, Hermann.
Bippen, Arnold von.
Blab, Johann, Direktor.
Bleckwedel, C. H., Lehrer.
Blohm, G. H.
Blohm L. F.
Blumberger, J., Direktor.
Blumenthal, Aug.
Bock, Theodor.
Böhl, Joh. Friedrich.
Böhl, Ludwig.
Böhme, H. D.
Bötzow, G., Dr.
Bohlen, Ed.
Boldemann, Hermann.
Bollenhagen, Emil.
Booth, Arthur.

Booth, Oskar.
Booth, Stanley.
Borstelmann, J.
Brach, Rudolf.
Brackenhoeft, E. Dr. jur.
Brauss, Hermann.
Brieger, Carl.
Brock, Gustav.
Brohm, Walter.
Bromberg, A., Dr. jur.
Brückmann, Albert.
Bülau, G., Dr. med.
Büsch, Oskar.
Buhrow, P. G.
Burchard, O. J.
Burchard, Th.
Burmeister, H.
Calais, P., Dr. med.
Cammerer, Rud., Dr., Generalarzt. Altona.
Camp, Caesar de la.
Carr, Robert S.
Carstens, C. F. Konsul, Dockenhuden.
Caulier, B., Ingenieur.
Chaplin, Edward.
Clauss, Friedrich.
Clauss Wilhelm.
Cohen, B., Dr. med.
Cohen, Gustav G.
Cohn, Carl.
Colpe, Hermann.
Cordes, Albert.
Cordes, August C.
Cords, Julius.
Crasemann, Max, Dr. jur.
Crasemann, Rudolf.
Creutzburg, Ernst.
Dalchow, A, Reichsbankdirektor.
Dantès Fortunat, General. Port au Prince.
Dehn, Max, Dr. med.
Dellschaft, Hermann.
Derschau, Major von. Altona.
Dewitz, Hauptmann von.
Dieckmann, E. W.
Dieckmann, H. W. jr.
Diestel, G. L. F.
Dinklage, Kapt., Abtheilungs-Vorstand der Seewarte.
Dohrn, H, Hauptpastor. Altona.
Dollman, Carl J.
Dollmann, Carl Paul, Generalkonsul.
Donnenberg, Heinrich, Dr. jur.
Donner, K. Th., Dr. jur.
Drews, Hauptmann.
Dunker, Arthur, Direktor.
Duncker, Aug. Heinr. jr., Konsul.
Eckardt, Moritz.
Ecker, Otto, Dr.
Eggert, Carl.
Eichenberg, Paul.
Eisenlohr, C., Dr. med.
Elias, Emil.
Elkan, Eduard.
Elkan, W., Konsul.
Embden, B. E.
Embden, G. H., Dr. jur.
Enet, G. R.
Engel, Felix, Ingenieur.
Engel, Julius, Landgerichtsdirektor.
Ewald, Oskar von.
Falck, Martin.
Fischer, A., Dr. ph.
Fischer, G. W.
Fitzler, Johannes, Dr.
Fixsen, Johann Heinrich.
Föhring, H, Dr., Landgerichtsdirektor.
Fölsch, August.
Förster, August.
Friederichsen, Ludwig, Kartograph.
Friedlaender, Karl, Direktor Prof. Dr.
Fritz, Rudolf.
Gaiser, G. L.
Galles, P.
Gilbert, Hugo, Dr. ph.
Gleisner, M. W. F.
Godeffroy, A.
Godeffroy, C. jr.
Goedelt, C. M., Generalkonsul.
Goepel, Wilhelm, Bankdirektor.
Göpner, C., Direktor.
Goldenberg, Wilhelm, jr.
Goldschmidt, Martin.
Gorrisen, Arthur.
Gossler, Ernst.
Gossler, H., Dr. jur.
Gossler, John von Berenberg.
Gossler, Oskar, Dr. jr.
Gossler, Wilhelm, jr.
Gottsche, Carl, Dr. ph.

Gottsche, C. M., Dr. med. Altona.
Goverts, Wilhelm.
Graetz, August.
Grallert, Emil, Konsul.
Greibe, Carl.
Groenewald, E. B.
Gross, G., Dr. ph., Direktor. Bergedorf.
Grünewald, A.
Grund, Emil.
Gültzow, Albert.
Günter, G. H.
Günther, Lehrer. Altona.
Güssefeld, Emil.
Güssefeld, Otto, Dr. ph.
Gütschow, Anton.
Gütschow, Otto Julius.
Haas, Heinrich.
Hagen, Staatsanwalt. Altona.
Hager, Eduard.
Hahn, Ernesto.
Hahn, Louis.
Hamann, Ad. G. W.
von Hane, Alfred.
Hane, A.
Hansing, F. J. H.
Hansing, L. F.
Hansing, L. J. F.
Hannsen, A. F. C.
Harcke, L. F. C., Dr. jur.
Hartmeyer, E., Dr. jur.
Hartogh, M. H.
Hastedt, H. D., Architekt.
Haupt, Woldemar.
Hausenfelder, Schulinspektor.
Haustedt, F. D. A.
Hegemann. F., Kapitän.
Heinichen, A., Dr., Landgerichtsdirektor.
Held, Heinrich.
Helms, Hermann.
Hennings, Paul, Dr. med. Reinbeck.
Hensel, E., Postdirektor.
Herbst, L. F., Prof. Dr. ph.
Hermsen, Diedrich.
Hermsen, Theodor.
Hernsheim, Franz, Konsul.
Herrmann, M. A., Konsul.
Hertel, Ernst.
Hertz, Adolph, Senator.
Hertz, Adolph Jacob.
Hertz, G., Dr. jur., Senator.
Hertz, John E.
Hertz, Paul. Stade.
Hess, Gymnasialdirektor. Altona.
Hesse, G., jr.
Heuer, John H. A.
Heye, F. C. Th., Geheimer Kommerzienrath.
Heyne, Fritz.
Hinrichsen, M. W.
Hinrichsen, Siegmund, Präses der Handelskammer.
Hinsch, J. D.
Hirsch, Ph., Dr.
Hirsche, K. G., Dr. th., Senior.
Hoche, R., Prof. Dr., Oberbeamter der Oberschulbehörde.
Hoff, E., Oberlehrer.
Holten, A. von.
Holtzapfel, Eduard.
Homann, D. A.
Hooge, Carl.
Hübbe, O. J.
Hübbe, P. G., Direktor.
Hüpeden, Johannes.
Hüttner, H. O.
Jacobson, August.
Jahn, Gustav Jos.
Jannsen, Heinrich, Lehrer. Blankenese.
Jantzen, C. F. W.
Jencquel, G. A.
Illies, Carl.
Imray, James Frederick. London.
Joachim, C., Dr. ph.
Jordan, Julius.
Jorre, Ernst Heinrich.
Jorre, Hugo.
Josephson, C. M., Dr. jur.
Israël, John, Dr. jur.
Jürgens, A. C., Dr. jur., Sekretär d. Handelskammer.
Jungbecker, Regierungsrath.
Kaehler, Alex., Senator.
Kaehler, Pastor. Altona.
Kämp, R. H., Ingenieur.
Karuht, Carl.
Kayser, Alfred.
Kein, Woldemar, cand. phil.
Kellinghusen, A. H., Dr. jur.
Kelting, Theodor.

Kleinwort, Georg.
Knauer, G.
Knauer W., Senator. Altona.
Knobbe, General. Altona.
Koch, G., Dr. ph., Vorstand des Stat. Bureaus.
Koldewey, Carl, Admiralitätsrath.
Kraepelin, Carl, Prof. Dr., Dir. d. Naturhist. Museums.
Kraft, Ernst.
Kraft, Philipp, Lehrer.
Kramer, Otto.
Krauss, C. Th., Dr. Medizinalrath.
Krebs, Wilhelm, cand. phil.
Krieg, E., Dr. med.
Krieger, Geh. Oberfinanzrath. Altona.
Kroeplin, Franz, jr.
Krogmann, H.
Krogmann, J. F.
Krütli, G. R. A. F.
Krumbein, G.
Kühl, Geh. Rath, Oberpostdirektor.
Kugelmann, Ferdinand.
Kuhn, Gustav.
Lachmann, Julius.
Laeisz, C. Ferdinand.
Laeisz, C.
Lange, Caesar.
Lantzius, Otto.
Lau, H. F. W.
Lavy, Charles, jr.
Lehmkuhl, Ad.
Leisewitz, Wilhelm.
Leo, Carl, Dr. jur. Syndikus.
Leszczynski, von., General d. Inf. Exc. Altona.
Levinsohn, Martin.
Levy, Eduard, Generalkonsul.
Lion, Eugen.
Lippert, Ludwig.
Lipschütz, G.
Lipschütz, I.
Loesener, F.
Lomer, R., Dr. med.
Lomnitz, F., Dr. med.
Lubcke, A.
Lüders, C. W. Vorsteher des Museums für Völkerkunde.
Luis, Vincent.
Lund, J. G., Konsul. Teufelsbrücke.
Lutteroth, Arthur.
Lyon, Alfred.
Maack, Elert.
Maack, Joseph.
Maass, Ernst, Verlagsbuchhändler.
Magnus, S. Bergedorf.
Mahraun, J. L., Schulrath.
Marburg, Caesar.
Marcus Hermann.
Marquardt, L., Dr. ph.
Martens, G. H.
Martin, Rud., Dr. jur., Oberlandesgerichtsrath.
Matthiesen, F. E., Direktor.
Mayr, H. Julius.
Meinardus, Otto W.
Meinnolff, August.
Meisner, Carl.
Melchior, M.
Melle, Emil von, Senator.
Melle, W. von, Dr.
Merck, Kön. Bayer. Oberzollrath.
Merck, Ernst.
Merck, Richard.
Mestern, Robert J.
Meyer, Adolf August.
Meyer, H. C. Eduard.
Meyer, J. Arthur F.
Meyer, T. E. J.
Meyersberg, M.
Michael, C. B.
Michaelsen, Wilhelm.
Michahelles, Alfred.
Michow, Heinrich, Dr. ph.
Micolci, A., Dr. ph.
Miehe, Otto.
Mohrmann, J., Dr. jur.
Mönckeberg, J. Georg, Bürgermeister, Magnificenz.
Mönckeberg, Rudolf, Dr. jur.
Molinari, Ottomar.
Möring, C. P. F., Senator.
Moll, Eduard L.
Müller, Clemens.
Müller, Ernst.
Müller, H. A.
Müller-Beeck, F. G. Tokio.
Münchmeyer, A. jr.

Münchmeyer, H, Konsul.
Mutzenbecher, Freiherr Johannes von.
Neumayer, G., Geh. Rath, Prof. Dr., Dir. d. Seewarte.
Niebour, Th., Dir. der Navigationsschule.
Niemeyer, E.
Nissen, Waldemar, Lehrer.
Nölting, Emile, Generalkonsul.
Noodt, Valentin, Dr. ph., Direktor.
Nordheim, Louis.
Nowack, Hugo.
Oehrens, W., Dr. med.
Ohlendorff, Freiherr Albertus von.
Ollerich, H.
Oppenheim, Albert.
Oppenheim-Gérard, Georg.
Osenbrüg. A. Trittau, Holstein.
Osten, gen. Sacken, Freiherr von der, Hauptmann.
O'Swald. A. P. Generalkonsul.
O'Swald, Fritz.
O'Swald, William, Senator.
Ottens, F.
Otto, Moritz.
Panzer, Albert.
Paul, Johannes.
Pauly, C. August.
Pechner, Robert.
Pedraglia, C. A., Dr. med.
Petersen, C., Dr. jur. Bürgermeister, Magnificenz.
Petersen, G., Dr. jur.
Petersen, Johannes A., Dr. ph.
Pflüger, M., Dr. med.
Philipp, F., Dr. med.
Philippi, Hermann, Architekt.
Philippi, W. A.
Pickenpack, Paul, Generalkonsul.
Pickenpack, Vincent.
Pieper, Carl, Ingenieur.
Pieper, Oskar, Dr. ph.
Piglhein, Ludwig.
Pinkernelle, A. E.
Plass, H., Dr. med.
Pollacsek, J. A., Dr., Direktor.
Pontoppidan, E.
Pontoppidan, H. Generalkonsul.
Precht, W., Oberlehrer.
Prochownick, L., Dr. med.
Puttfarcken, Otto, Direktor.
Raeder, Ole Munch, Generalkonsul.
Rautenberg, Prof. Dr., Direktor.
Redlich, C., Dr. ph., Direktor.
Refardt, J. F. C.
Reichwagen, L.
Reiners, W., Konsul.
Reinstorff, E., Prof. Dr. ph.
Renk, Carl. Harburg.
Repsold, Hermann.
Repsold. J. A., Dr. ph.
Repsold, J. Georg. Rio de Janeiro.
Repsold, Oskar.
Richers, W.
Richthofen, Heinr. Freiherr von.
Rintel, B., Dr. med.
Robertson, H.
Robertson, R. J.
Robertson, William.
Robinow, Carl.
Robinow, Hermann.
Robinow, J. A.
Röpe, G. H., Dr. th., Hauptpastor.
Rohde, Diedrich, Prof. Dr., Cuxhaven.
Rohlwes, F. W.
Roosen, B. C., Pastor.
Roosen, B. Otto, Architekt.
Roosen, Eduard.
Rosatzin, Franz, Direktor.
Roscher, H., Senator.
Rosenfeld, Louis.
Ross, D.
Rossin, Julius.
Rümker, G., Prof. Direktor der Sternwarte.
Ruperti, J.
Ruperti, Oskar.
Ruths, Valentin.
Sackermann, Emil.
Sauber, Hermann.
Schäffer, Bernhard.
Schäffer, Max; Dr. jur.
Schede, Kurt.
Schede, Max.
Schemmann, C. H., Senator.
Schemmann, Carl.
Schemmann, Gustav.
Schiffmann, Ludwig, Generalkonsul.

Schiller, Gustav. Frankfurt a. M.
Schittny, R., Oberzollinspektor. Wandsbeck.
Schläger, G.
Schlubach, Heinrich Adolf.
Schlüter, Franz C.
Schlüter, Julius D.
Schmid, Henry.
Schmidt, F. G.
Schön, C. A. W., Generalkonsul.
Schönfeld, Gustav.
Schrader, Joh. Hartwig.
Schramm, Max, Dr.
Schramm, Ernst W.
Schreier, C. W.
Schröder, Johannes, jr.
Schroeter, Franz, Dr. med.
Schück, A., Kapitän.
Schütt, Otto.
Schütt, Richard.
Schultess, Karl, Dr. ph.
Schultz, Theodor.
Schultz, Wilhelm.
Seebohm, Julius, Dr. jur.
Seligmann, Emil.
Seligson, Hermann.
Sieben, F. C.
Siemers, Edmund J. A.
Sieveking, W., Dr. med.
Sievers, Louis.
Sievers, W., Prof. Dr. Giessen.
Sieverts, R. C.
Simmonds, B.
Simon, George.
Sloman, Robert M.
Söhle, Martin, Dr.
Soellner, Adolf.
Sohst, Heinrich.
Sommer, Chr., Konsul.
Spihlmann, A.
Sprick, H.
Stade, C. Theodor.
Stahmer, J. F. T., Senator.
Stammann, O., Dr. jur., Senator.
Steinhaus, C. F., Ingenieur.
Stephan, E., Lehrer.
Sthamer, Richard, Dr.
Stohlmann, Paul Franz.
Stoltz, Hermann.
Strack, Adolf, jr.
Strack, Ernst L., Dr. med.
Strandes, Justus.
Stucken, Fr.
Stürcken, Otto, Dr. jur.
Sudeck, J. L.
Suhl, J. F. M.
Teichmann, A.
Tetens, A. F., Wasserschout.
Thien, J., Oberlehrer.
Thormählen, J.
Tietgens, Gustav W.
Tietgens, H. A.
Timm, A., Ingenieur.
Traun, Heinrich, Dr. ph.
Traun, Otto.
Tüngel, Emil, Dr. med.
Ulex, G. F.
Ulex, H., Dr. ph.
Ulrich, W., Dr. ph.
Versmann, J., Dr. jur., Bürgermeister, Magnificenz.
Villegas, Anibal, Generalkonsul.
Voller, August, Prof. Dr., Direktor.
Vorwerk, Ad.
Wagner, Hermann, Dr. ph.
Wappäus, A. H.
Warburg, Ferdinand.
Warburg, Max M.
Warburg, Moritz.
Warburg, Pius. Altona.
Warburg, S. R.
Watter, Alfred Freih. von.
Weber Georg.
Weber Justus.
Wedeles, Heinrich.
Weickhmann, H., Kapitän z. See.
Weissflog, Ad. Wilhelm.
Wellig, Th., Dr. ph.
Wencke, Fr.
Wentzel, A. E.
Westendarp, George, Ingenieur.
Westendarp, Wilhelm.
Westenholtz, Freih. von, Generalkonsul.
Westerich, C. A. Eduard.
Westphal, C. W. L.
Westphal, Otto E.
Wibel, F., Prof. Dr. Direktor.
Wichmann, E. H.

Wiedemann, H., Dr. med. Blankenese.
Wiengreen, Fritz.
Wiengreen, J.
Wille, Th.
Windmüller, Albert.
Winter, Ph.
Witt, J.
Witt, W.
Woegens, S., Kapt., Inspektor.
Wölber, Gustav.
Wölber, Francis, Konsul.
Woermann, Adolf.
Wohlwill, Th.
Wolf, R., Dr. med.
Wolff, Otto G.
Wolffson, Albert, Dr. jur.
Wolffson, J., sen., Dr. jur.
Zeller, Francisco van, Generalkonsul.
Zickermann, Heinrich. Wandsbeck.
Ziegenbein, F. H. Altona.
Zietz, Eduard.
Zimmermann, Th. G., Dr. ph.

In den Jahren 1889—90 sind gestorben:

Heinr. Bauch sen.
Prof. Dr. Herm. Berghaus. Gotha.
J. A. C. Dieckmann.
Gottfr. Ernst.
Herm. Grote.
E. Hallier.
Dr. C. F. W. Kersten.
Dr. O. Matsen.
Dr. R. Mertens.
Dr. H. A. Meyer.
Prof. Dr. Pagenstecher.
Prof. Dr. O. Pauli.
W. Probst.
Gust. Rohlsen.
Dr. Edm. Schaernak.
Dr. Scheven.
Dr. Schmiedekam.
Emil Schulze.
E. Versmann.
Joh. R. Warburg.
Siegm. Warburg.
N. D. Wichmann.

Mitglieder-Anzahl.

I.	Ehrenmitglieder		16
II.	Korrespondirende Mitglieder		10
III.	Ordentliche Mitglieder:		
	Bestand Ende 1888	468	
	Eingetreten in 1888—90	119	
		587	
	Ausgeschieden in 1888—90	42	
	Bestand Ende 1890		545
	Gesammtzahl		571

19
2

Druck von Ackermann & Wulff in Hamburg.

Princeton University Library
32101 077281093